Der

Graf von Wertheim.

Ein Lebens- und Geschichtsbild

aus der

Reformationszeit.

Von

Johannes Renatus.

Verfasser von: Rudolf von Vargula. — Die Geheilten. — Haidekraut und Centifolien. — Die letzten Mönche vom Oybin. — Lebensskizzen. — Allerlee a. d. Aberlausitz ec. ec.

Erlangen und Leipzig.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.

(Georg Böhme).

1892.

Seinem lieben teueren Freunde

Herrn Gustav Arras

in Zittau

in unwandelbarer alter Freundschaft gewidmet

vom

Verfasser.

Es ist ein großer Schaden, daß so viele Thaten der Deutschen in Vergessenheit geraten. Man sollte sie sammeln zur Besserung der Nachkommen. Eberlin.

Wo ein Fluß durch das Gebirge rauscht, wo stolze Burgen oder alte Klöster sich im Wasser widerspiegeln, da habe ich von jeher gern geweilt, bald mich an der Schönheit der Natur vergnügend, bald in der alten Bauten Geschichte mich versenkend, wenn irgend solche vorhanden. Und fehlte sie, da half die Phantasie nach. Da ward im Geiste Wald und Flur belebt und Berg und Thal und die Erfindung that ihr möglichstes, das Ganze mit den schönsten Farben auszuschmücken. Das ist nicht schwer. Wenn aber von der Geschichte etwas gerettet ist, bewahrt bis auf die heutige Zeit, und dieses Etwas dazu reizt, es wieder an das Tageslicht zu ziehen und die Lücken durch Erfindung auszufüllen, dann ist's nicht leicht. Dann stellt die Weltgeschichte ihre Forderungen, dann muß Gewissenhaftigkeit den beliebigen Flug der Gedanken einschränken und bemüht sein, das, was die Geschichtsforscher mit Mühe und Scharfsinn aufgebaut, nicht wieder zu verwischen oder zu verfälschen. Hierin liegt die große Schwierigkeit der Verbindung von Wahrheit und Dichtung.

Nun ich einst ein trefflich Büchlein fand, geschrieben von Fritz Baumgarten und betitelt: ‚Wie Wertheim evangelisch wurde' — da entdeckte ich darin zugleich etliche Wegweiser, denen ich nachging. Jeder von ihnen führte mich zu bedeutenden Menschen und paradiesischen Gegenden. Unter den ersteren befindet sich Graf Georg II. von Wertheim. Und als ich in einem anderen Buche*) geschrieben fand: „Es ist vil zue sagen von

*) Archiv des histor. Vereins von Unterfranken.

dem Frommen Herrn Grafen Georg, von seiner Frombkeit und gutthaten; nit allein darumb, das es ime ehrlich ist, sondern auch, das es Gott loblich und den zuehörern besserlich. Aus dieser ursach solt man ein legend von ime schreiben, die in Fremden landen gelesen würd, ja auch von unsern nachkommlichen, dieweil solcher ehrlicher helden exempel sehr reizen zue tugenden" — so ging ich nunmehr daran, zu sammeln, was an zuverlässigen Nachrichten über diesen helden besteht. Er waren zumeist nur Brocken; doch nach Art und Zahl genug, um sie zu einem Ganzen zu gestalten. Um aber zu zeigen, worin Graf Georg II. von Wertheim als Held zu betrachten, mußte ich auch der weltgeschichtlichen Begebenheiten seiner Zeit gedenken. Diese sind der Grundton des Gemäldes, aus dessen Mitte sich der Held hervorhebt. Dies und die große Vielseitigkeit des letztren erforderte selbstverständlich eine große Zahl von Personen, die aber aus der Weltgeschichte zumeist bekannt sind. Manche lieben das nicht; doch kann ich's ihnen nicht ersparen. Andere werden vielleicht grübeln, in welche der bestehenden Gußformen das Buch paßt. Heutzutage muß oder soll eine Erzählung entweder ein ‚Roman', oder ein sogenannter ‚historischer Roman', oder eine ‚Novelle', oder ‚Novelette' sein oder gar eben ‚nur eine Erzählung'. Ich richte mich nicht im geringsten nach diesen aufgedrungenen Fesseln solcher Gußformen. Mein Buch ist zu deutsch einfach ein Lebensbild und — weil dieses durch die unzertrennlichen weltgeschichtlichen Ereignisse plastischer hervorgehoben wird — ein Lebens- und Geschichtsbild aus der Reformationszeit. Daß hierbei nicht allein die geschichtlich-politische, sowie die staats- und volkswirtschaftliche Seite berührt wird, sondern auch die kirchlich-religiöse u. a. m., ist selbstverständlich. Um der weltgeschichtlichen Wahrheit die Ehre zu geben, habe ich von den Quellen die gemäßigtsten und objektiven (L. von Ranke) Schriften benutzt, sowie auch katholische, wie z. B. die Chronik des Freiherrn von Zimmern, welcher allerseits als frommer Katholik geschildert wird.

Doch nur wenig konnt ich von dessen ehrlichen Schilderungen der Laster der damaligen Zeit aufnehmen; die meisten von ihnen können hier unmöglich wiedergegeben werden.

Die Quellen, deren Vorstudium in Hinblick auf jene große Zeit nötig war, sind folgende:

I. II. Dr. J. Aschbach. Geschichte der Grafen von Wertheim. III. M. Radlkofer. Eberlin von Günzburg. IV. Schmoller; in: Zeitschr. f. d. gesamte Staatswissenschaft. 16. Bd. V. K. F. Vierordt. Gesch. der Reformation in Baden. VI. a. Wilh. Vogt. Vorgeschichte des Bauernkrieges, in: Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. VI. b. Ed. Engelhardt. Ehrengedächtnis der Reformation in Franken. VII. M. Meurer. Luthers Leben. VIII. Prof. Dr. E. Herrmann. Johann, Freiherr zu Schwarzenberg. IX. Wertheimer Zeitung. 1885. 1886. 1887. 1888. X. Zeitschrift f. deutsche Kulturgeschichte (1872). XI. L. v. Ranke u. Kämmel Weltgeschichte. XII. Zeitschrift des histor. Vereins f. würtemb. Franken. (VII.) XIII. L. Rabus. Historien der Märtyrer. Hierzu ebenso Hagenbachs Kirchengeschichte — M. Meurer. C. Becker 2c. XIV. Kaufmann. Geschichts- und Sagenforschung in: Archiv des histor. Vereins von Unterfranken. XV. Prof. Dr. F. Baumgarten. „Wie Wertheim evangelisch wurde". XVI. Dr. K. Wagner. Skizzen zur Geschichte der Stadt Wertheim. XVII. K. Wert-Heimlieb. Die Stadtkirche zu Wertheim. XVIII. G. L. Tauberbilder. XIX. Führer f. d. Stadt Wertheim. XX. Dr. J. N. von Vanotti. Geschichte der Grafen von Montfort. XXI. a. Karl Goedecke, b. Hoffmann. Biographie des Hans Sachs. XXII. L. v. Ranke — L. T. Freiherr von Spittler. Geschichte der Päpste. XXIII. Dr. K. R. Hagenbach. Kirchengeschichte. XXIV. Kirchengeschichte (Christl. Verein im nördl. Deutschld.). XXV. K. Becker. ‚Dr. M. Luther'. XXVI. F. Liebrecht. Die Zimmerische Chronik. XXVII. V. A. Jäger. Wahre Geschichten pp. XXVIII. Blätter f. bayr. Gymnasialwesen.

XXIX. J. Werner. ‚Johann Eberlin‘. XXX. W. H. Riehl. Über Tauberlandschaft, in: Zeitschr. f. würtemb. Franken. (VII.) XXXI. W. H. Riehl. Land und Leute. XXXII. Götz von Berlichingen. Denkwürdigkeiten. XXXIII. ‚Ratschlag Wertheims‘. Archiv Werth. — Nürnberger Kreisarchiv (Abschrift). XXXIV. Prof. Dr. F. Baumgarten. ‚Unser Wertheim.‘ XXXV. Excerpte aus dem Braunen Buche der Stadt Wertheim

Was Erfindung ist, lehnt sich genau an den Inhalt dieser Quellen an, resp. an den Geist der Zeit. Hierzu gehören namentlich psychologische Vorgänge. Mit der Angabe der Quellen im Buche selbst habe ich es gehalten wie in meinem ‚Rudolf von Vargula‘; d. h. ich habe — die weltgeschichtlichen u. a. Thatsachen als bekannt voraussetzend — nur an denjenigen Stellen darauf verwiesen, von denen ich annahm, daß sie wenig oder nicht bekannt seien. Der Stoff selbst wird hier und da vielleicht an ‚Vargula‘ und ‚die letzten Mönche von Oybin‘ erinnern. Das war insofern unvermeidbar, als die Zeiten ähnlich sind. Doch treten im vorliegenden Buche ganz andere und viel bedeutendere Personen auf, welche, getragen von den hochgehenden Wogen der Reformationszeit, in ganz verschiedener Weise sich kennzeichnen.

Meinem teueren lieben Freunde, dem ich dies Buch gewidmet habe, sende ich hierdurch den herzlichsten Gruß. Zugleich aber drängt es mich, Herrn Prof. Dr. Fritz Baumgarten in Offenburg meinen wärmsten Dank darzubringen für die gütige Überlassung seiner klaren Einzelnotizen, wie für die liebenswürdige Förderung des Werkes überhaupt. Nicht minder dankbar bin ich Herrn Prof. Dr. Müller in Wertheim für seine höchst zuvorkommende und mühevolle Beschaffung eines schwer erlangbaren Buches, sowie Herrn Albert in Wertheim für vertrauensvolle Darleihung etlicher Bände.

Sollte das Buch vermögen, dem verehrten Leser teilnehmendes Interesse zu erwecken und sich nützlich zu machen, so würde mir dies der schönste Lohn sein.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Dolce far niente nennt der Italiener ein süßes Nichtsthun, den holden Müßiggang, der durchaus nicht immer aller Laster Anfang zu sein braucht. Wenigstens würde der wittenberger Student Ernfried Rank gegen eine solche Bezeichnung sich lebhaft aufgelehnt haben. Der lag eines Morgens behaglich in moosigem Grase nahe dem Kloster Kreuzwertheim am rechten Ufer des Mains und schaute hinüber aufs linke Ufer, bald nach dem Hause des Fährmanns, bald auf die alte mauerumgürtete Stadt Wertheim mit deren vielen Türmen, Thoren und Befestigungswerken, bald auch auf die hochgelegene gewaltige Veste der mächtigen Grafen von Wertheim. Und weil die große Burg sich im Wasser spiegelte, betrachtete er auch das Spiegelbild und den sanft dahinfließenden großen Fluß, um sodann seine Blicke wieder auf dem Fährhause weilen zu lassen. Da drüben war ein kräftiger junger Mann von mehr als 20 Jahren beschäftigt, über die Thür mit Teerfarbe in großen Zügen zu malen: Renoviret ao. M.D.IX., denn dieser annus 1509 war das Jahr, in welchem der Ferge oder Fährmann Peter Zell sein Häuschen ausgebessert und hellgrau angestrichen hatte, in welchem ingleichen Ernfried Rank behaglich im Moose lag. Wer hätte aber auch heute kein Behagen empfunden! Es war mollig warm, der Himmel blau, die würzige Luft ringsum erfüllt vom Dufte der Rebenblüten auf den zahlreichen Wein=

bergen des Main- und Tauber-Thales. Und die Lerchen sangen ihr Loblied hoch über den Weinstöcken, über den üppigen Obstbäumen und fruchtbaren Geländen. Und die Waldvöglein flöteten und zwitscherten muntere Hochzeitslieder, denn drüben am linken Ufer verläßt die jungfräuliche ‚Tauber‘ das Stadtgebiet des alten, schon ao. 1000 genannten Wertheim, um sich mit dem ewig verjüngten Main zu vermählen und die Hochzeitsreise nach dem schönen Rhein anzutreten. Ja, bei Fabian und Sebastian! — dachte Ernfried Rank — wenn Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese hierher gezogen wären, sie hätten reichen Ersatz gefunden; den besten wertheimer Wein in der kühlen Trinkstube des Rathauses, die saftigste Bratwurst im schmucken Gasthause „zur Rose“ auf dem Markte, und nun gar noch die Erzeugnisse der Lebküchner und Pastetenbäcker! — Die nötigen Handschuhe hätte das erste Menschen- und Ehepaar beim Meister Melchior Spann erhalten können; die beste Fußbekleidung — nicht Bund-Schuhe, sondern zierliche städtische Brisschuhe — beim Schuster Klaus Nappenbach am Vaitsthörle, die schönste Gewandung beim Namensvetter Adam Saspel, löblichem Schneidermeister auf der Eichelgasse. Und wäre das Geld knapp geworden, so hätte der Jude Samuel in der Kapellengasse sicher geborgt.

Ernfrieds Phantasie mochte sich nächst der Eva auch ein Evenstöchterlein vorgemalt haben; er schaute wiederholt nach dem Fährhause, allwo die schmucke Regina, Peters Schwesterlein, sich aufhielt. Dieweil sich aber das Dirnd'l außen nicht blicken ließ, überließ sich der Student wieder seinem dolce far niente. Mit der Zeit verwandelte sich dieses in bestimmte Vorstellungen. Ernfrieds Vater hatte ihn, noch kurz vor dessen Tode im Merseburgschen, zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit bestimmt. Und wenn er auch seinen Urlaub in so wonniger Gegend bei seinem Oheim, dem angesehenen wertheimer Bürger Thomas Rank, der ihn väterlich erhielt, angenehm verlebte, so schweiften doch seine Gedanken oftmals zur Hochschule Wittenberg zurück. Welch

ein Gegensatz zwischen der dortigen Sandebene und dem Main-Tauber-Paradies! — Freilich, in Wittenbergs Mauern gab's ein Paradies des Geistes. Wie begierig lauschte er den Lehren des Dr. Pollich von Mellerstadt, des berühmten Gelehrten, der in allen drei Fakultäten promovierte. Wie gern hörte er dem frommen Provinzial der Augustiner, Dr. Staupitz zu, ingleichen dem derzeitigen Rektor Nikolaus Grünberg. Und dieser baccalaureus Martinus Luther!? — Er konnte sich noch nicht recht in den neuen Lehrer finden, wußte nicht, was er von dem schüchternen Manne mit dem bleichen abgezehrten Gesicht und den geistfunkelnden Augen halten sollte. Physik sollte der Baccalaureus vortragen und Sittenlehre nach Aristoteles, und doch erklärte sich Luther gegen die aristotelische Philosophie und Scholastik. Aber jedermann bewunderte seine Gelehrsamkeit, Umsicht und seinen Mut. Und als Ernfried einst hörte, wie Dr. Pollich damals zu Dr. Grünberg sagte: „Der Mönch wird alle doctores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformieren; denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schriften und stehet auf Jesu Christi Wort. Das kann keiner weder mit Philosophie, noch mit Sophisterei umstoßen und dawider fechten" — da betrachtete Ernfried den jungen Mönch bewundernd und staunend, wie ein wenig erfahrener Naturforscher ein Pflänzchen, von dem er nicht weiß, ob's ein schön blühender Busch werden wird, oder ein gewaltiger Baum. —

Während Ernfried seinen ernsten Gedanken nachhing, war drüben aus dem Fährhause Regina getreten; der alte blinde Vater drin bedurfte ihrer nicht mehr. Peter hatte sie nicht bemerkt, ahnte somit auch nicht, daß die Schwester hinter ihm stand und schelmisch vergnügt dem Bruder zusah, wie er mit wichtiger Miene an Buchstaben verbesserte, was anfänglich schief geraten war.

Der alte Zell war mit den Seinen unfrei und stand als Unfreier des alten Grafen Michael von Wertheim in der Leib-

eigenschaft. Den Fährzins mußte er an die herrschaftliche Kammer abliefern; er selbst erhielt nur so viel, daß er eben davon leben konnte. Darum finden wir die beiden Geschwister auch ärmlich gekleidet. Peter trug ein grobes Hemd, darüber eine noch gröbere Jacke, sowie ein Paar lederne, bis unter die Knie reichende Hosen. Er zählte etwa 6 Jahre mehr als Schwester Regina. Diese war ein Maikätzchen und heute, an einem der letzten Junitage, genau 15 Jahre 8 Wochen und 7 Stunden alt. Auch sie war ärmlich bekleidet, trotzdem aber von schmuckem Aussehen. Das ärmellose weiße Hemd hatte sie um den schlanken Hals herum zierlich gefältelt. Mit der Rauheit des Zeuges stimmte das feine blaue Tuch ihres Röckchens nicht recht überein, das ihr nur wenig bis unter das Knie reichte. Dies Röcklein war ein Geschenk von einem Fräulein am gräflichen Hofe. Reginas ureigensten Schmuck bildete das reiche braune Haar; das hing ihr zu einem ansehnlichen Zopf gebunden zum Rücken herunter und war am Ende mit einem roten Schleifchen geziert. Schlichter und einfacher konnte der leichte Anzug nicht sein. Um so mehr trat die Schönheit ihres Wuchses hervor und eines Augenpaares, von dessen Ausdruck man nicht wußte, war es der eines Kindes oder einer mutwillig schelmischen Jungfrau voll Lebenskraft und Lust. Diese zeigte sich heute in vollem Maße. Als die Maid ihren Bruder ein Weilchen ungesehen beobachtet hatte, benutzte sie einen Augenblick, in welchem Peter die Arme aufhob, um oben an der Thür etwas zu streichen. Da stieß sie dem Nichtsahnenden von beiden Seiten die ausgespreizten Zeigefinger in die Hüften, daß es ihn kitzeln solle. Peter ließ mit einem kurzen Schrei die Arme niederfallen, drehte sich um und sagte unwillig: „Du Sausewind hast doch immer den Kopf voller Lorken! geh! schaff was und laß mich ungeschoren. Kannst das Netz hier flicken."

Regina aber hatte sich ein Stück weit geflüchtet, legte die Arme auf den Rücken und beugte den Oberkörper vor, indem sie

lächelnd antwortete: „So! — schaff' was! — Was schafft denn der Peter hier? Unnütz Geschmiere, über das die Leute lachen werden. Was heißt denn das Krikelkrakel da oben?" — „Das verstehst du nit!" — „Deshalb thu ich ja fragen!? Willst wohl noch deine Jacke so anstreichen?" — „Das kann ich gleich an deinem Gesichtle probir'n!" rief Peter und sprang zur Schwester hin. Bald hatte er sie gefaßt. Mit erkünstelt finsterer Miene bewegte er den Teerpinsel vor ihrem Antlitz hin und her, als beabsichtige er, ihr ein artig Schnurrbärtlein über den kirschroten Lippen aufzumalen. Regina konnte sich ihm nicht entwinden. Halb erschrocken, halb schmeichelnd sagte sie:

„Bitte bitte, thu den Pinsel weg! du bist auch mei lieb's gut's Peterle!"

Peter weidete sich schmunzelnd an ihrer Angst und unterließ auf einen Augenblick die verdächtige Bewegung des Pinsels. Dies benutzte die Schlaue, riß ihm schnell den Pinsel aus der Hand und sich von ihm los. Nun war sie die Angreifende. Peter traute ihr vollkommen das Schelmenstück zu, daß sie ihm den Flaum auf der Oberlippe beteerte. Darum ergriff er die Flucht. Regina aber war flinker und hatte ihn bald eingeholt. Doch mußte sie so herzlich lachen, daß sie infolge dessen nicht sogleich dazu kam, ihre Bartmalerei auszuführen, was zu thun sie auch ernstlich gesonnen war.

Ein greller Pfiff vom rechten Ufer des Mains machte der harmlosen Neckerei ein Ende. Das Signal kam von Ernfried, der übergesetzt sein wollte. Um den Bruder in der schmierigen Arbeit nicht zu stören, sprang Regina, noch immer lachend, in den Nachen und fuhr hinüber. Ernfried stieg ein und die Rückfahrt begann. Als Regina anmutig das Ruder bewegte, blickte der Student mit leuchtenden Augen auf die hübsche Maid. Er trat an sie heran, faßte ihren runden schwach gebräunten Arm und sagte: „Reginle, setz dich! ich will dich fahren." — „Laß mi aus, Bub!" antwortete die Maid kurz und herb. „Bin an

des Fergen Statt hier und laß mi nit spazier'n fahr'n." — „Warum denn nit?" gab Ernfried zurück und streichelte den weichen Arm. — „Laß mi aus, Bub!" rief Regina nochmals, „oder —" „Oder?"

Da hatte er mit dem Ruder bereits einen recht artigen Wasserstrahl bekommen, der ihm das Samtwams und die prall anliegende Hose benetzte. Jetzt ließ er den Arm los und bemühte sich, das Wasser abzustreifen und zu schütteln. Regina aber lachte schadenfroh und sagte: „Schau! das hätt'st dir ersparen können, wenn du mich hätt'st in Ruh gelassen."

Bei diesen Worten langte der Nachen am Aussteigbrett an. Beide stiegen aus, Ernfried gab sein Fährgeld und Regina sagte: „Mußt dich eine Weil an die warme Sonne stellen, daß du wieder hübsch trocken wirst."

Das hatte Peter gehört. Er trat hinzu und sagte: „Reginle! Das ist ein Bruderssohn des reichen Herrn Rank. Den mußt ‚Ihr' nennen und Herr und nit ‚Du'."

Er grüßte und ging ins Fährhaus hinein.

Darüber war Regina schüchtern geworden. Als Ernfried ihre Hand faßte, glaubte sie, aus Respekt es dulden zu sollen. Der Student aber sagte in herzlichem Ton: „Reginle! Du warst heut recht garstig und rauh."

Die Maid schlug errötend die Augen nieder und flüsterte: „Verzeiht Herr! Hab nit gewußt, wer Ihr seid." — „Laß das, Dirndl! dir kann man nit gram sein; du bist gar so lieb."

Mit diesen Worten wandte sich Ernfried der Stadt zu und Regina dem Fährhause. Sie war still geworden und sah dem Studenten verlegen nach. Als sich dieser aber einmal umdrehte und der Maid freundlich zunickte, erhielt sie ihren alten Frohsinn wieder und nickte ebenfalls freundlich. Darauf ging sie trällernd ins Haus und Ernfried durch das nahe Eichelthor in die Stadt.

Auf dem Main wurde es lebendig. Von oben her kamen fremde befrachtete Boote unter wertheimischem Geleit. Ebenso

glitten von der Taubermündung her wertheimische Fracht- und Handelsboote in den Fluß, um sich von diesem nach Frankfurt und an den Rhein tragen zu lassen. Das rege Leben, das sich hierbei entfaltete, zeugte von der großen Gewerbsthätigkeit der Stadt und von der Blüte der Schifferzunft. Das Eichel- und Hirten-Thor öffneten sich, das Zoll- und das Main-Thor. Schwerbelastete Wagen fuhren hindurch nach der Haltestelle der Boote, welche hier mit Tuchballen, dort mit sauberen Küferwaren, wohl auch mit Fässern voll wertheimischen Weins und anderen Handelsgütern beladen wurden. Mitten im Gewühle wanderten gräfliche Reißige mit und ohne Feuerwaffe stolz hin und her, des Augenblicks gewärtig, in dem sie als Schutzmannschaft die Boote besteigen und bis zur Grenze der gräflichen Landschaft gegen Gebühren geleiten sollten. Wo irgend möglich, wählte man zur Fortschaffung der Waren lieber die Wasserwege als die von raublustigen Rittern noch immer beunruhigten Landstraßen.

Hätte sich Ernfried Rank noch seinem süßen Nichtsthun hingegeben, so würde er auch auf der von Wertheim nach Würzburg führenden Landstraße, an der das Fährhaus Peter Zells stand, reges Leben bemerkt haben, das sich hier während der Beladung der Schiffe entwickelte. Ein Reitertrupp von 6 gewappneten Reißigen war von der Burg herabgekommen und am Fährhaus halten geblieben. „Wen geleitet Ihr?" frug Peter neugierig.

„'s ist ein fürnehmer Herr aus dem Bambergschen," antwortete der eine; „weiß nit, wie er heißt." — „Der Freiherr Hanns von Schwarzenberg ist's," belehrte der Altknappe Schott; „hat droben in der Burg genächtigt und will über Würzburg nach Bamberg zurück."

Die Reiter bewahrten eine vornehme Haltung. Nur einer schien besonders launig zu sein, denn als auch Regina unter der Thür erschien, sprang er vom Pferde und rief: „Heda! 's Reginle! Blitzmädel, was hast für stramme Wadeln! Komm, gib mir ein Busserl." — „Auf dein ungewaschen Maul gibt dir keine

Maid ein Busserl," sagte Regina. „Ein Stußerl kannst kriegen." Und dieses Stußerl war so kräftig, daß der Knappe zurücktaumelte und darob von allen derb ausgelacht ward. Ungehalten darüber wollte der Reiter den Kuß erzwingen. Doch Peter stellte sich davor und rief: „Kunz! wenn du noch einmal dem Reginle zu nahe kommst, sollst meine Schifferfaust fühlen." — „Hoho!" rief Kunz höhnisch; „du Hundsnas', du Löffelmaul, du Milchbart! dich will ich schon —"

„Kunz, halt's Maul und sitz auf!" herrschte der Altknappe Schott den Friedensstörer an. „Willst wohl gern in Turm spazieren!?" —

„Was ist hier los!?" rief da plötzlich eine starke Baßstimme. Alle drehten sich um! Peter zog den Hut ab und die Reißigen nahmen eine ehrerbietige Haltung an, denn der ungehört und plötzlich angekommene Reiter war der Ritter Burkhard Hund von Wenkheim, Vasall der Grafen von Wertheim. Schott berichtete kurz den ganzen Vorfall und Peter ergänzte die Meldung.

„Also wieder ungeschlacht Wesen wider Weibsleute und Schimpfereien. Du weißt, Kunz, wie der Herr das streng bestraft," und zum Altknappen gewendet fügte er hinzu: „Nach unsrer Rückkehr führe den Kunz zum Burgvogt von Üssigheim, daß der ihn in den Turm stecke. Der Herr wird Weiteres verfügen. — Ist alles fertig?"

„Alles fertig!" meldete der Knappe. — „Ist Herr Ratzenburg von Üttingen bereits vorauf geritten?" — „Herr! schon frühzeitig," sagte Peter.

In diesem Augenblicke kam von der Burg herab eine glänzende Reiterschar; voraus der junge Graf Georg von Wertheim, seines Namens der zweite. Neben ihm ritt ein großer starker Mann von etwa 46 Jahren, dessen Haltung und Gebärden den Edelmann verrieten; es war der von Schott schon erwähnte Herr Hanns Freiherr von Schwarzenberg. Beiden folgten mehrere Vasallen des Grafen, die Ritter Kraft von Reicholzheim, Rüdt

von Kollenberg und Wigand von Erlebach, denen sich Hund von Wenkheim beigesellte. Den Schluß bildeten zwei Knappen Schwarzenbergs, die sich am Fährhause mit den 6 gräflichen Reißigen vereinigten.

Als Graf Georg Peters Schrift über der Thür erblickte, ward er unwillig. Mit finsterer Miene wollte er den Schreiber zur Rede setzen, doch unterließ er es aus Rücksicht auf den Gast. Der stattliche Zug setzte sich in Bewegung.

Die Landstraße nach Würzburg befindet sich von Wertheim aus auf mehr als eine Meile Wegs im Mainthale. Hier wehte noch eine kühlere Luft, sodaß die Herren und das Gefolge in frischem Trabe dem Strome entgegen vorwärts ritten. Erst beim Dorfe Eichel, wo sich die Richtung des engen Thales im rechten Winkel plötzlich nach Süden wendet, ließ man die Rosse langsamer gehen. Von da an begann die Unterhaltung, je nach den drei Gruppen der Herren, Vasallen und Knappen verschieden. Letztere lenkten die Aufmerksamkeit ihrer bamberger Kameraden auf die lange schmale Landzunge, die der Main zwischen Eichel, Urphar und Bettingen bildet. Zwischen diesem Orte und Eichel ist die Landzunge nur 7 bis 8 Hundert Schritte breit, aber ein steiles Gebirge nimmt sie ein, das von den wertheimer Knappen mit einer Art heiliger Scheu betrachtet wurde. Der eine wollte wissen, daß da oben einst eine Burg gestanden habe, die Wetteburg, von der nur noch Reste vorhanden seien. Und in diesen Ruinen — meinte ein anderer — sei es nicht geheuer. Große Schätze lägen dort vergraben, die von Geistern bewacht würden. Ein dritter bestätigte dies und erzählte, sein Großvater hätte versichert, daß dort der große Geist Wuotan oft hause und mit seinem Mantel Sturm mache, daher es denn oben immer sehr windig sei. Die schwarzenbergischen Knappen besahen sich den schmalen steilen Höhenzug wohl mit Teilnahme, wollten aber nicht so recht an die Geistergeschichte glauben. In Bamberg schien man aufgeklärter zu sein.

Das Gespräch der Ritter drehte sich um die Person des Freiherrn von Schwarzenberg; Hund von Wenkheim wußte von ihm zu erzählen.

„Er ist ein tapferer, mutiger Krieger von Kindesbeinen an," begann er seine Mitteilungen. „Schon als vierzehnjähriger Bub' soll er sich bei Turnieren fleißig am Rennen und Stechen beteiligt haben und als junger Mann einer der flottesten Trinker und Spieler gewesen sein. Man sagt, sein Vater habe ihm darob einen Verweis gegeben und seit der Zeit soll er sich gänzlich geändert haben; ist darauf ins heilige Land gezogen und hat nach seiner Rückkehr dem Kaiser Maximilian in dessen deutschen und italischen Feldzügen gar wackere Kriegsdienste geleistet. 's ist aber auch kein Wunder bei so ritterlicher Erziehung und seiner ungeheuren Körperkraft. Die stärksten Taue soll er zerreißen können wie Zwirnsfaden."*) — „Das bringt Götz von Berlichingen auch zuwege," warf Rüdt von Kollenberg dazwischen. Wenkheim aber entgegnete: „Bezweifle es; auf keinen Fall würd' ich dem Götz raten, mit dem Freiherrn anzubinden. Er würde doch den kürzeren ziehn." — „Götz ist eine gute ehrliche Haut," sagte Wigand von Erlebach; „aber weiter nichts als ein Haudegen. Mit Schwarzenberg kann er sich weder an Geist noch Körper messen." Und zu Wenkheim gewendet fuhr er fort: „Du sagtest heute morgen, der Freiherr sei mit unserm jungen Herrn Georg doppelt verwandt; weißt du durch welche Häuser?"

„Um alles in der Welt fangt nicht mit Verwandtschaften an, gar noch mit doppelten!" rief Kollenberg mit komischem Entsetzen. „Ich bin froh, wenn ich mir Eltern und Geschwister merke. Bei den Oheims, Muhmen, Basen und Vettern brummt mir der Kopf wie die große Glocke der wertheimer Stadtkirche."

„Gerade beim Gründer dieser Kirche, dem hochseligen Grafen Johann von Wertheim, hebt die Verwandtschaft an; also schon

---

*) VIII.

vor etwa hundertfünfzig Jahren. Graf Johann's erstes Gemahl war eine Gräfin Rieneck —" „Ich denk', du willst die schwarzenbergsche Verwandtschaft ausgrübeln?" sagte Kollenberg. — „Horch nur, Kollenberg! es handelt sich hier, wie du hörtest, um eine doppelte Verwandtschaft." — „Na, das fängt gut an!" seufzte Rüdt.

„Also sie war eine Rieneck. Ingleichen war die vor fünf Jahren gestorbene Frau Dorothea, das Gemahl des Herrn Grafen Asmus von Wertheim, eine Rieneck, wenn er sie auch als Witwe des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg geehelicht hatte. Ferner hatte Graf Philipp von Rieneck eine Tochter, die edle Kunegundis. Diese ward das Gemahl des Freiherrn Hanns von Schwarzenberg. Nun ist dessen Mutter eine geborene Gräfin von Erbach, und Gräfin Maria, die Tochter unsres alten Herrn Michael, also die Schwester unsres jungen Herrn Georg, ist wiederum mit einem Erbach seit etlichen Jahren vermählt. Du warst ja mit bei der Hochzeit, Kollenberg. Besinnst du dich noch?" — „Ja, soviel weiß ich, daß Gräfin Maria den Schenken Eberhard von Erbach geheiratet hat. Aber was hat das mit den Rienecks zu thun, und dann wieder mit dem Freiherrn?" — „Nun," fiel Wenkheim lachend ein, „so will ich dir's nochmals klar machen. Also: Das Gemahl des Grafen Johann von Wertheim war eine Rieneck —" „Laß sein!" rief Rüdt lebhaft; „mir wird's schon schwarz vor den Augen. Ich glaub's schon, daß sie verwandt sind; das kann ich mir merken."

Es erfolgte allgemeines Gelächter. Dabei merkten sie, daß sie zu weit von den beiden Herren entfernt waren. Sie trabten eine Strecke lang und ritten dann wieder im Schritt. Auf die Frage Krafts von Reicholzheim: „Warum mag der Freiherr nicht in kaiserlichen Diensten geblieben sein? Ist doch weit mehr Ruhm zu holen, als bei einem Bischof" — fuhr Wenkheim in seiner Beschreibung fort: „Soviel ich von unserm alten Herrn erfahren, genügte dem Freiherrn das Kriegsleben nicht mehr.

Er hat einen kühnen, lebendigen Geist und der verlangt nach anderem Futter. Seit acht oder neun Jahren hat er am bamberger Hofe das höchste weltliche Amt inne. Er ward Hofmeister und ist's noch jetzt beim Fürstbischof Georg, dem dritten seines Namens." — „Wackrer Herr!" rief Erlebach. — „Hast recht, Wigand!" sagte Wenkheim; „doch unser würzburger Bischof nicht minder. Laurentius von Bibra ist ein rechtschaffner und verständiger Herr."

Als so die Rede auf geistliche Herren kam, ward Rüdt von Kollenberg warm und sagte: „Mag nichts von Pfaffen wissen! steckt doch hinter jedem nur Herrschgelüst und Willkür. Wie erbärmlich sind die geistlichen Gerichte! ohne Grund und ohne gehöriges Verfahren verurteilen sie zum Tode, daß alles hagelt. Hab mich damals auch mit unterschrieben, als die große Beschwerdeschrift herumging." — „Du mußt die guten von den schlechten unterscheiden," entgegnete Hund von Wenkheim. „Auch verwechselst du die Gerichte. Gegen das Reichskammergericht wurden die Beschwerden geführt. Zudem spricht deine Rede erst recht für den Bamberger Fürstbischof. Der gelehrte Schwarzenberg hat vor zween Jahren eine neue und gerechte Halsgerichtsordnung verfaßt, die des weisen Bischofs Georg volle Billigung fand. Gib acht! sie wird noch mal im ganzen Reiche eingeführt werden."

Das Lob guter Geistlicher schien man erschöpft zu haben. Die weitere Unterhaltung ging auf die schlechten über. Hier herrschte im Tadel volle Einmütigkeit. Es fielen scharfe Worte über das üppige Leben, die Habsucht und sittliche Verkommenheit von Priestern und Mönchen.

Man war unterdessen nach Urphar gekommen, wo die Thalrichtung bis Bettingen plötzlich nach Norden weist. Auch hier wußten die Knappen von geisterhaften Geschichten zu erzählen. Bei Eichel von der Frau Hulli (Hulda), bei Urphar von der als weiße Frau umgehenden Gräfin Anne-Mari, die in grauer Vor-

zeit hier ertrunken war und nun ganz gewiß als Geist am Ufer hin und hergeht, um vor Schaden zu warnen.

Auch die beiden Herren hatten von Eichel an eine Unterhaltung begonnen, wesentlich verschieden von dem Gesprächsinhalte der beiden anderen Gruppen. Als beide die Pferde im Schritt gehen ließen, ertönte aus nicht zu weiter Entfernung der Klang eines Glöckchens. „Was ist das für ein Geläut?" frug Schwarzenberg. — „Vom Kloster zu Kreuzwertheim stammt's." — „Ein gleich Geläut hörte ich gestern nachmittag um die dritte Stunde in deiner Veste Wertheim, als Ratzenburg von Üttingen mir deine neuen Bastionen zeigte. Hatt' vergessen, ihn zu fragen, was es bedeutet."

Graf Georg lachte, denn des Glöckleins Geläut hatte eine sondere Bewandtnis, die ihn vergnügte. „Erinnerst du dich noch der Händel," frug er, „die mein Oheim Asmus vor sieben Jahren mit Georg von Rosenberg hatte?" — „Gewiß! ein Zweikampf zwischen beiden gab die Veranlassung zu langem Streite, den ich nebst deinem Herrn Vater, als Asmus' Bruder, vor vier Jahren zu schlichten suchte, leider vergeblich. Soviel ich mich entsinne, hatte Rosenberg nach dem Kampfe eine Injurienklage beim Bischof Lorenz von Würzburg anhängig gemacht, der sie als Oberlehnsherr von deines Oheims Herrschaft Freudenberg auch annahm." — „Ganz recht! Doch Ohm Asmus weigerte sich, als Reichsgraf dem Bischofe zu Recht zu stehen und wandte sich derhalb an den Kaiser. Der gab ihm Recht und dekretierte: In Kraft seiner Freiheit als Reichsgraf von Wertheim habe er nirgends anders als vor dem römischen Könige zu Recht zu stehen. Trotzdem setzte der Bischof den Streit fort. Wie du weißt, wurde nach Euerm Ratschlage die Sache nochmals dem Kaiser zum Entscheid vorgelegt —" „Nun? Ist immer noch nichts darauf erfolgt?" — „Erst im Januar des gegenwärtigen Jahres kam des Kaisers Beschluß durch den Kurfürsten von Mainz zu unsrer Kenntnis. Er ist dem Oheim günstiger als

dem Bischof, weil jener Zweikampf auf dem Boden wertheimschen Allods geschah." — „Jetzt kommt mir alles wieder in Erinnerung," sagte Schwarzenberg. „Nur der Grund des Geläutes ist mir unbekannt."

„Das war es, was mich lachen machte, als du danach frugst. Vor sieben Jahren war ich zwar erst fünfzehn Jahre alt, doch habe ich alles wohl bemerkt. Damals hatte ich öfters über Den von Rosenberg und seine Riesenkraft gehört, auch: daß er viel kühne Raubzüge unternommen und im Vertrauen auf seine Unbesiegbarkeit mit anderen fortwährend Händel hätte. Da hub ein Streit*) an zwischen ihm und Asmus. Die einen sagen, weil mein Ohm seine Kraft und Stärke bezweifelt, die anderen, es seien Liebeshändel im Spiele gewesen. Genug, sie kamen überein, sich grimmig zu messen und das geschah in einem Garten am Fuße unsres Schloßberges, der an der Tauber liegt. Als sie nun hitzig aufeinander losschlugen, ward meinen Muhmen Katharina und Amalia die Sache hinterbracht. Voll Angst um ihres Bruders Leben läuteten sie das Glöcklein, der Meinung, es solle Hilfe kommen. Es war nicht nötig, denn ich sah, wie der Ohm Den von Rosenberg schließlich niedergeworfen hatte, dann an der Brust gepackt und frei nach der Tauber getragen. Hier tauchte er ihn mitsamt seinem Küraß und sonstigem Rüstzeug dreimal ins Wasser und rief höhnisch: ,'s ist nur der Kühlung wegen, allerliebster, hitziger Rosenberg! — Hast nun genug?' Darob entstand am andern Tauberufer groß Gelächter eines Haufen Bürger, die auf das Läuten herbeigekommen waren. Sie jauchzten dem Ohm laut zu und klatschten Beifall, denn der Rosenberg war den Wertheimern verhaßt. Seit dieser Zeit wird jeden Nachmittag um die dritte Stunde das von den Muhmen ängstlich gezogene Glöcklein zur Erinnerung an den Sieg geläutet. Mein Herr Vater hatte es genehmigt. Die Bürger der Stadt aber nennen den Garten noch heut den Küraßgarten."

---

*) etc. I. II.

Bei der Erwähnung des dreimaligen Untertauchens hatte der Freiherr — was selten geschah — gelacht, wenn auch nur kurze Zeit.

„Hätt' mögen des Rosenberg einfältig Gesicht sehen, als er im unfreiwilligen Bade war," sagte Schwarzenberg noch lächelnd. „Dein Oheim ist auch ein Streitkopf, aber edel. Er hätte können den Rosenberg töten; doch war es ihm nur um dessen Demütigung zu thun, die dem rauf- und raubsüchtigen Menschen gesund war. — Er hätte den Tod verdient," fuhr der Freiherr ernst fort; „denn bei Gott! dieses ‚Mordslaster' des Raubens muß ausgerottet werden."

„Nun mir mein Vater die Regentschaft übertragen hat,*) soll's mein Erstes sein, dem Raubunwesen scharf entgegen zu treten, das auch in unsrer Grafschaft wieder spukt." — „Veranlasse auch deinen Oheim, daß er in seinem freudenbergischen Teile dasselbe thut." — „Asmus kann's nicht mehr durchführen, Vetter! — Er liegt hart danieder, krank und schwach und wird wohl kaum wieder emporkommen."

Diese Nachricht überraschte den Freiherrn. Voll Teilnahme sagte er zu Georg gewandt: „So steht's mit ihm? Das sollt mir leid thun und auch den Freudenbergern, die ihm das schöne Rathaus verdanken und so manche Gunst noch. Doch wenn es Gott gefällt, ihn abzurufen, dann wird dies eine weitere große Folge haben. Wie ich Eure Erbgesetze kenne, so sind dann alle Herrschaften, im Wertheimschen, im Odenwald, im Spessart bis weit nach Zellingen am Main, in einer Hand vereinigt, in deiner! Und du bist dann einer der mächtigsten Grafen im Frankenland?" — „Es ist so, wie du sagst." — „O Georg!" fuhr Schwarzenberg bewegt fort und reichte ihm die Hand. „Was für ein groß Gebiet hast du dann! nicht bloß groß und reich an schönem Land, sondern auch an Gelegenheit, Gutes zu wirken bei hoch

*) I. II.

und niedrig, bei reich und arm. Und bei Gott! so wie ich dich kenne — ich glaub', die große Landschaft wird bei dir in guten Händen sein und es dir leicht werden, ein Paradies daraus zu machen, so weit's auf dieser Erden möglich ist." — „Du beschämest mich, lieber Vetter!" sagte der junge Herrscher errötend. „Ob mir's gelingen wird, ein Paradies zu schaffen, wie du's meinst, das steht in Gottes Hand. Doch eines bin ich mir gewiß: den guten Willen hab' ich redlich, meinen Unterthanen ein gerechter Herr zu sein und immerdar auf Zucht, Sitte und Frommheit zu halten." — „Das ist ganz wertheimisch!" versetzte der Freiherr. „Komm, reich' mir nochmals deine Hand! Glück zu und Gottes Schirm und Gedeihen für die Zukunft." — „Ich danke dir von Herzen! ein solcher Wunsch von dir ist halb' Gelingen. Vor allem aber will ich für Gehorsam sorgen! Es ist so lang nicht her, daß um Schlettstadt und in Oberschwaben die übermütigen Bauern und Hörigen sich gegen ihre Herrschaften auflehnten —"

In diesem Augenblicke ward Georgs Pferd unruhig und bäumte sich. Lächelnd frug der Freiherr: „Wie jetzt dein Pferd?" — „Und wieder spukt es hier und da in unruhigen Köpfen," fuhr Georg fort. „Gehorchen müssen sie lernen!" — „Wie ein Pferd?" frug Schwarzenberg abermals. — „Nein, nein, Vetter! Spaß beiseite! — Auch um Wertheim zeigt sich wieder Trotz und Übermut. Gleich heute morgen fand ich es von neuem bestätigt. Was fällt dem Menschen da, meinem Fergen Peter Zell, ein, über die Thür großartig zu malen: Renoviret anno Domini ein Tausend fünfhundert und neun! — Mögen dies alte Bürgergeschlechter thun, die eigne Häuser haben und Wohlstand. Aber so ein Leibeigner!" — „Und deshalb wardst du heute so unwillig?" frug der Freiherr ernst. „Ich hab es wohl bemerkt." — „Das Häuschen ist mein und der Mann ist mein!" rief der junge Graf ärgerlich. „Verkenne mich nicht! Die Sache

an sich ist klein. Doch daß ein Eigner sich herausnimmt, ohne mein Wissen das Meinige zu beschmieren — das ist frech."

Da ward Schwarzenberg noch ernster und ließ sein Roß noch langsamer gehen, als er sagte: „Der Kaiser Sigismund ist mir ein Abscheu, daß er einst sein kaiserlich Wort gebrochen gegen Huß und ihm das freie Geleit entzogen, nachdem er sich gestellt hatte." — „Huß war ein Ketzer!" warf Georg ein. — „Man mag von Huß denken, was man will!" fuhr jener mit starker Betonung fort. „Aber er war ein Mensch, ein Geschöpf Gottes! und nirgends lehrt der Herr Christ, daß es erlaubt sei, einem, der andere Glaubensansichten hegt, das gegebene Wort zu brechen. Pfui Schande!" — „Magst Du recht haben, Vetter! — und weiter?" — „Nun sieh! so sehr ich dies verdamme, muß ich doch anderseits rühmlich anerkennen, was Sigismund in seiner sogenannten Reformatio als seine Ansicht kund gibt. Ich hab den Satz und andere noch treu im Gedächtnis. Es heißt darin*): ‚Es ist eine unerhörte Sache, ein Unrecht, über das man der Christenheit die Augen öffnen muß: daß es Leute gibt, die zu jemand sprechen: „Du bist mein eigen." Hat Christus so schwer gelitten, um uns frei zu machen und von allen Banden zu erlösen, so ist hierin niemand vor dem anderen erhoben. In gleichem Stand hat er uns gefreit, es sei einer edel oder unedel, arm oder reich, groß oder klein. Wer getauft ist und glaubt, gehört zu den Gliedern Jesu Christi.' — Das hat er gesagt, und mich dünkt, er hat den Nagel auf den Kopf getroffen."

Auf diese, etwas gereizt gesprochnen Worte schwieg Georg; beide Vettern ritten stumm nebeneinander bis Urphar.

Das Peinliche des Schweigens zu mildern, ließen sie ihre Pferde von hier an bis Bettingen in scharfem Trabe gehen. Hier verläßt der Weg das schöne Mainthal und führt im Aal-

*) VI a.

bachthale über Uttingen direkt auf Würzburg zu, den Riesenbogen abschneidend, den der Main von hier aus über Karlstadt, Gemünden und Lohr bildet.

Es wurde heißer und der Weg steiler. Die Rosse nahmen von selbst einen ruhigen Schritt an und ihre innerlich beschäftigten Reiter ließen ihnen ihren Willen. Graf Georg mochte den gehörten Ansichten über Eigene nachdenken. Er verhielt sich sinnend, doch — wie sein Antlitz sehen ließ — ohne Groll. Der Freiherr machte sich Vorwürfe, daß er die Wahrheit wohl allzuheftig verteidigt habe, zumal einem jungen Manne gegenüber, der ihm lieb war, von dem er wußte, daß er immerdar an seinen Eltern voll gehorsamer Liebe gehangen nach Gottes Gebot. Deshalb nahm er das Gespräch wieder auf in freundlichem Tone.

„Lieber Vetter!" sagte er; „Du bist jetzt der einzige deines alten edlen Geschlechts. Wirst wohl nun dafür sorgen wollen, Nachkommen zu erlangen." — „Hab wahrlich noch nicht daran gedacht, mir ein Gemahl zu suchen," antwortete Georg. „Vorerst muß ich mich einarbeiten und rüstig schaffen, daß ich in gleichem Geiste und Verständnis regiere wie mein edler Vater. Die Zeit wird auch noch kommen, wo ich mich vereheliche; nur jetzt mag ich nichts davon wissen. Doch sage mir, warum lässest du dich nicht bewegen, zum zweitenmal in die Ehe zu treten? Bist doch in schmucken Jahren und meinem werten Bäschen schuldig, einen Mutterschutz zu geben?" — „Nein, nein!" rief Schwarzenberg lebhaft. „Nie, niemals könnt ich je ein zweit Gemahl erkiesen." Und traurig setzte er hinzu: „Was meine Kunegundis mir gewesen, kann mir kein Weib, kein einzig Weib ersetzen! — — Vor sieben Jahren war es,*) als ich im Auftrag meines gnädigen Fürstbischofs Veit von Bamberg nach Donauwörth reiste, allwo Kaiser Maximilian sich damals aufhielt. Ich wußt, daß mein herrlich Weib mich bald mit einem Kindlein beschenken würde. Doch

---

*) VIII (bis zum Schluß der Rede).

reiste ich unbesorgt und ruhig ab, wie mir die Pflicht gebot. In Donauwörth besuchte ich eines Tages die Kirche, mein Gebet zu verrichten. Als ich wieder heraustrat, erblickte ich auf der Straße einen würzburger Boten, am Wappen kenntlich. Nur so von ungefähr frug ich ihn, was er wohl Neues bringe. Darauf sah der Mann mich an, der mich nicht kannte, und sagte so obenhin: ‚Nichts Sonderliches, Herr! — nur daß in Bamberg Herrn Hannsen von Schwarzenberg sein Weib an einem Kinde verstorben ist.' — Da stand ich wie vom Blitz getroffen da. Zurück ging ich in die Kirche; hier war ich bewußtlos zusammengebrochen! — — — — Als ich wieder zur Besinnung gekommen, lag ich im Bett in meiner Herberge. Meine Diener hatten mich gesucht, gefunden und dorthin getragen. Gleich darauf erhielt ich ein Schreiben meines Herrn, das mich nach Hause beschied. Ich reiste zurück." — — Und seufzend fügte er hinzu: „Ich habe gelernt, mich in Gottes heiligen Willen zu fügen; er geschehe! — Aber nie hab ich ein Weib angesehen um derentwillen; nie werde ich eines begehren! — Ich bleib mit meiner Kunegundis im Geiste vermählt in Ewigkeit!"

Georg ward tief gerührt. Er blickte dem Trauernden ins Angesicht und sah schmerzliche Zuckungen um den Mund, Gram und Kummer in allen Zügen. So hatte er den felsenfesten Mann noch nie gesehen. Er ritt hart an ihn heran und sagte voll Teilnahme: „Armer Vetter! — Solch einen Schmerz hab ich noch nie gesehen. Wenn der so groß ist beim Verluste einer geliebten Gemahlin, so wird mir fast bang, überhaupt eine zu erwerben." — „Nicht so, Georg!" sagte Schwarzenberg beruhigter. „Du mußt es thun; bist's deinem Geschlechte schuldig. Nicht trostlos bin ich, hab sogar gefunden, daß ich noch inniger mit unserm Herrn Christ verbunden bin, wenngleich der Schmerz mich hie und da noch übermannt. Das ist der einz'ge Punkt, der

mich weich macht; sonst wirst du mich immerdar stahlhart finden. Doch laß uns von 'was anderm sprechen."

„Hast recht! auch kommen wir nun bald nach Üttingen, wo wir erst rasten wollen, ehe du nach Würzburg weiter reitest. — — Mein Vater hat sich zwar die äußeren Geschäfte noch vorbehalten, die Reichstage und Ständeversammlungen, doch bin ich nunmehr Herr der Grafschaft in der inneren Verwaltung. Der Anstand gebietet mir, als solcher meine Muhme, des Vaters Schwester Katharina zu besuchen. Sie ist Äbtissin in Schmerlebach. In nächster Zeit will ich dorthin reiten." — „Wo liegt dies Kloster?" — „Nicht weit und östlich von Aschaffenburg. Mein Weg führt durch den Spessart. Von Stadtprozelten aus sind's an vier Meilen. Die Hitze wird mich bei dem Ritte nicht plagen, denn dichten Wald finde ich auf der ganzen Strecke über Altenbuch und Hainbuchenthal." — „Hainbuchenthal?" frug Schwarzenberg. „Sieh an, das trifft sich gut! denn nah daran liegt rechts im Walde Schloß Mespelbrunn, dem edlen Geschlecht von Echtern gehörend. Dort weilet jetzt mein Sohn Christoph mit seiner jungen Gemahlin Eva zu Besuch." — „Der Gräfin von Montfort?" — „Von Montfort-Tettnang. Die Montforts sind gut Freund mit Denen von Echtern. Es würd mich freuen, wenn du das junge Ehepaar dort aufsuchtest und die Bekanntschaft mit Christoph sich zur Freundschaft steigerte. Wie steht Ihr mit Echtern?" — „Soviel ich von meinem Vater weiß, ganz gut. Deinen Vorschlag finde ich nicht übel; nur hätt ich eins dagegen einzuwenden. Nicht gedachte ich nach Antritt der Regierung umfassende Besuche bei Nichtverwandten zu machen. Geh ich zu Echtern, so müßte ich dann auch Hartmuth von Cronberg besuchen, die Erbachs, Bödigheims und viele andere mehr. Und dazu find ich keine Zeit. Auch könnte Echtern wohl empfindlich werden, wenn er sieht, daß ich um Christophs und nicht seinetwillen im Schlosse Mespelbrunn Einkehr halte." — „Dies Bedenken scheint wohl begründet," entgegnete der Freiherr. „Doch kannst du den

Besuch getrost ausführen; denn Echtern ist ein gastfreier lieber Herr und wird's natürlich finden, wenn du Christoph als Vetter aufsuchst. Zum Überfluß kann ich dir einen Auftrag an ihn mitgeben. Sag ihm: Er solle auf seiner Rückreise nach unsrer Veste Hohenlandsberg den Umweg über Bamberg machen, wo ich mit ihm noch mancherlei zu besprechen habe." — „So laß ich mir's gefallen, Vetter. Dadurch verliert mein Erscheinen das Wesen eines Antrittsbesuches. Gern werde ich eine Stunde in Mespelbrunn verweilen." Und lächelnd fuhr er fort: „Mich dünkt, Du willst nur das Botenlohn ersparen. Doch thu ich's nicht umsonst. Sag, welchen Lohn erhalt' ich?"

Da glänzte vor Vergnügen des Freiherrn Antlitz, das einen Anflug von Verschmitztheit annahm, als er munter erwiderte: „Du Schalk! hast nicht genug an deiner Grafschaft und bettelst noch um Lohn? Du wirst in Mespelbrunn schon reichlich Botenbrot erhalten."

Graf Georg war befriedigt, als er bemerkte, daß es ihm gelungen war, seinen ihm hochwerten Vetter zu heiterer Laune zu bringen. Um diese zu erhalten, wollte er im Tone munterer Neckerei fortfahren. Das Erscheinen eines beim Kloster Holzkirchen entgegengaloppierenden Ritters hinderte ihn aber daran. Es war Der von Üttingen, welcher in früher Morgenstunde vorausgeeilt war und nun die beiden Herren einlud, in seinem Schlosse einen Labetrunk einzunehmen. Das wurde gern angenommen, denn es war heiß geworden; Üttingen war der letzte Ort der Grafschaft Wertheim auf dem Wege nach Würzburg und der Gast sollte das Gebiet nicht verlassen ohne leibliche Stärkung.

Nach einem scharfen Ritt war der Begleitzug bald im Schlosse zu Üttingen. Hier kredenzte des Ritters holdes Ehgemahl kühlen Wein vom Main und von der Tauber; ein kräftig Frühmahl sättigte die Herren und Vasallen im großen Saale. Die Knappen aber zechten wohlgemut in einer Laube im Garten und hätten gern gehabt, wenn der Freiherr bis in die späte

Nacht in Üttingen geblieben wäre. Zu ihrem Leidwesen brach aber der Gast schon nach einer Stunde wieder auf. Wenngleich der Weg auf würzburger Gebiet bis zur Stadt nur gegen zwei Meilen Länge hatte, wollte Schwarzenberg doch nicht allzu spät den Bischofssitz erreichen. Er dankte den Üttingheims für die Gastfreundschaft, dem Grafen Georg für treues Geleit und trabte mit seinen beiden Knappen schnell davon.

Auch Georg bestieg sein Pferd und ritt zurück nach Wertheim, anfänglich allein voraus in stillem Sinnen. Das Vormittagsgespräch gab allerlei zu überlegen. Noch einmal durchdachte der junge Herrscher das Wehe des Vetters um den Verlust Kunegundis'; noch einmal dessen Ansichten über Sigismunds Wortbruch gegen Huß. Und als er bei den gehörten Urteilen über Leibeigenschaft verweilte, ward er sehr ernst und achtete nicht des langsamen Ganges seines Hengstes. Doch schien das Endergebnis kein unfreundliches zu sein. Nach mehr als einer halben Stunde wendete er sich nach seinen Vasallen um und rief sie herbei, sich zu ihm zu gesellen. Wenkheim hatte ihn noch nie so aufgeräumt und leutselig gesehen. Die schwierige Erörterung der gräflichen Verwandtschaften kam wieder zur Sprache und Georg lachte hell auf, als er vernahm, wie Rüdt von Kollenberg vergeblich sich bemühte, den verzwickelten Zusammenhang der Sippen zu begreifen.

Am Fährhaus angelangt, hielt Georg still und rief den Peter zu sich. Er redete ihn freundlich an. „Du hättest sollen zuvor fragen, ob du die Schrift am Fährhaus anbringen dürftest. Doch wollen wir's gut sein lassen. Hier hast du Geld zu einem guten Labetrunk für deinen kranken Vater." Sprach's und ritt, ohne Dank abzuwarten, davon, hinauf zur prangenden stolzen Veste.

Peters Mund stand noch eine Weile erstaunt offen, dann verzog er sich zu fröhlichster Lust. So viel Geld hatte der junge Ferge noch nie auf einmal in der Faust gehabt.

Zweites Kapitel.

Am Tage nach Schwarzenbergs Abreise von Wertheim war die Sonne ebenso wie zuvor rein und klar aufgegangen. Vergebens bemühte sie sich, die Gassen der Stadt zu erhellen, denn die waren zumeist eng und winkelig und ließen nicht so leicht einen Strahl ein, der die Schläfer wecken sollte. Einzelne Fenster öffneten sich und ließen schlaftrunkene Gesichter sehen. Gähnende Hausmägde und Knaben schlichen träge in den Gassen, hier und da einen guten Morgen bietend. Gern hätten sie noch länger in Morpheus' Armen gelegen, wenn nicht die Pflicht geboten, frisches Weißbrot vom Bäcker zu holen. Erst allmählich wurde es lebhafter. Handwerker öffneten die Fensterläden ihrer Werkstätten, schwer beladene Wagen fuhren durch die Thore zum Main, um dort allerlei Handelsgüter an die Flußboote abzugeben.

Um die siebente und achte Morgenstunde waren sonst nur Leute in den Gassen zu sehen, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Heute aber zeigten sich bereits einige angesehene Bürger der Stadt, welche den Anspruch auf den Titel ‚Herr' zu machen hatten. Ihre Zahl erhöhete sich mehr und mehr, denn in der neunten Stunde sollte große Ratsversammlung sein, verstärkt durch Schützenhauptmänner und Ritter, die in Wertheim um des angenehmen Lebens willen am gräflichen Hofe ihre eignen Höfe oder Häuser hatten und lieber bewohnten, als ihre einsamen Burgen.

Kilian Klaus, der erste Bürgermeister, schritt würdevoll über den Markt der Rathausgasse zu. Ihn begleitete ein etwas

kleiner, kaum 30 Jahre alter Herr mit gestrenger Miene, die sich aber beim ehrerbietigen Gruße Vorübergehender in wohlwollende Züge verwandelte. Es war Herr Heinz Ries, der rechtsgelehrte Schultheiß der Stadt, somit Inhaber eines der wichtigsten Ämter; saß er doch den 12 Schöffen des Stadtgerichts vor, bei wichtigen Anlässen sogar dem ganzen Rate. Auch hatte er den ‚Gerichtszwang und die Vormundschaften und damit alle Ämter in Fürsorge zu tragen und zu verwalten, soviel die ganze Stadt anlangt'. Zu beiden gesellte sich alsbald der zweite Bürgermeister, Herr Philipp Rumann, noch jung an Jahren. Fast schien es, als gälte der Gruß der Bürger nur dem Schultheißen, denn der ward beim Hutabnehmen allein angeschaut. Mochte wohl davon herrühren, daß das Amt der Bürgermeister jedes Jahr neu zu besetzen war, während jener auf eine größere Reihe von Jahren gewählt wurde, somit auch mehr und bleibenden Einfluß gewann.

Auch von Ratsmitgliedern und sonstigen angesehenen Bürgern wurden mehrere sichtbar. Herr Hans Rüdiger, vor 5 Jahren erster Bürgermeister, verließ seinen Hof am Markte, dessen Giebel in der Eichelgasse sich befand. Ebenso stand am Markte der Hof des reichen Rebenbesitzers und Weinhändlers Hans Baunach. Als dieser auf den Markt trat und Rüdigers ansichtig ward, vermied er ihn und stellte sich, als wolle er zu seinen großen Kellereien in der Brummgasse gehen. Er war zur Zeit nicht gut auf jenen zu sprechen.

Von der Maingasse aus betraten den Marktplatz die Herren Wendeisen, Hans Nyrer und Hans Hagen, welche mit schnelleren Schritten als üblich sich der Rathausgasse zuwandten.

Ehrerbietig gegrüßt ward auch der angesehene Herr Thomas Rank und sein Bruderssohn Ernfried. Der begleitete seinen Oheim nur ein kurzes Stück, dann schlenderte er der Stadtkirche zu. An die Nordseite des Chores hatte man vor 64 Jahren ein Gebäu für die Bibliothek oder Liberey, wie man sie hieß,

angefügt; hier wollte Ernfried einen längst gewünschten Einblick in die Aeneït des Dichters Heinrich von Veldecke thun. Da er aber in der Liberey erfuhr, daß selbige nicht hier, sondern im Kloster Triefenstein aufbewahrt werde, so beschäftigte er sich mit dickleibigen Bänden über kanonisch und bürgerlich Recht und sonstigen gelehrten Werken; denn die Liberey war schon zwei Jahre nach Erscheinen von Gutenbergs ersten Drucken mit zahlreichen Büchern beschenkt worden.

Während Ernfried Rank eifrig studierte, fand im Rathause eine wichtige Beratung statt. Graf Michael von Wertheim hatte die Regierung an seinen einzigen Sohn Georg übergeben. Die Huldigung für den neuen Herrn war schon vorausgegangen. Weil nun Graf Michael für gut befand, den Sohn frei schalten und walten zu lassen, so hatte er in Absicht, von Wertheim weg nach seinem Schlosse in der Herrschaft Breuberg zu ziehen. Die aber lag im Odenwald, an 6 Meilen von der Veste Wertheim entfernt. Darum hatte man im Rate beschlossen gehabt, vom Grafen Michael feierlich Abschied zu nehmen, der den Empfang der würdigsten Häupter der Stadt für heute genehmigt hatte. Die Vorberatung im Rathaus betraf nur noch die Art, nach welcher man sich hinauf in die gräfliche Burg begeben wollte. Bald kam man überein, einen stattlichen Zug zu bilden. Nur bei der Feststellung der Reihenfolge nach dem Range kam es zum Streite. Die Ritter, die ihre Höfe in der Stadt hatten, machten geltend, daß nicht wenige von ihnen, zumal die in der Herrschaft Breuberg ihre Burgen hatten, mit dem Grafen Michael in Berührung blieben. Auch könnten sie nicht als Deputation auftreten, es sei denn, daß die ganze zahlreiche Ritterschaft der großen Grafschaft sich beteiligte. Hierzu war's heut zu spät, daher denn Klinghart von Vockenrode aus dem Vierherrenhofe, sowie der von Düttelsheim und von Zobel durchdrangen, als sie den übrigen Vasallen vorschlugen, nur als Begleiter zu erscheinen und als Nichtbeteiligte den Schluß des Zuges zu bilden, um

ihm gewissermaßen mehr Glanz zu verleihen. So geschah es denn auch. In der elften Stunde fand der Aufstieg zur Burg unter dem Geläute der Glocken statt.

Im großen Rittersaale der Veste empfing Graf Michael die Getreuen mit großer Huld. Er dankte ihnen, verkündete aber dabei, daß er nicht für alle Zeit in Breuberg weilen, sondern auch des öfteren Wertheim aufsuchen wolle; auch würden sein Gemahl Barbara und seine Tochter, Gräfin Martha, noch einige Zeit in der Veste bleiben. Darob gaben die Väter und Herren der Stadt ein ehrfurchtsvolles Freuen kund.

Der Tag war heiß, darum der kühle Wein willkommen, welchen Graf Georg nach seines Herrn Vaters Genehmigung durch schmucke Edelknaben darreichen ließ. Gräfin Barbara und Martha wurden nebst deren Hoffräulein herbeigeholt und waren bald mit den Vätern der getreuen Stadt oder mit den galanten Rittern ins Gespräch gekommen.

Gräfin Barbara stand an einem Fenster und pflog mit dem Bürgermeister und dem Schultheiß Heinz Ries Unterhaltung. Der Ausblick von hier war herrlich. Vor dem Schauenden lag der schöne Spessart ausgebreitet, gleich drüben über'm Main begann er. Das Auge wurde nicht müde, ihn und den grünen Odenwald im Westen, die Burgen des Frankenlandes im Süden und den fruchtbaren Würzburger Gau gen Morgen zu betrachten. Unten schlängelt sich das Silberband des Mains, bald in langen Zügen sichtbar, bald in einzelnen glänzenden Streifen in der Ferne. Und das Thal der Tauber prangt mit seinem Wiesengrün da unten gar lieblich; das große Gebiet der Weinberge ringsumher erfüllt die Luft mit dem feinen Dufte der Blüten. Ein wahres Eden liegt um die Burg.

Der Naturbetrachtung mochte wohl auch Heinz Ries hingegeben sein. Mit kurzer Verbeugung sagte er zur Gräfin: „Euer Gnaden werden es dereinst in Breuberg so schön nicht finden, wie hier. Ich freu mich dieser Schönheit schon um des-

willen, weil zu hoffen steht, daß sie Heimweh erzeuget und dieses Euer Gnaden öfterer hierher bringen wird.“ — „Wohl kann das werden,“ erwiderte Barbara freundlich lächelnd. „Wenn es auch einsamer geworden, seit meine Töchter Ursula und Magdalena im Kloster Konradsdorf weilen und Wandala im Kloster Mariabronn, und Maria sich nur schwer entschließen kann, den Grafen Erbach, ihren Gemahl, zu verlassen — das junge Paar lebt glücklich und zufrieden — so wird doch manches hier ein Anziehungspunkt für mich bleiben; unsere getreue Stadt Wertheim, mein Sohn Georg und die Schönheit der Umgebung. Übrigens werde ich alles dies noch längere Zeit genießen können, da ich und Martha auf Wunsch meines Herrn und Gemahls meinem Sohne beistehen sollen, insonderheit was das Hofleben betrifft.“

Beide Stadtvertreter verbeugten sich und Kilian Klaus sagte: „Wolle Euer Gnaden die Versicherung unsrer ehrfurchtsvollen Freude ob dieser Nachricht entgegennehmen. Wie auch würde die Stadt und das gesamte Land jubeln, wenn dem hohen wertheimischen Geschlecht bald Nachkommen erwüchsen.“ — „Graf Georg will jetzo nichts davon wissen,“ entgegnete Barbara. „Er müsse arbeiten, sagte er, und könne um ein Gemahl sich nicht kümmern. Doch alles steht in Gottes Hand. — Doch kommet, daß ich Euch dem Genusse eines Labetrunkes nicht entziehe.“

Sie begaben sich zurück zu den übrigen, in welche der Wein etwas Leben gebracht hatte; der Schultheiß fürchtete zuviel hiervon; zu selber Zeit hielt man beim Trinken auf ‚gut und viel‘. Doch Graf Michael entließ huldvoll die Väter der Stadt und die Ritter, so daß Ries' Bedenken schwanden. Herr Fuchs, der Hauptmann des bürgerlichen Schützenkorps, war ganz entzückt in die Stadt zurückgekehrt; Graf Michael hatte versprochen, beim nächsten Schützenfest von Breuberg herzukommen und daran teilzunehmen.

Am nächsten Tage in der Frühe brach Graf Michael auf,

begleitet von Graf Georg und etlichen Vasallen. Der Ritt geschah über Freudenberg am Main, allwo Michaels Bruder Asmus schwer krank daniederlag. Der Oheim hatte Schmerzen; darum sich denn Georg nur ein Stündlein aufhielt und dann von seinem Herrn und Vater verabschiedete. Es zog ihn mit Gewalt zu seinen Regierungsarbeiten. Mancher eingerissene Schlendrian sollte mit einem Schlage beseitigt, manche Lässigkeit in Befolgung der Gesetze mit einem Ruck vertrieben werden durch deren Verschärfung. Aber auch fromme und gute Werke sollten gethan werden an Klöstern, Stiftungen und Armen. Der junge Herrscher nahm sich vor, aus seinen Landen einen moralisch mustergiltigen Staat zu bilden. Um alles und jedes wollte er sich kümmern. Er war so eifrig in Erfüllung seiner Regentenpflichten, daß er den lästigen Anstandsbesuch bei seiner Muhme Katharina im Kloster Schmerlebach gern verschoben hätte. Doch sein Herr und Vater hatte es verlangt und kindlicher Gehorsam ging ihm von jeher über alles. Wer gebieten will und Gehorsam verlangt, muß selbst gelernt haben zu gehorchen. Auch war Graf Georg durch sein gegebnes Wort gebunden, in Mespelbrunn den Auftrag des Vetters Schwarzenberg auszurichten. Die Lage im Lande war friedlich und seine, die geliebte Mutter bergende Veste in den guten Händen des Burgvogts Philipps von Üssigheim.

Schon tags darauf ritt Georg von Wertheim fort, begleitet von Burkhard Hund von Wenkheim und nur zween Knappen. Die Kühle des frühen Morgens erlaubte einen flotten Trab bis Stadtprozelten mit wenig Unterbrechung. Hier setzte der Ferge die Reiter über, die nach kurzer Rast über Breitenbrunn nach Altenbuch sich wandten. Der Weg bis Mespelbrunn ist an 4 Meilen lang; der dichte Wald des Spessarts jedoch gab kühlen Schatten, so daß Roß und Reiter nicht so leicht ermüdet wurden.

Anfänglich verhielt sich Graf Georg längere Zeit schweigend und nachdenklich, so daß Wenkheim ihn verwundert anblickte; war doch der junge Herrscher sonst gegen ihn mitteilsam. Dabei

fand Wenkheim Muße, seinen Herrn mehrmals zu betrachten. Behagliche Freude lag in des Ritters Antlitz, denn sein Herr war ebenso leutselig als schön. Mit einem edlen Stolze in Haltung und Mienen paarte sich der Ausdruck von Geist und Gemüt in den dunkelblauen Augen. Solch einen Lehnsherrn zu haben, ist ein großes Glück.

Hinter Wildensee ward Wenkheims Gedankengang abgebrochen. An einer quelligen Stelle in einem Waldthale hielt Georg und befahl abzusitzen, die mitgenommenen Vorräte an Speisen und Wein auszupacken und das Frühstück einzunehmen. Deß weigerte sich niemand. Die Pferde weideten im Grase und löschten ihren Durst. Daß sie den ihnen zunächst liegenden Quell vermieden und entferntere aufsuchten, war dem Grafen verwunderlich. Er frug Wenkheim, ob er die Ursache wisse. Der konnte nicht darüber berichten; bis endlich einer der Knappen ungefragt mitteilte: „Mag Euer Gnaden Ihrem Knecht erlauben, es zu vermelden. Vor Zeiten hat allhier Frau Holl*) gesessen und über ihren Mann geweint. Da hat sie ihre Thränen in den Brunnen fallen lassen, und seit der Zeit schmeckt das Wasser bitter und kann es niemand nit trinken.“ — „Und woher weißt du das?“ frug Georg aufgeräumt. — „Herr! Die Eschauer haben mir's erzählt und 's ist wahr, sonst hätten die Rosse davon gesoffen.“ — „Bist pfiffig, Knappe!“ sagte Wenkheim lachend. „Willst nicht vom Quell trinken, weil du Wein begehrst.“

Auch Georg lachte und befahl dem Knappen, für sich und seinen Kameraden ein Krüglein Weins aus dem Vorrat zu nehmen.

„Wie doch so lang der Aberglaube im Volke nistet,“ sagte er zu Wenkheim. „Ich merke wohl, es fehlt an guten Schulen.“ — „Verzeihung, Herr!“ erwiderte jener. „Wir haben auch noch vielen Aberglauben in der Kirche, den die Priester nähren.

*) Hulda.

Hier sollen wir des heiligen Sebastians Gebeine anbeten, dort Crispins Handknöchel und wieder wo irgend eines Heiligen Nase. Es fehlen wahrlich noch die Knochen vom Stei —"

„Halt, Wenkheim!" rief der Graf mit Ernst. Du versündigst dich. Laß mir die heiligen Überreste der Gottbegnadeten unsrer Kirche in Ruhe." Und freundlicher fuhr er nach kurzer Pause fort: „Das Gespräch paßt nicht zum heutigen Tag. Ich bin heut froh gestimmt, wenn ich auch nicht weiß warum." — „Wenn man nach scharfem Ritt der Ruhe pflegt," sagte Wenkheim, „und liegt im grünen Wald und hört die Vöglein lustig singen unter'm blauen Himmel, da denk ich, ist's die Schöpfung unsres allgüt'gen Herrgotts, die uns mit Dank und Frohmut erfüllt. Das wird es sein, was Euer Gnaden und auch mich froh stimmt."

Georg schaute den Vasallen erstaunt an. „Wenkheim! bei Gott! Das kann mir behagen. Will Eures Urteils über Reliquien nicht weiter achten. Ihr gefallt mir, denn ich glaube, in Euch steckt dennoch Gottesfurcht. Da! stoßt mit mir an!" — „Ich dank Euch, gnäd'ger Herr, für solch Vertrauen," sagte Wenkheim. „War selbst erstaunt, wie ich so was sagen konnt. Es quoll mir aus dem Herzen ganz von selbst. Erlaubt mir, daß ich meinen Becher leere auf das Wohl eines baldigen Nachkommen." „Nein nein!" rief Georg aufgeräumt. „Mag mich sobald nicht in das Joch des Ehestands begeben. Wenn's nun durchaus sein soll, so hat's hiermit noch gute Weile."

Nochmals wurden die Becher geleert, dann verpackte man die Vorräte und ritt von dannen. Von da an blieb die Unterhaltung in Fluß und Munterkeit. Nur bei Hainbuchenthal wurde noch einmal Halt gemacht, um die Kleider zu reinigen und zu ordnen. In einer Viertelstunde war man am Schlosse Mespelbrunn.

Graf Georg hatte es noch nie gesehen. Jetzt stand er davor und hielt eine Weile staunend an, ehe er Einlaß begehrte. In seiner Kindheit war ihm einst von einem Zauberschlosse erzählt

worden, darin eine gütige Fee geweilt habe. Die Beschreibung des Schlosses und wie er sich dieses gedacht, stimmte überraschend mit dem Aussehen des schönen Mespelbrunn überein. Mitten im Walde und rings von Wasser umgeben steht das alte Schloß, überragt von einem gewaltigen runden Wartturm. Nahe daran prangt der vielgezackte Hauptgiebel des Schlosses mit seinen feinen Fensterfüllungen und zierlichen Säulchen einer offenen Halle im oberen Geschoß. Am oberen Giebelteile aber steht unter schöngeformtem Baldachin auf eingemauertem Konsol das lebensgroße Standbild der Jungfrau Maria, alles übersehend und behütend. Ein niedrigerer, aber stärkerer zweiter Turm stößt an die andere Seite des Schloßgiebels. Auch seine Fenster enthalten in den Füllungen die edelsten Formen. Wie ein eckiges Hufeisen sind die eigentlichen Schloßgebäude zusammen verbunden, dessen offene Seite der große Wartturm zur Hälfte versperrt. Hart an das Wasserbecken, in welchem das wunderbare Schloß steht, stößt der dunkle Wald, und Schloß und Wald spiegeln sich so deutlich in der grünblauen Flut, daß man meint, da unten müsse ein zweites Schloß von gleicher Art erbauet sein. Es macht den Eindruck wie ein Geheimnis, das man durchdringen möchte.

Geheimnisvoll rauschten auch die Waldbäume, als Graf Georg vor diesem einsam-schönen Zauberschlosse bewundernd stand. Die darin herrschende unerklärliche Stille erhöhte den Reiz des Wunderbaren. Doch bald ward diese Stille unterbrochen. Die Reiter waren vom Turmwächter längst gesehen, ihre Näherung dem Thorhüter gemeldet worden. Der steckte seinen Kopf aus einer Luke hervor und frug nach dem Begehr.

„Ich bin Graf Georg von Wertheim und dies ist mein Gefolge. Wenn anders der Herr Christoph, Freiherr zu Schwarzenberg noch im Schlosse ist, so ruf' ihn mir herbei, daß ich mich eines Auftrags an ihn entledige.“

Der Kopf verschwand. Nur kurze Zeit währte es, so ward

die Zugbrücke herabgelassen. Der von Echtern und der junge Freiherr erschienen und schritten schnell den Harrenden entgegen.

„Wie freu' ich mich, den edlen Wertheim in die Mauern meines Schlosses aufnehmen zu können," rief Echtern freundlich und schüttelte Georg kräftig die Hand. „Was Ihr dem Schwarzenberg zu sagen habt, das müßt Ihr drinnen sagen. Als werten Gast heiß' ich Euch willkommen."

Die Reiter saßen ab. Graf Georg reichte beiden die Hand und sagte, teils zu Echtern, teils zu Schwarzenberg gewandt:

„Edler Herr, Ihr beschämet mich, der ich mich auf meinem Ritte nach Schmerlebach nur eines Auftrags deines Vaters, lieber Vetter, entledigen wollte. Doch freudig nehm' ich Eure ehrende Einladung an und halte Einkehr, wenn Ihr erlaubet, auf ein Stündlein. Dieser mein Begleiter ist Ritter Burkhard Hund von Wenkheim."

„Es sind mir alle hoch willkommen. Jost! führe die Pferde herein und sorg' für einen guten Trunk für die Knappen."

Die Herren gingen plaudernd mit Wenkheim in den sauberen Schloßhof. Hier stand Graf Georg ein Weilchen still, im Sprechen zugleich den schönen offenen Säulengang bewundernd, der das Erdgeschoß des Schlosses ringsum ziert.

„Hab' einst von einem Zauberschloß erzählen hören," sagte er, „in dem eine schöne gütige Fee weilte. Das gleicht dem Euren auf ein Haar; darum ich denn zuvor es lange betrachtete, ehe ich beginnen wollte, den Thorwächter zu sprechen. Es ist gar schön und lieblich hier in Mespelbrunn." — „Und eine schöne güt'ge Fee weilt auch darin," sagte Echtern. „Kommt mit hinauf ins erste Gestock, daß ich sie Euch kann zeigen und vorstellen."

Der Hausherr konnte dem jungen Grafen kaum liebenswürdiger entgegenkommen; vielleicht auch trug mit dazu bei, daß das Frühmahl soeben vorüber war. Behagliche Sättigung macht wohlwollend.

Droben wurden die Gäste den Frauen vorgestellt; zunächst

der Gemahlin des Schloßherrn und einer Nichte derselben, welche der kinderlose Echtern in sein Haus aufgenommen. Darauf folgte die Vorstellung von Christophs Gemahlin Eva, einer geborenen Gräfin von Montfort, sowie von deren Schwester, Gräfin Margaretha von Montfort. Als diese an der Reihe war und Georg ihr die Fingerspitzen galant geküßt, sagte Echtern aufgeräumt: „Lieber Graf! das ist die schöne güt'ge Fee im Zauberschlosse, von der Ihr einst gehört. Nennt ihr einen Wunsch, den wird sie — wenn Ihr fromm und gut seid — mit ihrem zauberischen Wesen sicher erfüllen."

Gräfin Margaretha von Montfort ward rot ob dieser Schmeichelei. Doch als Georg das ihr noch Dunkle des Vergleiches aufgehellt, mußte sie lächeln. Eine Antwort brachte sie nicht hervor, war sie doch erst 16 Jahre alt und noch wenig im Umgange gewesen mit jungen Herren ihres Standes.

Die anfänglich förmliche Unterhaltung ward bald lebhafter. Der Auftrag an den Freiherrn Christoph war ausgerichtet worden und der kühle Wein, von welchem auch die Frauen nippten, that das Seinige, das erst steife Zeremoniell in ein leicht bewegliches Wesen umzuwandeln. Im grünen Walde wird und gibt sich der Mensch anders als in den Prunkgemächern hoher stolzer Burgen.

Was Graf Georg sich vorgenommen, führte er auch streng durch, es sei denn, daß Hindernisse sich entgegensetzten, die unmöglich zu überwinden waren. Das Stündlein, das er hier verweilen wollte, war verstrichen. Mehrmals versuchte er, aufzubrechen; doch wie gebannt blieb er auf seinem Stuhle haften. Endlich raffte er sich auf, und Wenkheim erhob sich mit ihm. Doch als Georg von Abschied zu sagen begann, sprach Echtern eifrig dagegen.

„Thut mir doch das nicht an, Graf!" rief er. „Wohl weiß ich, daß Euer Besuch dem Auftrage galt an Schwarzenberg. Weiß auch, daß Ihr nach Antritt der Regierung unmöglich in

allen Schlössern Edler Anstandsbesuche machen könnt. Doch bleibet mir zu lieb, der ich gut Freund mit Eurem Herrn Vater bin und mit Oheim Asmus — und denkt, zur Erledigung Eures Auftrags bedürftet Ihr Zeit bis morgen. Seid mein Gast zur Nacht."

Graf Georg errötete, als er die heikle Umgehung eines Besuchs der Echterns selbst aufgedeckt fand. Sein kurzes Schweigen unterbrach Echterns Gemahlin, welche freundlich zu ihm sagte: „Verzeihet, Herr, wenn ich offen bekunde, wie gern ich das Erröten eines jungen Mannes sehe; das wird jetzt in der Welt immer seltener. 's ist ein Beweis von Treu und Ehrlichkeit des Gemütes. Und den Besitzer solchen Gemütes bitte ich, gleich meinem Gemahl: Verlängert den Besuch zu unsrer Freude."

Georgs Verlegenheit schwand; er erinnerte sich zugleich des Urteils Hannsens von Schwarzenberg: Der von Echtern sei ein leutseliger, gastfreundlicher Herr. Ohne Befangenheit blickte er auf. Dabei bemerkte er, daß auch das Antlitz der jungen Gräfin Margarethe rot geworden war. Da ward sein Entschluß geändert durch die Treuherzigkeit der Einladung. Er antwortete: „Zwar —"

Doch schnell fiel ihm Echtern ins Wort und rief: „Das ist recht! Das Zwar hör ich gar gern; denn es folgt darauf ein Indessen und dieses Indessen —" „Indessen," fuhr Georg sich verbeugend lächelnd fort, „kann ich so liebenswürdiger Gastfreundschaft nicht widerstehen". — „Ich dank Euch, Echtern!" fiel Schwarzenberg ein. „Ihr macht auch mir und meinem Gemahl eine Freude. So können wir der Gesellschaft unsres Vetters, den ich heut erst zum zweitenmal sehe, länger noch genießen."

Die Unterhaltung ward lebhaft fortgesetzt. Nur Gräfin Margarethe zeigte sich auffallend zurückhaltend und schweigsam. Aus Artigkeit mußte Georg auch ihr einige Worte widmen, aber ihre Verschlossenheit hielt ihn davon ab. Er gab dem Vetter

Schwarzenberg seine Verwunderung über seiner Schwägerin ernstes Wesen zu erkennen, und dieser antwortete: So sei sie auf der ganzen Reise gewesen; doch beim Anblick von Naturschönheiten tauete sie auf und würde froh und lebhaft. Als Georg nach dieser Mitteilung die junge Maid ansah, schien ihm, als lagere ein Zug von Wehmut in ihrem Antlitz. Darum verschob er ein Gespräch mit ihr auf passendere Gelegenheit.

In Mespelbrunn lebte man anders als sonst in Schlössern. Das Hauptmahl des Tages begann erst 6 Uhr nachmittags. Jetzt war es mittlerweile 1 Uhr geworden. Zur Ausfüllung der Zeit bis zum Mahl zeigte Echtern seinen Gästen die schönen und zugleich traulichen Räume des Schlosses, den Marstall und die Befestigungen. Darauf wanderten die Herren in Gesellschaft der Freifrau von Schwarzenberg und deren Schwester Margarethe zum anstoßenden Wald. Der Schloßherr rühmte dessen vortrefflichen Wildstand und führte die Gäste hinab in das freundlich grüne, waldbegrenzte Thal des Elsawabaches.

„Der Bach gibt uns die schönsten Forellen," erklärte er. „Und in der Jagdzeit treff ich hier feistes Rehwild, manch strammen Hirsch und Eber zur Tränke, wenn ich zuvor das Revier von Wölfen gesäubert habe. Doch erlege ich das Wild, meinem Ehegemahl zu Liebe, weitab vom Schlosse droben auf den Höhen. Sie wünscht, daß es ums Schloß friedlich bleibe, und hat ihre Freude dran, vom Fenster aus zu sehen, wie zahm das Rehwild hart herantritt und den Durst löscht. — Wir wollen nun von hier aufwärts steigen, damit ich droben den holden Frauen eine schöne Aussicht zeigen kann."

Während Echtern beim Weiterschreiten die Gesellschaft mit Jagdabenteuern unterhielt, fiel es Georg auf, daß Evas Schwester beständig in einem größeren Abstande nachfolgte. Wohl ließ sich dies durch ihr Sammeln von Waldblumen erklären; doch währte das zu lange, so daß Georg die Gelegenheit ergriff und sie zu einer Unterhaltung veranlaßte. Er begann das Gespräch mit

der Lage des Schlosses Mespelbrunn und rühmte sie als besonders schön. Schwarzenberg hatte recht; Margarethe gab bei dem Anklange von Naturschönheiten ihr zurückhaltendes Wesen auf und antwortete unbefangen: „Auch ich war überrascht, als ich zum erstenmal diese Gegend sah und das bei heitrem Sonnenschein; ich fand sie zauberhaft. Bei düstrem Himmel aber und Regen ward sie mir unheimlich. In unsrem Tettnang bin ich zu sehr an Freiheit gewöhnt und weiten Ausblick. Auf die Dauer möchte ich nicht hier wohnen. Es ist mir zu klösterlich.“

Über die letzten Worte ward Georg etwas erstaunt; pflegten doch die Töchter der Edlen wie häufig gern in Klöster zu gehen. Darum frug er: „So haltet Ihr nicht viel vom Klosterleben?“ „Nein!“ entgegnete Margarethe lebhaft. „Ich will das Leben haben, wie es ist; will darin frei und ungebunden den Armen und Unterdrückten dienen, soweit ich Schwache kann. Und — warum soll ich's nicht bekennen? — will Gottes Schöpfung genießen, die mich immer wieder von neuem anreizt zu Lob und Preis. — Glaubt mir, Herr Graf! wenn ich vom Wartturm unsres Schlosses Tettnang hinausblicke ins Land, schaue unter mir das grüne Thal des Schussen, gen Abend auf den blauen Spiegel des Bodensees und gen Mittag die schönen Alpen von Vorarlberg und der Schweiz — da zwingt es mir die Hände ineinander wie zum Gebet. Da schlägt mir's Herz schneller vor Dank und Vertrauen gegen unsern Gott, der doch alles so herrlich gemacht, um uns zu erfreuen. Da muß ich aber oft auch weinen, denn ich — ich bin doch alles dessen gar nicht würdig,“ setzte sie leise hinzu.

Georg blickte die edle Maid an. Sein Auge leuchtete; so viel durch kindliche Demut verklärten Liebreiz hatte er noch nie gesehen.

„Ich merke schon,“ sagte er lächelnd, „stille Wasser sind tief. Hätt nicht geglaubt, daß die ernste Gräfin Margaretha so lebhaft froh schildern könnte. Und wie lerne ich durch Euch! —

Wohl vergnügt auch mich der Anblick des Schönen in der Natur; doch hab ich weiter nicht darüber nachgedacht und geglaubt, es müsse so sein und anbeten solle man nur in der Kirche. Doch," — fuhr er vorwurfsvoll fort, „wie könnt Ihr so gering von Euch reden! — Wer so wie Ihr gute Werke thut an armen und verlassenen Menschen, der ist auch würdig, zu genießen." — „Nein nein!" rief Margarethe abwehrend; „ich weiß es nur zu genau. So große Güte Gottes überwältigt mich. Wie gering stehe ich da gegen Schwester Eva. Sie ist so fromm, geht alle Tage mehrmals zum Gebet in die Kapelle und reichlich thut sie gute Werke an Frauenklöstern und frommen Stiftern. Sie ist würdig, zu genießen. Doch ich — — ich habe hierzu keinen Trieb. Und darum komm ich mir so unwürdig vor. Eva steht hoch über mir; ihr nachzufolgen hab ich keine Kraft." — „Auch dann nicht," frug Georg, „wann Ihr die Mutter Gottes anflehet und die Heiligen?" — „Das hat mir auch mein Beichtiger geraten und ich thu es alle Tage. Und doch find ich keine dauernde Ruhe der Seele. Ich fühl's, mir fehlt noch etwas zu rechtem Glauben, ich weiß nicht: was. Ich sinn und sinne und bleibt doch alles im Kopf und Herzen verworren. Hab darob von Eva auf der Reise gerechte Vorwürfe erhalten und Schwager Christoph stimmte ihr bei. In der Kirche allein solle ich Gott anbeten und nicht in der toten Naturwelt; das sei sündhaft, denn hier stünde nichts von unsren Heiligen geschrieben und guten Werken, die allein zur Seligkeit verhülfen. Und wenn ich fühlte, daß es in mir so bliebe, solle ich lieber in ein Kloster gehen und den sündigen Geist abtöten. Wenn man mich so belehrte, ward mir bang und schon mehrmals hätt ich mögen zurückreisen, denn nunmehr getraute ich mir auch nicht, meine Freude an stolzen Bergen und reißenden Giesbächen laut zu äußern." — „Wenn Ihr wüßtet, wie sehr ich Euch bedauere!" sagte Georg mitleidig. „Doch sagt, waren Schwarzenberg und Gräfin Eva denn immer streng auf Eurer Reise?" — „O nein! sie waren

auch gütig. Nur kam's in diesem einen Punkte nicht zur Klärung. Mir war's, als hätte sich eine Kluft gebildet und sei ich schuld daran. Drum wagte ich auch nicht, den Schwager um Verkürzung unsrer Reise zu bitten."

Kopfschüttelnd und verwundert über die seltsamen Regungen in so junger Seele frug Georg: „Die Echterns sind gar gastfreundlich und lieb; das Waldschloß ist so traulich und schön. Hat denn das alles nicht zerstreuend auf Euch gewirkt?" — „Gar dankbar bin ich unsern lieben Wirten; sie thaten alles, was mich hätt erheitern können. Spräch man nur nicht so viel in mich hinein; ich glaub, ich werd mich eher von allein zurechtfinden. Vor einer Woche besuchte der geistliche Herr, Julius von Echtern, seinen Bruder in Mespelbrunn; hier ist Herr Julius geboren. Es kam des öfteren die Rede auf unsre Kirche und den Glauben. Was sie da von ‚wirrer Denkart' sprachen, schien mir, als sei es auf mich gemünzt. Sie alle waren eins — und ich kam mir so einsam und verlassen vor."

Befangen schaute sie um sich, um zu erforschen, ob die vorausgegangene Gesellschaft sie hören und sehen könnte. Letztere war weit voraus. Georg bemerkte an Margarethe eine nicht geringe Erregung. Es traten ihr die Thränen in die Augen, als sie errötend sagte: „Verzeiht mein unordentlich Geschwätz — aber — mir ist das Herz zum Zerspringen voll — ich kann's nicht länger bergen — Graf Wertheim! ich täusch mich nicht — Ihr seid ein guter Mensch — Ach beweget meinen Schwager, daß wir weiter reisen — ich hab so große Sehnsucht in die Heimat!" —

Georg war betroffen stehen geblieben. Noch nie hatte ihm jemand sein Inneres so offenbart, am wenigsten eine aufblühende Jungfrau, die er noch dazu erst vor kurzem kennen gelernt. Doch die Art, in der Margarethe gesprochen, war so kindlich, ihr Flehen so ganz die Bitte eines Kindes, daß er sich

in diesem Augenblicke wie ein Vater vorkam. Er küßte ihre Hand und behielt diese in der seinigen, indem er sie tröstete.

„Seid getrost, Margarethe! ich werde alles thun, Euern Herzenswunsch zu befriedigen. Ihr habt ein wunderbares Seelenleiden; daß hierzu die Einsamkeit von Mespelbrunn nichts taugt, sehe ich ein. Vetter Schwarzenberg ist ohnehin gehalten, meine Eltern zu besuchen. Ich werde in ihn dringen, in wenigen Tagen schon nach Wertheim zu kommen. Dort, teure Gräfin, findet Ihr schöne Berge und Flüsse, und anmutige Weingärten in Menge. Das soll Eurem beklommenen Gemüte wohl thun und meine Schwester Martha, voll heitren Sinns, wird dazu beitragen, daß nur Sonnenschein auf Eurem jetzt so betrübten Antlitz strahlt."

Georg hielt noch immer ihre Hand, die drückte Margarethe und sagte: „Habt Dank für Eure viele Güte! und — nicht wahr? Ihr saget niemanden von dem, was ich Euch offenbart?" — „Kein Mensch wird es erfahren," antwortete Georg und fuhr dann lächelnd fort: „Und mit dem Klosterleben wird es nichts und sollte ich mit meiner ganzen Macht vor Tettnang rücken, um Euch zu befreien."

Da lächelte gleich einem vergnügten Kinde auch Margarethe und ward fröhlich wie noch nie zuvor in Mespelbrunn. Beide mußten eilen, der Gesellschaft nachzukommen. Margarethe sprang voraus, Georg dicht hinter ihr, sie vor den Schlingwurzeln warnend. Die Warnung kam zu spät. Margarethe kam zum Fallen. Doch schnell genug umfaßte Georg ihren schlanken Leib und hob sie kräftig empor. Da erwachte die Jungfrau in Margarethen. Errötend dankte sie ihrem Bewahrer und ging vorsichtiger.

Die Aussicht droben auf der Höhe war des Aufstieges nicht wert; die dicke Luft des heißen Mittags entzog dem Auge fast alle fernen Punkte. Um so aufgeräumter zeigte sich die Gesellschaft, trotzdem sie oben nicht belohnt ward.

Die frohe Laune setzte sich auch beim Mahle fort; dafür

sorgte schon der muntre Wenkheim und der gastfreundliche Hausherr. Auch Georg befand sich in wohliger Stimmung. Ihm war, als hätte er heute ein gutes Werk gethan, das ihm dereinst zu seiner Seelen Seligkeit angerechnet werden müßte. Margarethen war es zu Mute wie einem Backfischlein der heutigen Zeit, das zum erstenmal ein langes Kleid trägt. Es fühlt die Würde einer Jungfrau und möchte doch auch noch herumspringen wie ein Kind. So kam es denn, daß Georg, der sich fast ausschließlich mit seinem Wirt und dessen Frauen unterhielt, Margarethen unter Erröten lächelnd fand, als ihre flüchtigen Blicke sich begegneten.

Nach dem Mahle fand Graf Georg Gelegenheit, Schwarzenberg allein zu sprechen. Nach einigem Zureden gelang es ihm endlich, den Vetter zu baldiger Abreise zu bewegen; in 5 Tagen wollte dieser in Wertheim sein. Georg hatte hierbei gänzlich übersehen, daß sein Vater, dem doch der Besuch in erster Linie gelten mußte, sich in Breuberg aufhielt, sonst wäre der ferne Reiseplan auf Schwierigkeiten gestoßen.

Die Nacht war angebrochen und jeder der Schloßbewohner in seinem Schlafgemach. Georg that noch einen Blick zum Fenster hinaus. Der Mond schien nicht so hell, als man von seiner Fülle erwarten konnte; er hatte einen, auf trübes Wetter deutenden Hof. Doch gerade dieses Halblicht gab der ganzen Umgebung einen magischen Reiz. Auf dem Wasser dampften weiße, hin und her wogende Nebel; schweigend stand der Wald ringsumher. Es war so still um das Schloß, daß die Phantasie durch nichts von der Vorstellung abgelenkt wurde, es sei ein Zauberschloß und darin walte eine gütige Fee, bestimmt, Menschen glücklich zu machen. Das heftige Schnarchen Wenkheims weckte Georg aus seiner kurzen Betrachtung. Er schloß das Fenster und begab sich zur Ruh. Der letzte Gedanke war jene Fee, deren ätherische Lichtgestalt schwebte im Traum vor seinem geistigen Auge. Voll Begehr faßte er nach ihr; doch die Fee

verschwand nicht, wie solche doch zu thun pflegen, sondern wurde in seinen Armen zu Fleisch und Blut von gar nicht zu unterschätzendem Gewicht. Auch bekam sie schönbraunes Haar, tiefblaue Augen mit langen Wimpern und hatte bald ein reizend lächelndes Kindergesichtchen, bald das hold errötende Antlitz einer schämigen Jungfrau. Der Traum ward verworrener. Hanns von Schwarzenberg stand in wunderlicher Gestalt vor dem Schläfer und wiederholte die Worte aus der reformatio: „Es ist eine unerhörte Sache, daß es Leute gibt, die zu jemand sprechen: ‚Du bist mein eigen'". — Darauf trat Christoph mit Eva in den Vordergrund, ihn mit zorniger, feindseliger Miene betrachtend. Auch dieses Bild verschwand. Das letzte, dessen sich Georg später noch entsinnen konnte, war Frau Holl, welche am Brunnen zwischen Wildensee und Eschau lag und ihre Thränen in das Wasser fallen ließ. —

Der folgende Morgen war trübe und neblig. Trotzdem stand Graf Georg mit seinem Gefolge schon frühzeitig im Schloßhof zur Weiterreise gerüstet. In später Abendstunde des gestrigen Tages hatte er sich von den Frauen verabschiedet. Als er hierbei der Gräfin Margaretha die Worte zuflüsterte: „In fünf Tagen auf Wiedersehen in Wertheim," hatte sich jene anmutig verneigt und leise gesagt: „Ich danke Euch herzlich."

Das Anerbieten Echterns und Christophs, Georg bis Hessenthal zu geleiten, hatte dieser dankend abgelehnt. So ritt er denn allein mit Wenkheim und seinen Knappen auf Kloster Schmerlenbach zu, anfänglich ebenso sinnend wie am vorhergegangenen Morgen. Er gedachte des Traumes und ein Lächeln überkam ihn, als er sich der Worte des Freiherrn Hanns erinnerte: ‚Du wirst in Mespelbrunn schon reichlich Botenbrot erhalten'. Schwarzenberg meinte damals nicht bloß die Liebenswürdigkeit Derer von Echtern und Georg dachte sich unter dem Botenbrot eine holde Fee. Mit dieser beschäftigte er sich anfänglich einzig und allein. Margarethe erschien ihm so holdselig, daß die Versuchung in

ihm mächtig wurde, auf dem Rückwege noch einmal in Mespelbrunn Einkehr zu halten. Doch die bessere Überzeugung siegte; sein Wiederkommen hätte auffallen müssen. Außerdem war er sich des Grundes der Hinneigung zur Gräfin nicht klar; es konnte aufkeimende Liebe sein, oder auch nur ein von Mitleid durchsetztes Wohlgefallen an dem eigenartigen Wesen der edlen Jungfrau. Jedenfalls besaß diese einen hervorragenden Charakter, der nur eines anderen, harmonischen Umganges bedurfte, um sich entwickeln zu können. Von einer weiteren Vertiefung in diesen Gedanken riß sich Georg los; er hatte auch Pflichten gegen den getreuen Wenkheim, dem er sich bis Schmerlebach widmete. —

Der Besuch bei seiner gräflichen Muhme Katharina hatte kaum eine Stunde gewährt, die Pflichten des Dienstes riefen sie ab. Sie hatte ihn würdevoll aber freundlich empfangen und zum Regierungsantritt beglückwünscht. Die übrige Zeit füllten Fragen aus nach dem Befinden ihrer Brüder Asmus und Michael, sowie mehrere Hausangelegenheiten. Dabei erfuhr sie, daß letzterer gegenwärtig auf dem Breuberg wohne.

Als sich Georg nach kurzer Rast anschickte, den Rückweg anzutreten, fiel ihm plötzlich ein, daß er vergessen hatte, den Freiherrn Christoph von dem Wechsel der Residenz seines Vaters zu unterrichten. Das war ihm peinlich. Was nun thun? Noch einmal in Mespelbrunn vorzusprechen, erschien ihm sehr verlockend; hätte er doch nunmehr einen triftigen Grund gehabt. Doch widerstrebte es ihm; er wollte nicht im geringsten zudringlich erscheinen und anderenteils seine Vergeßlichkeit vor Fremden nicht blicken lassen; dies hätte seinem Ansehen als Regent schaden können. So blieb nur noch der eine Ausweg übrig, nach Breuberg zu reiten und nach offener Darlegung der Verhältnisse den Vater zu bitten, wenigstens auf einen Tag nach Wertheim zu kommen, damit Schwarzenberg die ganze Familie dort vorfinden konnte.

Der Apfel, in den Georg beißen mußte, war nicht so sauer,

als es anfänglich schien. Der nässende Nebel zerriß um die zehnte Morgenstunde; ein heller Tag war zu erwarten. Der Umweg betrug wohl an 6 Meilen, aber die Pferde waren rüstig und Wenkheim würde mit Georg bis ans Ende der Welt geritten sein. Der Weg von Aschaffenburg bis Breuberg ist zumeist eben; da gab es zur Freude Wenkheims einen eiligen Ritt, wie er ihn liebte. —

Graf Michael empfing seinen Sohn mit Staunen. Als er aber dessen Bericht ausgehört, billigte er alles und versprach, nach 4 Tagen zum Empfang der Gäste in Wertheim zu erscheinen. Da gab es kein Wenn und Aber, denn Georg hatte in seinem Leben noch nie gelogen, noch Ungehorsam gezeigt. Darum, und weil Georg der einzige Sohn war, erfüllte Graf Michael mit großer Liebe gern jede Bitte, soweit es in seinen Kräften stand. Es war alles sehr schnell von statten gegangen; Vater und Sohn liebten, kurz und bündig zu sein in allen Dingen. Nach kräftigem Mahle brachen die Reisenden wieder auf. Die Pferde griffen weit aus auf dem meist ebenen Wege nach Miltenberg; hier ward gerastet. In der zehnten Stunde des Abends zogen die Reiter bereits in die Veste Wertheim ein. Danach schliefen sie bald und fest ein.

Drittes Kapitel.

Ehe Graf Michael II., der Vater Georgs II., die Regierung über die wertheimsche Grafschaft und die böhmischen Lehen an seinen Sohn abgetreten hatte, war selten eine Woche vergangen, in der am gräflichen Hofe nicht Festlichkeiten stattgefunden hatten, größere oder kleinere. Auch Turniere waren hin und wieder abgehalten worden. Dabei fand jedermann Vergnügung des Leibes oder des Geistes, je nach seinem Geschmacke. Dem Ritter behagte das Rennen, Stechen, Jagen, Essen und Trinken, der Jugend der Tanz; der Verehrer des Frauengeschlechts konnte sich am Umgange mit hohen Frauen und edlen Hoffräuleins von schönem Wuchs und Angesicht erlaben, und wer ein Freund der Dichtkunst war, der fand in der Veste Wertheim die richtige Stätte zu deren Pflege. Wie die verwandten Henneberger, so liebten auch die Wertheims den Sang. Wolfram von Eschenbach hatte zwar schon vor nahe 280 Jahren das Zeitliche gesegnet, aber sein Geist lebte noch fort und Graf Georg II. zeigte sich nach erlangter Kenntnis der alten Sprachweise als eifriger Verehrer. Die Wertheims hatten bei Ansbach, so auch in Eschenbach, Besitzungen gehabt. Der zu Lebzeiten Wolframs regierende Graf Poppo II. von Wertheim war zu diesem mehr Freund als Lehnsherr;*) darum er sich denn gar nicht hatte zufrieden geben wollen, daß der Dichter sich so lange beim Landgrafen Hermann von Thüringen aufhielt. So angenehmes Leben am gräflichen Hofe wurde schon in früheren

*) XIV.

Zeiten Ursache, daß sich nicht wenige Ritter der umfangreichen Grafschaft in der Stadt Wertheim Höfe oder Häuser gekauft und gebaut hatten, um so am Hofleben oft teilnehmen zu können.

Dieses rege Treiben in der mächtigen Veste erlitt aber einen Stillstand, nachdem Graf Georg die Zügel der Regierung aus den Händen seines Vaters übernommen hatte. Sein Eifer für Verbesserungen und Neugestaltungen in der Verwaltung und im Kriegswesen war zu groß. Die Ausführung seiner Pläne erforderte zu viel Zeit, als daß er diese hätte auf Hoffestlichkeiten verwenden können oder mögen. Wenn auch die Mutter, Gräfin Barbara, unter Beihilfe seiner Schwester Martha das schöne Geschlecht am Hofe zeitweilig vertrat, so fehlte doch immerhin eine Gemahlin, zu deren Erwerbung sich Graf Georg bisher nicht hatte entschließen können.

Auch die Stadt Wertheim empfand die Abnahme des sonst regen Hoflebens. Mancher der Vasallenritter, die hier ihren ‚Hof' besaßen, hatte zur Abwechslung seine ferne Burg bezogen, mancher Handwerker und Kaufmann weniger Absatz nach der gräflichen Veste.

Um so mehr regte sich die Neugier der Wertheimer, als es hieß, zu Ehren des Freiherrn Christoph von Schwarzenberg und dessen Gemahlin Eva, Gräfin von Montfort, sollten festliche Gastereien, Tanzbelustigungen und Vergnügungsfahrten auf dem Main stattfinden. Begünstigt vom schönsten Sommerwetter stand eine nicht geringe Menge Bürger, Frauen und Kinder draußen am Eichelthor, in der Schloßgasse bis in die Mühlgasse hinein, um die erwarteten vornehmen Gäste zu sehen. Selbst der äußere Platz vor dem Spitzturme war besetzt, wußte man doch noch nicht, ob die hohen Reisenden von Stadtprozelten her kommen, oder bei Kreuzwertheim übersetzen würden.

Die am Eichelthore waren die Glücklichen. Drüben, am kreuzwertheimer Ufer, erschienen zwei glänzende Knappen und riefen den Peter Zell und seinen Gehilfen nach den Fähren.

Alsbald trat auch der Zug der Reisenden aus dem Spessartgebiete hervor ins Mainthal, gefolgt vom Grafen Georg, der ihnen bis zu seinem Dorfe Schollbrunn mit Gefolge entgegengeritten war. Der Gepäckwagen, sowie das geschmückte Wäglein, welchem die beiden Gräfinnen entstiegen, fuhr nach Kreuzwertheim, um von da nach Mespelbrunn zurückzukehren. Sämtliche Herren und Knappen saßen zu Pferde.

Es war ein unbeschreiblich reizvoller Augenblick. Droben auf der Veste schmetterten Trompeten den Willkommengruß unter dem Geläute von zwei hellen Glocken. Lerchen, Finken und Amseln wetteiferten mit diesen im Gesange. Unten im Thale fuhren 4 blumengeschmückte größere Boote über den spiegelnden Main und brachten die Erwarteten herüber nach Wertheim. Und als diese das Land betraten und die Frauen ein bereit gehaltenes Wäglein bestiegen, mischte sich der Volksjubel unter die ehernen und Vogelsangs-Töne. Als gälte es einem Kaiser, so flogen die Mützen und wehten die Tücher, bis die Begrüßten hinter dem ersten Burgthore verschwunden waren.

Die Menge zerstreute sich. Die Mehrzahl ging zurück in die Stadt; etliche schlenderten plaudernd dem Main zu.

„Das war ein Empfang wie der eines Fürsten," sagte ein Bürger; „und 's ist doch nur ein Freiherr." — „Das stimmt nit," sagte ein andrer; „bei Fürsten wird außerdem geschossen." — „'s sind ja Verwandte," meinte ein dritter. — „Und was waren die Frauen schön!" rief ein beflaumter Jüngling; „namentlich die jüngste."

„Fast so schön, wie 's Reginle," lautete das stille Urteil Ernfrieds, der am Mainflusse rechts abbog und nach dem Fährhause ging.

Regina hatte sich bei Ankunft der Herrschaften bescheiden ins Haus begeben und diese vom Fenster aus betrachtet. Als sie nach Verlauf der Menge wieder heraustrat, stand vor ihr Ernfried Rank, auf dem Rücken einen Rosenstrauß verborgen

haltend. Er begrüßte sie freundlich. „Bist wieder gut, Reginle?“ frug er. — „Bin Euch nie gram gewesen, Herr!“ sagte die Maid. — „Könntest noch mehr wie ‚nie gram‘ sein.“ — „Wie denn?“ frug sie mit Kindeseinfalt. — „Sieh, Reginle!“ antwortete Ernfried; „ich hab schon manch Dirnlein gesehen und manch Fräulein und alle waren mir gleichgiltig. Als ich dich aber vor zwei Monaten sah und immer wieder sah, da hab ich mir gedacht, das ist doch das liebste, beste, schönste Dirnlein von der Welt, weit schöner noch als die junge Gräfin, die vorhin aus dem Kahn stieg.“

Die Maid ward rot und senkte die Augen. Bald aber hob sie ihr Haupt empor und sagte: „Herr! Ihr wollt mich arme Dirne nur foppen.“ — „Nein, nein!“ rief Ernfried eifrig. „Ich fopp dich nit. Bin dir gar gut und daß du's glaubst — hier! nimm die Rösle von mir an.“

Als Regina den Strauß faßte, spiegelte sich die reinste Freude in ihrem rosigen Antlitz. Sie sog den Duft der Blumen ein und sagte: „Hat mir noch kein Herr Rosenblumen geschenkt — ich weiß nit — — — O, wie das gut riecht! — — — Habt Dank! ich nehm's.“

Ernfried betrachtete die Maid voll Liebe und weidete sich an dem Anblick des Behagens, mit dem sie den Duft in das niedliche Näschen sog. Er hielt seine Hand hin und sagte schmeichelnd: „Lieb's Täubchen! nun gibst mir wohl eine Hand?“ „Eine Hand kannst kriegen,“ sagte Regina, verbesserte sich aber bald, indem sie anfügte: „könnt Ihr kriegen.“ — „Schau!“ flüsterte Ernfried und beugte sich zu ihr nieder; „hast du mir's Händle gegeben, muß ich dir wieder was geben: Ein Kußlein auf dein frisches rotes Kußmäulchen.“ Doch Regina entwand sich ihm; mehr bittend als unwillig sagte sie: „Nein, Herr! nit küssen! sonst werf ich's Sträußle in den Main.“

Ernfried war unschlüssig, was er thun sollte. Es zog ihn mit Macht an den Mund der lieblichen Maid, und doch mußte

er fürchten, durch ein Küßlein ihre Gunst ganz zu verlieren. Aus seinem Schwanken riß ihn der Laut einer bekannten Stimme. „Was wird sagen der Herr Oheim, wenn er wird hören, daß der Herr Brudersſohn scharwenzelt um des Fergen junges Kind?“ Ernfried erkannte den Juden Samuel aus Wertheim. Ehe er antwortete, grüßte Regina freundlich: „Guten Tag, Samuel!“ Der Student aber rief unwillig: „Schmul, was geht es dich an? Pack dich Jud', sonst sollst du mein Rapier auf dem krummen Buckel fühlen.“ — „Dank dir, Reginle!“ antwortete der Jude. „Bist ein gutes, bist ein faines Dirnlein, bist immer freundlich zu mir und nennst mich bei mainem schönen Namen Samuel und nit wie andre Leute: Schmul.“ — „Mach, daß du fortkommst, schmutziger Jud!“ rief Ernfried und hielt seinen Schläger in Bereitschaft. Samuel sah ihn ruhig ins Angesicht und sagte eben so ruhig: „Ist geworden main Rücken krumm durch Sorgen und Schläge, wird er auch aushalten noch mehr Schläge. 's Reginle ist unfrei und bin auch ich unfrei. Und weil der Unfreie nie bekommt Recht und Gerechtigkait, muß einer beistehen dem andern. Schlagt zu, Herr!“ setzte er hinzu, als Ernfried das Rapier zorngerötet emporhob; „aber verdreht dem Dirnlein nit den Kopf, das da ist ein blutjung Kind, ein blutarm Kind und unfrei und hat kein Schutz.“

Erst jetzt kam die erschrockne Maid zu Worte. „Herr, schlagt nit!“ rief sie dem Studenten zu. „Samuel ist der beste von allen Jüden in der Stadt. Und du, Samuel, hab nit Angst. Der Herr ist gut —“ „Waiß ich!“ unterbrach sie Samuel. — „— und wird nit Übles thun.“ — „Der Herr ist gut,“ fuhr der Jude fort. „Der Herr hat aber auch haißes Blut und du bist ein unerfahren Ding. Hab ich gedacht: Wirstde warnen baide vor Unbesonnenheit.“ — „Geh fort, Jude!“ rief Ernfried gemäßigter. — „Der Herr ist gut, hat's Reginle gesagt. Nu, ich geh.“

Als Samuel außer Hörweite war, näherte sich Ernfried

wieder der Maid. Des Juden Worte hatten doch getroffen. Er hatte den Samuel schlagen wollen und nun war er selbst der Geschlagene. Die rohe eiserne Waffe unterlag der geistigen. Darüber ärgerlich, konnte er sich doch der Einsicht nicht entschlagen, daß er sein zudringliches Betragen wieder gut machen müsse. „Glaub dem Juden nit,“ sagte er gemäßigt, „daß ich mit dir hätt nit Gutes im Sinn.“ — „Glaub's auch gar nit,“ fiel Regina ein. „Der Vater hat mir mal gesagt, ich verständ's, den Leuten an den Augen abzusehn, ob sie gut oder schlecht wär'n. Und wenn ich sagte: ‚Vater! Der Barthel ist schlecht, der hat's in den Augen‘, da sagte er: ‚Reginle, du hast recht‘. Und wenn ich sagte: ‚Vater! der Tyterlein meint's gut in den Augen‘, da sagte er: ‚Hast recht! Der ist ein guter Mensch.‘ Und als ich zu ihm sagte: ‚Der junge Herr Rank hat gute Augen‘, sagte er: ‚Kenn ich nit! Doch wenn du's ihm abgesehen, wird's schon so sein‘. Und Ihr habt gute Augen und könnt nit schlimm sein.“ „Bin's auch ganz und gar nit!“ rief Ernfried heiter. „Bin wohl ein biss'l ‚Juchhe!‘ und hab's gern, wenn die Sonne in den Magen scheint, um den Wein da drin schwimmen zu sehen, aber mein Lebtag hab ich's mit den Leuten immer ehrlich gemeint.“ — „Glaub's gern, Herr Rank. — Aber, sagt mir mal: Was seid Ihr denn?“ — „Was ich bin? Eigentlich noch gar nichts. Ich studiere in der wittenberger hohen Schule die Rechtsgelehrsamkeit.“ Das war für die einfache Maid zu hoch. Ganz erstaunt sah sie ihn an und frug: „Was ist denn das?“

Als Ernfried das unerfahren kindliche Auge schaute, ward er hingerissen von dem Zauber, den die reine Maid auf ihn ausübte. Er faßte ihre Hand und sagte leise: „Das sag ich dir das nächste Mal. Aber heut sag mir: Bist du mir ein biß'l gut?“ Aus dem Fährhause ertönte eine Stimme. „Der Vater ruft!“ sagte Regina und sprang rasch in das Haus.

Ernfried war wie berauscht eine Weile stehen geblieben. Dann ermannte er sich und schritt der Stadt zu. An einer

nahen Wegbiegung schaute er sich um; da bemerkte er Reginen am offnen Fenster und redete sich ein, sie sähe ihm nach. Samuel holte er am Eichelthor ein. Als beide eingelassen worden waren, umringte in der Gasse eine Schar Straßenbuben den Juden und rief dem ein höhnendes Hepp Hepp zu; wollten auch einige den stillen Mann am Rockschoß zupfen. Doch Ernfried sah es und herrschte sie an: „Verhöhnt den Samuel nit, Ihr nichtsnutzigen Bälger! packt Euch! oder —“

Der einzige Griff an das Rapier genügte, die wilden Knaben zu verscheuchen. Samuels Tochter Lea war dem Vater entgegen gegangen. Als sie Ernfrieds ansichtig wurde, errötete sie und schlug die Augen nieder. Der Jude ging mit ihr ruhig seines Weges der Kapellengasse zu und murmelte: „Der Herr ist gut! er ist hitzig, aber er ist gut.“

Als er sich dem Markte näherte, sah er hier eine Anzahl Bürger und Kinder. Um einer nochmaligen Verhöhnung auszuweichen, machte er einen Umweg durch die enge Zollgasse. Unbehelligt langte er an dem kleinen schmutziggrünen Häuschen in der Kapellengasse an, dessen Hintergebäude er mit seiner Tochter bewohnte. Bis hierher zeigte sein Antlitz einen stillen Ernst. Als er aber der Kapelle, gegenüber der Wohnung, ansichtig wurde, ballte er die Faust und murmelte derbe Flüche. An Stelle des christlichen Gotteshauses hatte einst die Synagoge gestanden; diese war vor 62 Jahren bei einer blutigen Judenverfolgung zerstört worden. Noch im Flur seines Wohnhauses konnte man Samuel murmeln hören.

Die Ansammlung von Menschen auf dem Markte rührte davon her, daß beide Bürgermeister mit dem Schultheiß in ihren feinsten Prunkgewändern den Platz überschritten. Das hatte etwas zu bedeuten. Die Büttel drängten die Neugierigen zurück, damit die Herren nicht belästigt würden.

Den Oberhäuptern der Stadt war große Ehre geschehen. Graf Michael wußte von dem Rechtsgelehrten Heinz Ries, daß

dieser den Freiherrn Hanns von Schwarzenberg ob dessen hoher Geistesgaben bewunderte. Der Grundzug der Bambergensis, wie man des Freiherrn Ausarbeitung der Halsgerichtsordnung nannte, war auch dem Schultheiß bekannt geworden. Um ihm Gelegenheit zu geben, den Sohn des fürstbischöflichen Hofmeisters kennen zu lernen, hatte Graf Michael Herrn Heinz Ries und nothwendigerweise auch die beiden Bürgermeister geladen, zum Gastmahle in der Burg zu erscheinen. Daher die Neugier der Schaulustigen in der Stadt; die mit goldnen Heften versehenen Atlaswämser und Atlashosen der Stadtväter kamen ebenso wie die goldumschnürten Hüte und reich verzierten Waffen nur selten ans Tageslicht.

Der Speisesaal des gräflichen Hofes bot heute durch die reichen Trachten der Ritter und sonstigen Gäste ein farbenprächtiges Bild dar. Die Grafen selbst waren einfach gekleidet, Graf Michael fast zu einfach. Dafür hatten Gräfin Barbara und Martha festlich schöne Gewänder angelegt, ebenso die am Hofe lebenden edlen Jungfrauen. Die junge Freifrau Eva prangte in einem dunkelroten Samtgewande, ihr Schmuck bestand aus einer kostbaren, durch einen funkelnden Smaragd zusammengehaltenen Perlenhalskette und einem schweren goldnen Armbande, von einer Nürnberger Meisterhand gefertigt, ein Geschenk ihres jungen Gemahls. Es war nicht zu leugnen, sie war schön und der edle Stolz, mit dem sie ihr Haupt bewegte, hatte etwas Bewunderungswerthes. Doch schienen die Augen der Frauen und nächstsitzenden Herren mit Vorliebe auf Gräfin Margarethe zu weilen. Diese trug ein Gewand von feiner weißer Seide, welches am Halsausschnitt, am Kleidsaume und an den Enden der weit offenen, griechischen Ärmel mit einer gefältelten Borde von veilchenblauem Atlas besetzt war. Weit über der Hüfte umspannte ein goldener Gürtel den jungen Leib. Margarethes einziger Schmuck war eine rote Rose an der Brust. Ihr schöner schlanker Hals und die wohlgeformten, nur

zum Teil sichtbaren Arme konnten auch als solcher gelten. Doch mehr als die frische Jugendschöne bezauberte Margarethes Anmut, ihr reizendes Lächeln und ein eigentümlicher, nicht träumerischer, sondern sinnender Blick, der hin und wieder aus ihren dunkelblauen Augen kam, wenn die Unterhaltung mit den Nachbarn stockte. Georg mußte sich beherrschen, sie nicht zu auffällig oft anzuschauen, nachdem er beim letzten heimlichen Blick bemerkt hatte, daß mit ihrem leichten Erröten ein Schimmer von Unmut verbunden war.

Der Ton, welcher bei Tafel herrschte, war vornehm. Erst später, nachdem der Wein bewiesen, daß auch er mit darein reden könne, trat eine größere Ungezwungenheit ein. Die Unterhaltung ward durch keine Tafelmusik gestört. Graf Michael wollte sie nicht, angesichts des immer schlimmer werdenden Befindens seines Bruders Asmus.

Margarethas Wesen zeigte sich auf Wertheim ganz anders als im stillen Mespelbrunn. Der Fluß, die Berge, das muntere Leben auf beiden schienen auf sie einen erheiternden Eindruck gemacht zu haben. Und als Georg den Gästen vom höchsten Turme der Veste aus die Landschaft zeigte und erklärte, erglänzte ihr Antlitz vor Freude und Fröhlichkeit. „Das ist schön!" rief sie bewundernd aus. „Recht weit möcht' ich immer sehen können. Das Enge bedrückt mich, auch im Geiste. Wie beneide ich Euch um diese herrliche Aussicht und Rundsicht. Euer Wertheim ist ein Paradies!" — „In welchem nur noch eine Eva fehlt," sagte Georg scherzend. — „Die ist ja da!?" entgegnete Margaretha lächelnd, sich nach ihrer Schwester umschauend; sie fand sie nicht mehr vor. Gräfin Eva hatte mit den übrigen den Turm schon verlassen. Margaretha wollte ihr nachfolgen; doch Georg hielt sie noch zurück und sagte: „Nein, Gräfin, so war's nicht gemeint. Gräfin Eva hat ihren Adam bereits gefunden; aber Wertheim hat noch keine." — „Meint Ihr den Grafen oder die Grafschaft?"

„Beides, Gräfin," antwortete Georg. „Ich soll und will

mir eine Lebengefährtin suchen, die — —" — „Nun? — die?" frug Margaretha und rief, als sie Georgs Antlitz ernst fand, lachend: „Hu! welch finstere Miene! Schaut mal hier in meinen Taschenspiegel. Euer Antlitz sieht aus, als meintet Ihr: ‚Ich soll und will mir eine Stelle im Meere suchen, da es am tiefsten ist.'" — „Hab' ich wirklich so ausgesehen?" frug der Graf erheitert. „Nein, das soll nicht sein. Ich meinte eine Gefährtin, die — die einen weiten Blick hat und das Enge nicht liebt; die ihren denkenden Geist weiter schweifen läßt, über die engen Kirchenmauern hinaus in des allgütigen Gottes Schöpfung; die deren Schönheiten dankbar und demütig empfindet; die so gut und edel ist wie —" — „Wir müssen wieder hinabsteigen," mahnte Margaretha sanft errötend und schritt schnell der Fallthüröffnung zu. Georg kam ihr zuvor. „Erlaubt mir, daß ich Euch führe," sagte er voraussteigend und faßte ihre Hand.

Die oberste Treppe war steil, darob denn Georg glaubte, die Hand der edlen Maid beim Herabsteigen recht fest halten zu müssen. Die nächste Stiege hatte ein Geländer. Dort dankte sie ihm für die Führung und entzog ihm sanft ihre Hand; der Druck, den sie fühlte, machte sie abermals erröten. Mit schnellen Sprüngen eilte sie hinab und gesellte sich der Gesellschaft bei, welche auf die Zurückgebliebenen unten warteten.

Von da an fand Georg keine Gelegenheit mehr, Margaretha ohne Zeugen zu sprechen. Der junge Graf spürte recht wohl in seinem Innern eine große Umwandlung: die ganze Macht der ersten Liebe. Um diese vor anderen nicht zu verraten, bedurfte er seiner ganzen Willenskraft. Dabei verfiel er in den Fehler, aus Vorsicht sich fast ausschließlich anderen zu widmen und Margarethen kaum zu beachten. Das mußte mit der Zeit unbedingt auffallen, wenn nicht die Festlichkeiten des folgenden Tages, als des letzten, jeden in Anspruch genommen hätten.

Am Spätnachmittage fuhren zwei Wagen stromaufwärts von Wertheim im Mainthale nach dem schönen Triefenstein.

Gräfin Barbara und Martha saßen mit ihren Gästen darin, wie auch die Edelfräulein Hildegard von Zobel und Maria von Üssigheim, des ritterlichen Burgvogts Tochter. Die Herren unter Georgs Führung begleiteten die Wagen zu Pferde. Graf Michael war in der Burg geblieben.

Es war ein heitrer Abend. Schon zeigte sich die Dämmerung im Thale, als man gegenüber dem großen Augustinerkloster Triefenstein anlangte. Doch der fast volle Mond erhielt bereits gelbe Farbe und versprach, auf dem Heimwege traulich zu leuchten. Auch Fackeln lagen in Bereitschaft. Am linken Ufer schwammen 3 größere, mit Guirlanden und Teppichen reichgeschmückte Boote, welche die Gesellschaft auf dem Flusse zurückfahren sollten. Ein einfacheres viertes Boot trug Musikanten. Der Propst von Triefenstein hatte sich an die Stelle des Einstieges übersetzen lassen, um die Herrschaften von Wertheim zu begrüßen, denn die Grafen waren Schirmherren des Klosters. Nach kurzem Aufenthalte stieg die heiter gestimmte Gesellschaft ein, nahm Abschied vom Propste und ließ sich unter den lustigen Klängen der Zinkenisten, Trompeter und Pfeifer den schönen Strom hinabtragen. Wo dieser schneller floß, ließ man die Boote von selbst treiben; nur bei den Stellen trägeren Verlaufes setzten Ruder ein.

Georg hatte sich in ein Boot gesetzt, welches Schwarzenberg, Wenkheim, Hildegard und Maria eingenommen. Die Fahrt war wonnig. Das Mondlicht hatte die Dämmerung überwunden und spiegelte sich im Main; ein feiner blauer Duft lag auf dem Thale. Und als man in der großen Biegung bei Homburg fuhr, gaben die Flötentöne ein Echo lieblich zurück, das von den Felsen der Homburg widerhallte.

Margaretha war erfahren im Steuern; auf dem Bodensee fühlte sie sich ebenso sicher wie auf dem Lande. Darum hatte sie sich das Steuer des Bootes erbeten, in welchem ihre Schwester, die Gräfinnen Barbara und Martha, sowie die Ritter von Üttingen und von Zobel saßen. Das sanfte Dahingleiten auf dem Rücken

eines Stromes hat immer etwas Beruhigendes und Aufheiterndes. Dennoch blickte Margaretha still und ernst vor sich hin, die Bootspitze im Auge behaltend. Sie zwang sich zu freundlichen Erwiderungen in der Unterhaltung mit dem würdigen Zobel. Doch als sie im dunklen Bergschatten bei Bettingen fuhren und die ersten Fackeln entzündet wurden, beleuchtete deren roter Schein Thränen auf Margarethas Wangen. —

In den andern Booten ging es lustig her. Hier ward von dem mitgenommenen Wein mehr genossen als im Boote der Gräfin Barbara. Auch Schwarzenberg war heiter und fröhlich laut; selbst die beiden Edelfräulein hielten ihre muntre Stimmung nicht hofmäßig zurück. Die entzückend schöne Fahrt ging allen zu schnell, wenngleich sie mehr als 4 Stunden Zeit in Anspruch genommen hatte.

Erst in der Nacht stieg man unter dem Scheine der Pfannenfeuer am Fährhause wieder ans Land. Die Herren halfen den Frauen; Georg führte Margarethen an der Hand über das Verbindungsbrett. Sie hatte dabei nicht aufgeblickt.

Ein kurzer Nachtimbiß ward droben in der Veste noch eingenommen, darauf sich männiglich zur Ruhe begab. Als sich Graf Georg von Margarethen empfahl, empfing er von ihr noch einen Blick; dann verschwand sie. Aber in diesem trüben Blicke fand Georg etwas wie einen Vorwurf. Das ließ ihn lange Zeit nicht einschlafen. — —

Am folgenden Morgen reisten die Gäste ab, zu Wagen und zu Pferde. Es wurde diesmal der Weg nach Würzburg über Reicholzheim und Hohefeld, nahe Bronnbach, gewählt, weil in dieser Richtung die Straßen für Wagenfuhren geeigneter waren.

Schon frühzeitig hatten sich am Himmel dicke geballte Wolken gezeigt; es stand ein Gewitter in Aussicht, dem die Reisenden entgegenfuhren. Hinter Reicholzheim begann es zu regnen. Die Planen wurden über die Wagen gespannt; man hoffte, durch schnelleres Fahren dem Gewitter zu entwischen. Als jedoch unter

Blitz und Donner ein starker Platzregen niederfiel, mußte die Gesellschaft ins nahe Cistercienserkloster Bronnbach flüchten und hier Unterkunft suchen. Das Kloster gehörte zu Wertheim; die Grafen hatten hier unter vielen andern Rechten auch das des Eintritts. Mit der Aufnahme von Frauen nahm man es nicht so ängstlich. Abt Klemens Leyser hieß die Gäste freundlich willkommen und nötigte sie in ein großes Gastgemach.

Hier endlich fand Georg Gelegenheit, Margarethen ungestört zu sprechen. Am Fenster frug er sie, wie sie wieder nach Tettnang zurückkäme. Die Gräfin antwortete etwas verlegen: „Mein Vetter Hugo von Montfort und dessen Gemahl holen mich in Bamberg ab.“ „Und dann?“ frug Georg. — „Dann fahren wir über Windsheim und Rothenburg nach Stuttgart.“ — „Und von da aus?“ — „Nach Hause.“

Georg ward verwundert über die kurzen Antworten und sichtliche Schüchternheit Margarethas. Es that ihm weh, so von ihr scheiden zu müssen. Sie war ja in der ersten Hälfte ihres Aufenthalts in Wertheim so frisch und froh gewesen und nun so trüb gestimmt. „Verzeihet, Gräfin!“ sagte er etwas leiser. „Mich dünkt, Ihr seid wieder so traurig wie in Mespelbrunn. Hat es Euch in Wertheim nicht gefallen?“ Margaretha antwortete nicht; sie schlug die Augen nieder und errötete leicht. Georg ward bestürzt und frug noch leiser als zuvor: „Und warum schautet Ihr mich gestern nacht so vorwurfsvoll an, als wir uns trennten? Ich hab es wohl bemerkt.“

Jetzt erst fand Margaretha die Sprache wieder. Ihr Atem flog lebhafter, aber sie blickte ihn voll und offen an, als sie sagte: „Vorwurfsvoll? Ach nein! — Nur mußte, weil Ihr so lange Zeit mich miedet und keines Wortes würdigtet, mir der Gedanke kommen, ich hätt Euch irgendwie betrübt oder verletzt. Daß ich nicht fand, worin ich gefehlt, das stimmte mich doppelt traurig, denn nun konnte ich, die ich doch zu großem Dank verpflichtet bin, nicht wieder gut machen.“

Die Reihe des Errötens war jetzt an Georg. Wie sollte er, was er nur um der Vorsicht willen gefehlt, wieder gut machen, ohne seine in Liebe übergegangene Neigung zu verraten? Wohl brannte ihm ein entscheidendes Wort auf den Lippen; aber hier war unmöglich der Ort dazu, es auszusprechen. Er zersann sich den Kopf, was er sagen sollte, um Margarethas falschen Wahn zu zerstreuen. Und weil dies ziemlich lange währte, mußte Margaretha annehmen, es sei so, wie sie gesagt: daß sie zu jenem Meiden Veranlassung gegeben. Da senkte sie das Köpfchen und konnte die Thränen nicht länger zurückhalten.

Als Georg dies sah, ward er bestürzt. Schnell faßte er ihre Hand und flüsterte ihr zu: „Margaretha! bei Gott, auf Eurer reinen Seele lastet nicht die geringste Schuld. Ich, ich bin der Schuldige und erst jetzt seh ich es ein. Die Vorsicht — — ich wollte nicht, daß andre — — Verzeiht mir, Gräfin! — mein Benehmen war unpassend — aber wahrhaftig! es kam aus Ungeschick und nicht aus dem Herzen."

Das war Balsam auf Margarethas Wunde. Erleichtert blickte sie auf und frug lächelnd: „So trag ich also keine Schuld daran, daß Ihr Euch um mich nicht weiter kümmertet?" — „Nimmermehr!" sagte Georg eifrig. „Und zum Beweis, daß Ihr mir verzeihet, versprecht mir, mit Eurem Herrn Vater und Frau Mutter recht bald in Wertheim wieder einzukehren." — „Nun bin ich wieder froh!" flüsterte die edle Maid. „Der Gedanke, daß Ihr mich des Undanks hättet zeihen können, war mir unerträglich." — „Nicht Dank, Gräfin! am allerwenigsten Undank. Ich habe Ursache zu danken und zu bitten: Auf Wiedersehn! recht bald." — „Das liegt nicht in meiner Hand, Graf Wertheim. Doch seid versichert, daß mir die schöne Zeit in Wertheim unvergeßlich bleiben wird." — „Gott Lob, jetzt scheint die Sonne wieder!" rief Georg erfreut und rief's auch unbesonnen laut. Doch schadete es nicht seinem stillen Geheimnis, denn die Sonne draußen schien wirklich wieder; das Gewitter war schnell auf

Wertheim zu gezogen. Auf Georgs Worte kam Gräfin Eva herzu und frug nach seiner Ansicht übers Wetter und die Weiterreise. Der Abt hörte dies und bat, noch verziehen zu wollen, denn ohne Stärkung dürfe das Kloster die hohen Herrschaften nicht fortlassen.

„Was hilft's?" rief Georg vergnügt. „Wir müssen dem hochwürdigen Herrn Abt doch gehorchen."

Das Frühmahl dauerte nicht ganz eine Stunde. So kurz auch die Frist bis zur Trennung war, genügte sie doch, in den beiden jungen Herzen die alte Freudigkeit des Lebens wieder herzustellen. Margaretha zeigte sich munter und aufgeräumt. Und nachdem der Abt den Scheidenden den Segen der Kirche erteilt, drückte ihm Georg mit mehr Dankbarkeit, als der kleine Dienst der Gastfreundschaft erforderte, die Hand und sagte: „Ich danke Euch, Hochwürdiger! ich werd's dem Kloster und seinen frommen Insassen wohl gedenken."

Die wenigen Tropfen, die bei Sonnenschein herniederfielen, konnten die Reisenden nicht zurückhalten; sie fuhren weiter. Die Trennung erfolgte bei Altertheim. Die Herren schüttelten sich zum Abschied die Hände, die junge Freifrau wehrte artig dem Danke Georgs und Margaretha verbeugte sich mit anmutigem Lächeln. Es mochte hier nicht geregnet haben, denn der Straßenstaub wirbelte auf und entzog die Wagen den Blicken des nachschauenden jungen Grafen. Der aber blieb auf dem ganzen Heimwege sinnend und halb träumend, also, daß das beständige Schrittreiten seinen Knappen langweilig wurde. Georgs Rappe ward auch ungeduldig; er wollte springen und riß so seinen Herrn aus dessen Träumereien. Nun ging es den Knappen fast wieder zu schnell. —

Noch selbigen Tages ritt Graf Michael auf schnellem Rosse zurück nach Schloß Breuberg über Freudenberg, wo er nach seinem schwer kranken Bruder sich erkundigte. —

Die nächsten Wochen und Monate verflogen unter steter

Arbeit von früh bis Abend. Georg hatte viel mit dem Magistrate und den Amtleuten der Grafschaft zu thun, auch hin und wieder auszureiten, um ritterliche Straßenräuber einzufangen oder mit blutigen Denkzetteln heimzuschicken. Trotz dieser ablenkenden, rastlosen Thätigkeit versank er in stillen Augenblicken in tiefes Sinnen, das sein Antlitz bald verdüsterte, bald freudig erhellte. Dies war der Schwester Martha aufgefallen, doch frug sie nicht danach, glaubte sie doch, es könne jenes abgesonderte Wesen des Bruders und dessen starres Blicken ins Leere auch von der Gefahr herrühren, in welcher Oheim Asmus schwebte. Mit diesem ging es sichtlich zu Ende. Mehr als die Hälfte des September war verstrichen, als Graf Michael und Georg zu Asmus' Krankenlager gerufen wurden. Es konnte ihm niemand mehr helfen; am 23. September endete er sein vielbewegtes Leben. Seine Hülle ward zu Freudenberg aufgebahrt, später in der Familiengruft zu Sandbach, zur Herrschaft Breuberg gehörend, feierlich beigesetzt. Viel Edle waren dabei zugegen, darunter die Hennebergs, die Mansfelds, Graf Eberhardt von Erbach; auch Herr von Nieder-Isenburg und viele Ritter.

Das Hinscheiden des Grafen Asmus war für die Überlebenden von Bedeutung, denn nunmehr befand sich die bisher geteilte große Grafschaft in einer Hand. Das erforderte für Graf Michael und seinen Sohn mancherlei Arbeit. Einzelne Stellen wurden eingezogen, andere neu besetzt und auch die Huldigung der Bewohner nahm Zeit in Anspruch.

Gern hätte Graf Georg seiner Lust in der Verwaltung zu reformieren, die Zügel schießen lassen; doch sein Vater wünschte vorläufig keine Neuerungen, und sobald dieser sagte: ‚Ich wünsche, daß —‘, so war dies so gut wie ein bestimmter unabänderlicher Befehl, welchem Georg von Kindheit auf gewohnt war unweigerlich nachzukommen.

Der Thatendrang des jungen Herrschers fand trotzdem reichliche Nahrung. Georg prüfte persönlich die Centgerichte

seiner Lande; er bestätigte Dekrete und Stadtrechte für die bürgerlichen Gemeinden, entwarf eine verbesserte Geleitsordnung und verschärfte die etwas nachlässig gewordene Aufsicht über Zölle und Wildbanne. Kamen hierzu noch die Pflichten des Schirms von fünf Klöstern und die Ausübung des Patronatsrechtes über eine große Anzahl Pfarreien, so wird es erklärlich, daß Georgs Liebe zu Margaretha durch das eifrige Streben, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, häufig in den Hintergrund gedrängt ward. Sein klarer Verstand sagte ihm, daß bei so vieler und so verantwortlicher Arbeit in der Regentschaft alle andern Regungen zurücktreten müßten. Und doch lebte sein stiller Herzenswunsch fort. Wenn auch seine edle Mutter ihm einen großen Teil der Mühe in der Hofhaltung abnahm, fühlte er doch, nicht im Haushalte, sondern im Seelenleben eine Lücke, und diese konnte nur eine ausfüllen. Daran sollte er bald eindringlich erinnert werden.

Als der erste Frost kam, erhielt Georg ein Schreiben von seinem Vater, das ihn zu einer wichtigen Besprechung nach Schloß Breuberg berief. Schon andern Tages ließ er satteln und war mit zwei Knappen am Nachmittage beim Grafen Michael. Der empfing ihn wie immer freundlich und hieß ihm, sich leiblich zu stärken. Während des Mahles gab es viel Fragen und Antworten, kurz und bündig. Der alte Graf fand an den Handlungen seines Sohnes nichts auszusetzen und billigte alles. Erst später, als nur noch dem Weine zugesprochen wurde, ward der Ton, in welchem Michael sprach, feierlicher. „Als Asmus gestorben,“ fuhr er in seiner Einleitung fort, „als somit das ganze Landgebiet zu einem Ganzen vereinigt war, habe ich dich über einen wichtigen Punkt nicht drängen wollen. Du hattest Berge von Arbeit vor dir. Nun ich aber sehe, daß du dich schnell und mit Umsicht eingerichtet hast, kann ich nicht mehr zurückhalten, was einer baldigen Erwägung und Erledigung bedarf. Wohl bin ich noch bei Kräften und kann dir manche Lasten der

Regierung abnehmen; doch wird dies keine große Dauer haben, denn mit der Zeit möchte ich mich ganz zurückziehen. Du bist der einzige männliche Nachkomme unsers Geschlechts; es fortzupflanzen wirst du selbst als deine Pflicht eingesehen haben." — „Wohl hab' ich das bedacht, Herr Vater!" sagte Georg, „und kenne meine Pflicht. Nur lag mir daran, in die Ehe nicht als unfertiger Regent zu treten; daher ich denn den Entschluß, mich zu vermählen, in die Ferne verschob. Doch wenn Ihr glaubt, ich sei so weit, daß ich auf eignen Füßen stehen könnte —" — „Das kannst du;" sagte Michael einfallend. „Und daß ich's kurz und bündig sage: Ich wünsche, daß du dich noch in diesem, zum mindesten im nächsten Jahre verlobtest." — Georg verbeugte sich zum Zeichen der Übereinstimmung, vielleicht auch, um ein flüchtiges Erröten, das er fühlte, zu verbergen. „Nun gut," fuhr Graf Michael fort. „Doch ist die Sache nicht leicht zu nehmen. Im Vordergrunde stehet das Interesse unserer Lande. Jetzt ist die Grafschaft groß und mächtig; doch sollte sie einst wiederum zerstückelt werden in den Besitz von zween oder dreien deiner Söhne, so heischet solche Zukunft, daß du dir aus einem mächtigen Geschlechte ein Ehgemahl wählst, dessen Heiratsgut Gewicht und Umfang unsrer Grafschaft vermehrt. Du hast zu wenig Bekanntschaft unter hohen Geschlechtern. Ich hab' für dich gedacht und alles bedacht. So bin ich denn zu dem Entschluß gekommen, unser Geschlecht mit dem der mächtigen Hennebergs von neuem zu verbinden. Gräfin Anna ist jung und gesund und —" setzte er lächelnd hinzu, „was ich in der Wahl als berücksichtigenswert erachte: schön von Angesicht und Wuchs. Also kurz und gut: ich wünsche, daß du dich mit Anna, Gräfin von Henneberg im Laufe des nächsten Jahres verlobest und darauf bald vermählest."

Georgs Herz, schon anfänglich unruhig geworden, begann heftig zu schlagen. Vor seinen geistigen Augen stand die liebreizende Margaretha, das Ziel seiner Herzenswünsche. Bisher

hatte er nicht im Entferntesten an das Reale einer ehelichen Verbindung gedacht, sondern sich nur dem Rausche der Sehnsucht hingegeben, die Wonne ihrer Nähe, ihrer Sprache und Augen zu genießen. Nun die Frage praktisch an ihn herantrat, erschien es ihm entsetzlich, von der Lieblichen lassen zu müssen. Ob die Montforts mächtiger waren als die Hennebergs, wußte er nicht; es wäre ihm auch gleichgiltig gewesen. Der Mensch verlangte in ihm nach einer Lebensgesellin, nicht der Graf nach einer stammfortpflanzenden Gräfin.

In Georg entstand auf kurze Zeit eine gewaltige Revolution zwischen Neigung und Gehorsam. An diesen war er so sehr gewöhnt, daß er in seiner Verwirrung auf des Vaters fragendes „Nun?" augenblicklich nichts anderes erwidern konnte als: „Was mein Herr und Vater befiehlt, soll geschehen."

Graf Michael hatte Georgs Verwirrung wohl gesehen; aber er schob sie auf die Züchtigkeit und Keuschheit des Sohnes, eine Perle, die bis ans Lebensende in seiner Krone geblieben war. Daher achtete der Graf nicht weiter darauf, was der Vater doch hätte näher prüfen müssen. Mit den Worten: „Nun gut! so ist diese Angelegenheit bestimmt erledigt —" war die Sache abgemacht. Das folgende Gespräch betraf nur noch die Ausführung. Graf Michael selbst wollte zu Anfang nächsten Jahres nach Ilmenau reisen und bei Graf Henneberg um Gräfin Anna für Georg werben.

So schwer ist für Georg im ganzen Leben noch keine Unterhaltung geworden, als an dem sich anschließenden Abend. Wohl beherrschte er sich männlich; aber immer wieder kreuzte seine Gedanken der Entschluß, sich dem Vater zu entdecken. Was ihn daran hinderte, war das überaus liebreiche Wesen Michaels. Das hatte ihm der Vater von Kindheit auf gezeigt; aber die Kinderzeit war längst entschwunden und aus der zärtlichen Begegnung eine treue Mannesfreundschaft entstanden, in welcher die Zeichen der Weichheit schwinden. Um so mehr mußte den

Unglücklichen die unbeschreibliche Güte des Vaters gefangen nehmen, offenbarte sich doch darin zugleich eine große Beruhigung und Freude desselben.

Die Nacht verbrachte Georg schlaflos mit seinem Leide. Anderen Tages ritt er still und verschlossen wieder zurück in seine Veste Wertheim. Als er sich hier mit sich allein fand, brach ein Schmerz hervor, den er bisher noch nie gekannt hatte. Heftige Kämpfe tobten in seiner Brust, deren Ergebnis immer wieder dasselbe blieb: Gehorchen. Mit 22 Jahren gibt es im Mannesalter noch Thränen; die flossen bitter und reichlich, wenn er auf dem nächtlichen Lager an Tettnang dachte, an das vorwurfsvolle Gesicht der lieben jungen Maid, als er sie aus guter Absicht lange Stunden gemieden hatte. Am Tage ging er stolz aufrecht, still und ernst und arbeitete mehr denn zuvor. In seinem Schlafgemach aber knickte er bisweilen zusammen in brennendem Schmerze. In heißer Inbrunst flehete er zur heiligen Mutter Gottes, betete er zu den Heiligen, nicht um Erfüllung seines Wunsches — das war vorbei — aber um Kraft zum Tragen. Vergeblich. Die er anrief, halfen ihm nicht. Es war das erste bittere Leid seines Lebens.

Viertes Kapitel.

„Wenn sich zwei Herzen scheiden, die sich dereinst geliebt, so gibt's ein großes Leiden, wie's größres nimmer gibt." — So singt ein deutscher Dichter unsrer Zeit; so empfand man auch vor vielen Jahrhunderten die Bitterkeit der „alten Geschichte".

Eine kalte Schneedecke lag auf wertheimscher Erde wie in allen deutschen Landen. Kein fröhlich sprießendes Leben konnte sich aus ihr entwickeln; kein Sonnenstrahl vermochte die Kälte zu überwinden. Und wie es in der Natur aussah, so verhielt es sich auch um Georgs Seelenzustand. Kein warmer fröhlicher Herzenstrieb konnte in ihm emporkeimen, denn die kalte Pflicht des Gehorsams drückte alles danieder, was im Innern nach dem Lichte strebte.

Wie schon mancher, der einem tiefgewurzelten Herzenswunsche entsagen mußte, gesucht hat, durch rastlose Thätigkeit das Begehr des Herzens und dessen Weh zu betäuben, so hatte sich auch Georg in eine Flut von Arbeit gestürzt, die ihn seines stillen Harms vergessen machen sollte. Weil aber sein Schmerz dennoch mitten in der Thätigkeit durchbrach, so verdoppelte er diese, bis er am Spätabend erschöpft sein Lager aufsuchte. Nichts vermag aber den Leib schneller und wuchtiger anzugreifen als Überanstrengung des Geistes zum Zwecke des Niederhaltens eines Gemütsleidens. Wohl gewährt es eine gewisse Genugthuung, wenn wir letztres männlich unterdrücken und vor anderen nicht blicken lassen. Aber das rächt sich, weil es der Natur des menschlichen Seins widerstreitet, weil Geist und Körper zusammen leben müssen. Und wo eins leidet, leidet auch das andere. Der Schmerz hat das Recht, sich zu äußern.

Mit Besorgnis hatte Gräfin Barbara bemerkt, daß ihres geliebten einzigen Sohnes Wangen immer bleicher wurden und einfielen. Auch hatte sie wohl erfahren, daß Georg durch längere Ritte stark ermüdet wurde, die ihn sonst nie angestrengt hatten. Jetzt verboten sich diese von selbst. Georg erkrankte und ward nach einigen Wochen so matt, daß er sein Lager nur auf kurze Zeit verlassen konnte. Bestürzt ob dieser Nachricht eilte Graf Michael herbei. Er hielt des Sohnes Hand in der seinen und konnte die große Sorge um ihn nicht verbergen. Georg suchte den Vater zu trösten. „Lieber Herr und Vater!“ sagte er, „ich

dank Euch für Eure liebevolle Teilnahme. Doch seid um mich nicht besorgt. Ich denke, wenn das Frühjahr kommt, wird es schon besser werden." — „Gebe Gott: noch eher;" erwiderte der Vater. „Du hast dich gar zu eifrig der Erfüllung der Regentenpflichten hingegeben. Das darf nicht sein; du mußt dich schonen. Noch diese Woche ziehe ich wieder nach Wertheim und nehme dir alle Arbeit ab bis zu deiner Genesung."

So geschah es auch. Graf Michael residierte wieder in der Veste Wertheim und fand hier vollauf zu thun. Mit dem Bischof Lorenz von Würzburg lag Wertheim im Prozeß wegen streitiger Gerichtsbarkeit von Michelried und Triefenstein. Sonst war man in Wertheim schlecht zu sprechen auf die habgierigen Bischöfe, und mehr als einmal hatten die Wertheims früher das Schwert ziehen müssen, um den Nimmersatten Respekt einzuflößen und Achtung vor Recht und Eigentum. Doch der jetzige Bischof Laurentius von Bibra zeigte sich edel und friedliebend. Darum denn Graf Michael den Prozeß gern durch einen Vergleich beendete. Auch zu Hasloch, Kreuzwertheim und Steinberg gab es Streitereien. Michael schlichtete sie. Kaiser Maximilian I. rüstete sich im neuen Jahre zu einem Zuge gen Italien und forderte Truppen, auch aus Wertheim. Auch dies besorgte Michael und sandte seinem Oberherrn, was ihm zukam, wenn's auch nur wenige Reißige waren. So schwer dem Grafen die Erledigung der Regierungsgeschäfte auch wurde, that er's doch gern. Georg sollte vollständige Ruhe haben. Besuche wurden von ihm ferngehalten, es sei denn, daß er besonders begehrte, den einen oder andern zu sprechen. Graf Eberhard von Erbach, der Gemahl von Georgs Schwester Maria, war erschienen. Seine Treuherzigkeit und Frömmigkeit, verbunden mit offener Geradheit, thaten dem Kranken wohl.

Götz von Berlichingen kam, ein gern gesehener Gast im Hause Wertheim. Mit seinen Lehngütern und Burgen zu Neustetten, Ochsenfurt und Asmusstatt war er Vasall des Grafen;

doch nahm dieser ihn mehr wie einen Freund auf und als solcher stand er auf vertraulicherem Fuße mit seinem Lehnsherrn. Heute brachte er ein Rezept vorzüglichen ‚gebrannten Wassers‘ mit, das sein junges Ehgemahl erklügelt hatte und nun der Gräfin Barbara zur Verfügung stellte. Die nahm es freundlich und gern an, denn im Brauen, Sieden und Kochen war sie wohlbewandert.

Auch Georg schätzte den biderben Ritter und ließ ihn zu sich kommen. Als die gewaltige Gestalt Berlichingens eintrat, reichte Georg seine Hand. Götz drückte sie so kräftig mit seiner Linken, daß es dem Kranken nicht gar wohlbehagte. Doch lächelnd hörte er dem Gaste zu, als dieser seine jüngsten verwegenen Reiterstücklein erzählte und manchen ausgefochtnen Strauß. Gräfin Barbara kam hinzu und fand den Sohn aufgeräumt; daher sie denn nach Berlichingens Abschied glaubte, es sei dem Kranken gut, durch Besuche von seinem Trübsinn abgelenkt zu werden.

Wenige Tage darauf bat Ritter Hartmut von Cronberg um Audienz. Im Taunus, nicht weit vom Feldberg, lag seine Veste, 2 Meilen nur von Frankfurt. Georg hatte ihn bisher nur flüchtig kennen gelernt. Doch weil Graf Michael den ebenso ritterlichen als frommen Mann gern sah und der Gast mancherlei Grüße auch an Georg auszurichten hatte, so fand man für unbedenklich, Hartmut von Cronberg beim Kranken anzumelden.

„Entschuldigt, Ritter!“ rief Georg bei dessen Eintritt, „daß ich Euch nicht im Audienzsaale empfange. Doch hat es Gott wohlgefallen, mich aufs Krankenlager zu werfen. Und so müßt Ihr fürlieb nehmen.“ — Hartmut antwortete: „Wie ungern, Euer Gnaden, seh ich Euch so blaß und abgemagert. Ich hatte Euch noch frisch und rot und kräftig im Gedächtnis.“ — „Was hat das auf sich,“ sagte Georg, „daß des Leibes Gesundheit abgenommen. Es ist ganz gut, denn so hab ich Zeit gewonnen, über mich und wie ich zu Gott stehe und stehen soll, weidlich nachzudenken.“ — „Wer so spricht,“ rief Cronberg freudig er=

staunt, „wer weise auch im Übel etwas Gutes finden kann, der bedarf auch keines Trostes; darum ich davon schweige.“ — „Soweit bin ich noch nicht,“ erwiderte Georg schwach lächelnd. „Ihr traut mir zu, was ich erst erringen muß. Des Leibes Gebresten lassen sich wohl ruhig erdulden und ohne Klage.“ Und ernster werdend fuhr er fort: „Doch wenn zugleich die Seele leidet, wie in mir, wenn man nach innerer Festigkeit begehrt und kann sie nicht finden; wenn man die heilige Jungfrau und alle Heiligen, uns zur Vermittlung gegeben, anruft um Stärke und erhält sie nicht — dann, Hartmut, ist's nicht leicht, unthätig auf dem Krankenbett zu liegen und grübelnder Gedanken Herr zu werden.“

Der Ritter blickte ernst zu Boden, als sinne er nach einer passenden Gegenrede. Nach einer Weile sagte er gemessen: „Es geht Euch nicht allein so. Auch ich hab in schweren, ernsten Zeiten mit aller Inbrunst unsre Heiligen gebeten um innre Festigung; habe ihr heiliges Leben betrachtet und gestrebt, ihrem hohen Beispiel zu folgen. Doch vergeblich! — Unsern Priestern hab ich gebeichtet, hab sie gefragt, was ich thun solle. Darauf sie mir gesagt haben: Weil die Heiligen, weil selbst die Mutter Gottes sich mir verschlossen, so hätte ich sie wohl erzürnt durch Lässigkeit im Thun guter Werke. Und als ich sagte, daß ich den Armen reichlich gegeben, also, daß keiner in meinen Liegenschaften Not litte, da entgegnete man mir: das sei noch lange nicht genug. Viel wichtiger wären die guten Werke, um des Seelenheils willen gethan. Ich solle frommen Stiftern und Klöstern reichlich spenden, auf daß die ehrwürdigen Männer darin mir helfen könnten beten. Auf so viel Flehen müßten mich die Heiligen erhören, bei der heiligen Jungfrau zu vermitteln, daß der Heiligen viele gute Werke mir zu gute kommen.“

Der Ritter hielt inne. Georg blickte ihn fragend an und sagte: „Nun? Jetzt ward Euch doch Gehör? Es ist mein Glaube, daß fromme Werke, zumal gethan an der heiligen Kirche,

zu unsrem Seelenheile dienen müssen. Nun merk ich wohl, warum ich noch nicht zu rechtem innern Frieden gelangt bin: Ich hab zu wenig gethan und sonach viel nachzuholen.“ — „Ich kam der Weisung nach. Will's nicht aufzählen, wie viel ich und wie gern geopfert und gestiftet hatte. Aber —“ — „Nun?“ frug Georg, als Hartmut stockte. — „Verzeihen Euer Gnaden,“ fuhr dieser fort, „wenn ich freimütig rede, selbst auf die Gefahr hin, vor Euch als ein Wankelmütiger zu gelten. Es half auch das nichts. — Ich hab kein recht Vertrauen mehr zu dem, was unsere Priester sagen; sie widersprechen sich gewaltig.“ — „Wieso!? Das habe ich noch nie gehört.“ — „Erlaubt mir, nur ein einzig Beispiel aufzuführen. Zu Ende vorigen Jahres ward der hochwürdige, fürstliche Erzbischof Ernst von Magdeburg gefährlich krank; man glaubte allgemein, es ginge mit ihm zu Ende. Einige Franziskaner wollten ihm Trost zusprechen und sagten:*) ‚Seid gutes Muts, erlauchter Fürst! wir werden Euch nicht nur unserer aller, sondern auch des ganzen Franziskanerordens guter Werke teilhaftig machen, und es ist kein Zweifel, daß Ihr durch sie vor dem Richterstuhle Gottes als gerecht und selig bestehen werdet.‘ Da anwortete der hohe geistliche Herr:**) ‚Nein, liebe Herrn! alle Eure Verdienste helfen mir nichts, und ich begehre ihrer nicht. Die Werke meines Herrn Jesu Christi allein sind ausreichend.‘ — Seitdem ich dies gehört, will mich bedünken, ich komme im Gebete schneller zum Ziele.“ — „Ich bin erstaunt!“ sagte Georg, sich aufrichtend. „Daß ähnlich Huß so gesprochen, kann mich nicht Wunder nehmen, denn er war ein Ketzer und Feind unsrer Kirche. Doch daß selbst ein hoher Kirchenfürst“ — „Ich hab es aus dem eignen Munde eines jener Franziskaner und aus dem des erzbischöflichen Hofmeisters.“

Georg schüttelte den Kopf. Nach kurzen Sinnen sagte er:

---

*) XXV.
**) XXV.

„So jene Lehre gänzlich umzustoßen! — Nein, nein, Ritter! wollen wir doch froh sein, so vieler Fürbitter bei Gott zu haben, wenn's unsrer Seelen Seligkeit betrifft." — „Erlaubt mir, etwas zu erwidern. Euer Gnaden sind reichsunmittelbar. Wenn Ihr Euch an den Kaiser wenden wollt in einer wicht'gen Sache, geht Ihr da erst zu allerhand Grafen und Fürsten herum, die zu bitten, daß sie Euch Audienz beim Kaiser erbitten?" — „Nein!" sagte Georg. „Ich wende mich unmittelbar an ihn. Doch was soll das —" „Erlaubt, daß ich Euch unterbreche und in Bezug auf das himmlische Reich sage: Wir Christen alle sind reichsunmittelbar und können und sollen sogar unmittelbar mit Gott im Geiste verkehren —" — „Gott steht zu hoch, als daß wir sündigen Menschenkinder uns directe an ihn wenden dürfen." — „Nein, nein, Graf! Gott steht nicht zu hoch. Er hat's uns doch so sehr leicht gemacht, daß wir uns in Christo an ihn wenden sollen, denn er steht hier bei uns, ist um uns, alle Tage; als Vater ist er um uns, in uns. Und wahrhaftig, Herr Graf! ich seh nicht ein, daß ich erst ein Labyrinth von Dienern durchlaufen soll, wenn ich, sein Kind, zum Vater will."

Georgs Staunen wuchs immer mehr ob dieser Sprache. Seine bleichen Wangen röteten sich sanft vor Teilnahme, denn ein Gespräch um der Seele Heil ist das tiefste und vornehmste. „Ihr könnt der Diener Gottes nie entraten," sagte er ernst. — „So meine ich es auch nicht. Gott hat seine Diener eingesetzt, uns in wahrer Seelennot zu helfen, uns zu raten. Aber — wenn die große Mehrzahl dieser Diener versunken ist in Üppigkeit und Lastern, dann ekelt uns davor und wir ziehen uns in uns zurück, um uns allein auf Gotte zu verlassen." — „Ich fürchte, Cronberg, daß Ihr übertreibt." — „O keineswegs! — Doch Herr! ich sehe, daß dies Gespräch Euch angreift. Eure Wangen glühen, Euer Atem geht schneller. Ich kann es nicht verantworten, fortzufahren. Laßt's uns auf ein andermal verschieben." — „Nein, Ritter!" rief Georg eifrig. „Mag's sein,

daß es den Körper angreift. Aber es lenkt den Geist auf andre Bahnen und dessen bedarf ich. Sprecht weiter.“

„Nicht spreche ich allein aus eigner Erfahrung,“ fuhr Hartmut ruhig fort. „Ich will auch andre reden lassen. Wie sehr klagt Wimpheling, der gelehrte Theologe der Hochschule Heidelberg, über die Verwilderung im Geistlichenstande. Der ehrwürdige Dekan Voll in Lahr hat mir's dereinst erzählt. ‚Wenn der Klerus sich nicht bessert,‘ schrieb er einst an diesen, ‚so wird er mit Gottes Hilfe durch die Laien gebessert werden; wie denn schon Kaiser Sigismund den Geistlichen die Warnung ans Herz gelegt hat: Reformiert Euch selbst, sonst wird am Ende das Volk es thun.‘ — Es sind kaum vier Jahre her, daß er gegen die schnöden possenhaften Aufführungen in den Kirchen kräftig zu Felde zog. Und der reingesinnte geistliche Herr, Geiler von Kaisersberg, sieht sich veranlaßt, über einen großen Teil des Klerus zu sagen: ‚Sie sind ärgere Schelme, als in anderen Ständen, in aller Leckerei vorne dran und tanzen, daß ihnen die Kutte aufspringt. Du Ehemann!‘ fährt er fort, ‚siehst du einen solchen Mönch, so zeichne dich mit dem heiligen Kreuz. Ist er schwarz, so ist er ein Teufel; ist er weiß, so ist er des Teufels Mutter. Ist er aber grau, so hat er ein Teil mit ihnen beiden.‘ — Und dann Herr Graf! — wenn Männer wie die hochehrwürdigen edlen Erzbischöfe Laurentius von Würzburg und Georg von Bamberg mit sittlicher Entrüstung laut klagen über den Verfall der Geistlichen, so — denke ich — muß dieser bei so allgemeinem Zorne als feststehend angesehen werden. Nach alledem werdet Ihr es mir nicht verargen, wenn ich — zum mindesten vorsichtig bin im Umgange mit Geistlichen und mich von ihnen mehr zurückziehe.“

Georg hatte schweigend zugehört; er schwieg auch jetzt, und erst nach einiger Zeit entgegnete er ruhig: „Durch Euch erst habe ich von der großen Zunahme der Sittenlosigkeit erfahren. So sehr sie mich betrübt, muß ich doch sagen: Es ist gut, daß ich

es erfahren; denn nunmehr werd ich mich um den Sittenzustand der Geistlichen unsrer Grafschaft genau kümmern. Wie soll das Volk sich bessern, wenn seine Seelenführer gesunken sind!? — — Für heute genug davon. Doch sagt mir, Cronberg, wie sind wir eigentlich zu solchen Betrachtungen gekommen? War doch Euer Zweck mir Grüße auszurichten.“ — „Bin auch erstaunt,“ antwortete der Ritter lächelnd, „wie man leicht hingerissen wird von einer Stelle zu der andern. Euer Gnaden Trauer darüber, daß Ihr nicht Seelenfrieden finden könntet, war die Einleitung. Doch gern laß ich von diesem Stoff und wende mich zum Zwecke meines Hierseins. — Bin weit gereist in letzter Zeit. Zum Schluß der Reise sucht ich Franz von Sickingen auf; der läßt Euer Gnaden seinen treusten Gruß entbieten — er und der edle Ulrich von Hutten —“ „Den trafet Ihr auf Steckelberg?“ frug Georg. — „Er war soeben von seiner Reise nach Rostock und Greifswald zurückgekehrt und sagte, daß er Euren Herrn Vater gut kenne und schätze. Beide Herren senden ehrerbietig ihre Glückwünsche zum Regierungsantritte Euer Gnaden.“ — „Ich dank Euch, Cronberg!“ sagte Georg sichtlich erfreut. „Ihr macht mir mit den Grüßen große Freude, denn von beiden, von Franz und Ulrich, hab ich von je so viel gehört, was sie mir nur befreundet machen kann.“ — „Kann mir es denken, Herr! — Was edle Köpfe sind sie! hell im Geiste, ehrlich, ritterlich, thun recht und scheuen mutig niemand. — Doch noch einen Gruß hab ich zu überbringen. Ich mein' es hätte Euch im Ohre klingen müssen, als er mir aufgetragen ward. Ich kam im Auftrag meines Herrn nach Sankt Gallen. Von dort nahm ich den Rückweg über Langenargen am schönen Bodensee. Hier traf ich Herrn Ulrich, Grafen von Montfort —“ — „Den kennt Ihr?“ frug Georg erregt. — „Durch Freiherrn Hanns von Schwarzenberg, meinen Freund. Der Graf nahm mich allsogleich in Beschlag; ich mußt in Tettnang nächtigen.“

Bei diesen Worten ward Georgs Antlitz rot und heiß. Seine Brust wogte schneller auf und nieder.

„Es war ein schöner Abend, den ich dort verlebte,“ fuhr Cronberg fort, ohne Georgs Erregung zu bemerken. „Man zeigte mir das Schloß, die schöne Aussicht weit hinaus ins Land; gen Abend blinkten Teile des Bodensees; gen Mittag zeigten sich die grünen Alpen von Vorarlberg und erglänzten die weißen Höhen der Schweiz — ich ward des Anblickes nicht satt. Doch schöner noch erglänzte das glückstrahlende, liebreizende Antlitz der jungen Gräfin Montfort, als sie von ihrem Aufenthalt in Wertheim erzählte und der gütigen Aufnahme durch Eure hohe Frau Mutter und Schwester. Ein junger Graf von Werdenberg war dort zu Besuch; mich dünkte, daß auch er die junge Gräfin besonders anziehend fand. Vielleicht war Gräfin Margarethes Glück das einer stillen Braut, denn sie wandte sich in ihrer Erzählung mit solchem Ausdruck in den Augen auch an den jungen Grafen. Vielleicht kennt Ihr — — Um Gotteswillen, was ist Euch!“ rief Ritter Hartmut betroffen, als er, durch lautes Stöhnen Georgs veranlaßt, diesen ansah. „Konnt ich, konnt mein Erzählen Euch erregen? Hab ich zu lang gesprochen? — Verzeihet, Herr! —“

Georgs Gesicht glühte, die Stirn, die Hartmut ängstlich befühlte, war fieberheiß. Die Arme des Kranken bewegten sich unruhig. „Ich muß fort?“ rief er laut und wollte aufspringen. Zum Glück kam auf diesen Ruf ein Diener herbei. Hartmut befahl ihm, sogleich die Gräfin zu holen. Bis zu deren Erscheinen hatte der Ritter Mühe, durch sanfte Gewalt den Kranken niederzuhalten. Als Barbara eintrat, stieß Georg einen Schrei aus und sank ermattet zurück aufs Lager. Immer heißer ward die Stirn, immer stärker hob sich die arme Brust auf und nieder; Hartmut berichtete kurz über den Verlauf des Gespräches, wovon der Kranke schon nichts mehr vernahm. Bald kam noch mehr Hilfe. Die kalten Umschläge schienen nicht wesentlich zu wirken;

Georg wälzte sich unruhig hin und her. Die Gräfin beruhigte den betroffnen Gast; solche Anfälle waren schon früher vorgekommen, wenn auch lange nicht so heftig.

Als Barbara mit Martha allein den Kranken pflegte, zersann sie sich den Kopf nach der Ursache des hochgradig gewordenen Fiebers. Die letzte Bemerkung Cronbergs von seiner Vermutung, Gräfin Montfort sei vielleicht Braut, konnte unmöglich etwas dazu gethan haben; hatte sich doch Georg in der letzten Zeit des Besuches in Wertheim mehr als gleichgiltig gegen Margarethe gezeigt. Der fernere Verlauf der Krankheit sollte ihr bald Aufschluß erteilen. Der Name ‚Margarethe‘, die Ausrufe ‚du Holdselige, du Einzige‘ kamen in den Fieberträumen häufig über seine Lippen; dabei auch abgerissene Gedanken aus früheren Gesprächen mit Margarethe, welche die Gräfin nicht verstand. Doch als Martha eines Tages zu ihr sagte: „Frau Mutter! so hab ich mich doch nicht getäuscht: Des Bruders Herz hanget an Margarethen“ — und als sie ihr einzelnes aus ihren stillen Beobachtungen mitteilte, das erst jetzt an Bedeutung gewann — da fand auch der Mutter Blick, daß der Sitz von des teuren Sohnes Krankheit im Gemüte sei; da ruhte der Mutter Auge liebestrahlend und bewundernd auf dem gequälten Sohn, denn aus Gehorsam hatte er sich der geplanten Konvenienzheirat unterzogen.

Es dauerte lange, ehe Georg wieder zu Ruhe und Bewußtsein gelangte. Die treue Mutterpflege gab ihm wohl schneller als erwartet Kräfte wieder; doch wagte Barbara nicht, ihn zu befragen. Graf Michael hatte in banger Sorge anfänglich alle Tage am Lager gesessen und geholfen, wo ein Mann helfen konnte. Er hörte den Kranken wirr reden von Leibeigenschaft, Schwarzenberg, Margarethe; aber auch von Klerikern, Unsittlichkeit, Hartmut u. a. m.; alles so bunt durcheinander, daß er nichts zusammenreimen konnte. Es fiel ihm schwer, Wertheim zu verlassen; doch die Regierungsgeschäfte forderten weitere Reisen, die ihn lange Zeit fern hielten. Als er zurückkehrte, ward es draußen schon

grün und die Vöglein sangen ihre neuen alten Frühlingsweisen. Tief ergriffen hörte er seines Weibes Bericht an; es schien, als wäre er mit sich noch nicht im Klaren. Auch in ihm entstand ein Kampf; seine dynastische Lieblingsneigung, Wertheim mit Henneberg von neuem zu verbinden, stritt wider die Regungen des Vaterherzens, dem davor bangte, den einzigen Sohn zu verlieren. Er wog die beiderseitigen Verhältnisse mit einander ab. Das Haus Montfort war auch mächtig, seine Herrschaft aber unter mehreren Linien zersplittert, während die Hennebergschen Lande zum größten Teile in einer Hand waren. Doch Ulrich VI. von Montfort, genannt ‚der Schöne‘, besaß viele Vorzüge; seine Unterthanen hatten an ihm einen gütigen Herrn. Das ließ erwarten, daß auch seine Tochter Margarethe vorzügliche Eigenschaften besaß. Nach tagelangem Schwanken siegte endlich der Entschluß, die Qualität der Wahl über die Quantität zu stellen und auf seine ursprüngliche Idee zu verzichten. Alsbald ließ er sich bei seinem Sohne anmelden.

Als Hartmut von Cronberg in seiner Erzählung der Montforts erwähnte, wie auch der Landschaft Schönheit in gleicher Art, wie Margarethe sie dereinst gepriesen, hatte sich Georgs keine geringe Bewegung bemächtigt. Diese würde nur zeitweilig gewesen sein; hatte er doch bereits etwas Übung erlangt, sich in die bittere Notwendigkeit auch innerlich zu fügen. Als Georg aber von des Ritters leiser Vermutung hörte, Margarethe und Werdenberg könnten verlobt sein, riß die noch nie gekannte Macht der Eifersucht das schwankende Gebäude der Ergebung wieder ein. Daher die rapide Zunahme des Fiebers und der Entkräftung. Beide hatten wohl nachgelassen; Georg erhielt sogar wieder Farbe und konnte im Gemach hin und hergehen. Aber seinem Wesen war eine Art von Stumpfheit aufgeprägt, die ihn gleichgiltig ließ gegen alles, was um ihn vorging. So fand ihn der Vater. Nach der Begrüßung und dem Erfragen des Befindens setzte sich Graf Michael zu ihm und sagte scheinbar gelassen:

„Wie du weißt, ändere ich nie einen wohlüberlegten, gereiften Plan, von dessen Vorzügen ich überzeugt bin. Dieser Grundsatz hat mir wohl manche Schwierigkeiten bereitet, doch auch ein festes, bestimmtes Regiment zur Folge gehabt, unter dem sich Land und Leute wohl befanden. Indessen kann es auch vorkommen, daß man unter gewissen Umständen Ausnahmen machen muß, gezwungen durch gegebene Verhältnisse. Ein solcher Fall ist mir jetzt begegnet. — — Als ich deine Mutter heiratete, geschah dies meinerseits ohne alle Affektion. Trotzdem — oder soll ich sagen: deshalb — habe ich mit ihr eine glückliche Ehe gehabt. So dachte ich mir's auch, als ich den Wunsch aussprach, du möchtest dich mit Anna von Henneberg verbinden."

Georg horchte hoch auf; seine bisherige Gleichgiltigkeit verwandelte sich in Spannung.

„Nachdem ich aber erfahren, daß du damals bereits eine innere Neigung zur jüngeren Gräfin von Montfort gehabt und wie aus deinen Phantasieen hervorging: noch hast, so bin ich gern bereit, der Stimme deines Herzens Rechnung zu tragen und — — beruhige dich, mein Sohn!" fuhr er fort, als er diesen sichtlich erregt fand; „wir wollen alles in Ruhe besprechen. Hast du diese jetzt nicht, so wird unser Gespräch besser zu verschieben sein."

„Ich will mich sammeln," sagte Georg; „ich bitte Euch, sprecht weiter."

„Nun wohl," fuhr Michael fort; „so sei die Sache kurz und bündig zu Ende gebracht. Ich ziehe meinen früheren Wunsch zurück und billige deine Wahl aus dem edlen Hause Montfort."

Die Wirkung eines plötzlichen Glückes ist unberechenbar. Leicht hätte der schnelle Umschwung wieder nachteilig werden können. Weil jedoch dem in Aussicht gestellten Glücke das Aber einer möglichen Verlobung Margarethes anhing, so verringerte sich die Wucht der beglückenden Nachricht. Georg dankte dem Vater mit mehr Ruhe, als dieser erwarten konnte, fügte aber jenes

sein Bedenken bei. Das machte den Vater anfänglich zwar stutzen; doch ließ er sich dadurch nicht irre machen.

„Soweit ich die verwandtschaftlichen Beziehungen der Montforts zu den Werdenbergs kenne, ist mir eine solche, übrigens nur vermutete Verlobung unwahrscheinlich. Gleichviel wie die Sache steht, muß doch von unsrer Seite der Versuch gemacht werden. Morgen breche ich auf nach dem Süden, verweile einen Tag in Ulm und bin am Samstag in Tettnang. Dort werd ich erst visitieren und, will's Gott, in deinem Namen werben um die Hand Margarethes, die mir wohlgefallen hat und willkommen sein soll. Bist's zufrieden?"

Georg konnte nichts antworten. Nur ein einziges ‚O Gott!' ließ er vernehmen; dann hielt er die Hände vors Gesicht und begann vor Freude zu weinen. Es waren die ersten Thränen in der ganzen Leidenszeit. Daß der Vater das Weinen nicht liebte, wußte Georg; aber hier war kein Haltens mehr. Der Graf ließ ihn eine Weile gewähren, dann sagte er: „Nun fasse dich, mein Sohn! zu viel Erregung kann dir nur schaden. Doch sage mir, warum du mir von deiner stillen Wahl nichts mitgeteilt, als ich in Breuberg mit dir von der Verlobung sprach?"

Georg nahm all seine Kräfte zusammen, so gut es eben ging, und antwortete: „Mein lieber Herr und Vater! Ihr habt von jeher mir gelehrt, Vater und Mutter zu gehorchen. Und dies Gebot ward mir nicht schwer, da Ihr immer so liebevoll und gütig waret gegen mich. So blieb ich Euch denn gehorsam nicht nur aus Pflicht, auch aus Liebe zu Euch. Und als Ihr mit freundlichem Tone meine Verbindung verlangtet mit einer von Henneberg, da hielt ich für heilige Pflicht, Gehorsam zu leisten Euch zu Liebe und aus Dankbarkeit, wenngleich mein höchster Wunsch zerfiel."

Als Graf Michael den edlen Beweggrund in solcher Art erfuhr, ward er gerührt. Er preßte den Sohn an seine Brust und hielt ihn umschlungen, ohne ein Wort zu sagen. Darauf

gab er ihm einen seltenen Kuß, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Eh ich reise, will ich noch in die Kapelle gehen, dort um der Mutter Gottes Schutz zu beten für den weiten Ritt und für glückliches Gelingen.“ —

Als Georg allein war, unterlag sein Körper der Macht der gehabten Seeleneindrücke. Er legte sich zu Bett und schlief hintereinander einen halben Tag und die ganze Nacht; aber ruhig und fest.

Am andern Morgen erwachte er sichtlich gestärkt. Die Ungewißheit rang mit der Hoffnung; bald siegte diese, bald der Zweifel. Doch hatte er bereits soviel innere und äußere Kraft gewonnen, daß er bald am gemeinsamen Mahle teilnehmen konnte. Mutter und Schwester thaten das Ihrige, ihn aufzumuntern, wenngleich dies bei den schwankenden Aussichten kein kleines Stück war. —

Unten in der Stadt hatte man aufrichtig teilgenommen an Georgs Krankheit. Als dem Bürgermeister zu Ohren gelangte, daß des jungen Grafen Befinden sich wesentlich gebessert, ward einstimmig genehmigt, eine Deputation zur Darbringung von Glückwünschen in die Veste zu senden; war man doch auch um sich selbst besorgt, wenn mit Georg das edle Geschlecht der Wertheim ausgestorben wäre. Wer weiß, wie eine neue Herrschaft sich zu ihnen gestellt hätte. Graf Georg II. war streng gegen sich im Lebenswandel; auch gegen seine Unterthanen. Aber man kannte auch seine Gerechtigkeit und Lauterkeit. Daß er im Sommer vorigen Jahres — wie bald bekannt ward — dem Leibeignen Peter Zell ein gut Stück Geld geschenkt zu dessen Schriftmalerei über der Fährhausthür, war was ganz Ungeheures und ließ auf milde Denkart gegen Unfreie, Hörige und Freie schließen.

Inzwischen hatte der April seine Neckereien eingestellt und es war, als ob der Lenz auch seine Teilnahme bekunden wollte. Er brachte wohlthuend warme Tage. Das war eine Lust im

Thale und auf den Bergen, ein Konzert, vielstimmig und wonnig von den gefiederten Sängern dargebracht. Und als Georg sich im Freien sonnte und die rings sproßende Frühlingsluft begierig einsog, hörte er sogar vom höchsten Turme einen muntren Finken schmettern. Ein Blick hinauf, und ein Lächeln der Hoffnung schwebte auf seinen Lippen, denn er gedachte der schönen Augenblicke dort oben und redete sich ein, sie, die Liebreizende, könne ihn unmöglich hassen. Das verlieh ihm Mut. Zum Schrecken Barbaras machte Georg die ersten Reitversuche im geräumigen Haupthofe der Burg. Als das Leibroß nach langer Zeit wieder die Last seines Herrn spürte, begann es zu tänzeln und dem Thore zuzustreben voll Ungeduld und Feuer. Die Gräfin fürchtete, Georg würde noch nicht genug gekräftigt sein. Doch auch das edle Tier schien seine Freude zu verkünden und den Wunsch, einmal recht flott gen Süden zu traben, um einem von seinem Herrn sehnlichst Erwarteten entgegen zu reiten.

Auch das Besteigen jenes höchsten Turmes bereitete dem Genesenden keine Anstrengung mehr, der dort oben alle Tage stand und nach Bronnbach zu blickte, ob von dort nicht eine Reiterschar herbei gesprengt käme. Er schaute weit hinaus und doch war das Gute so nah. Auf einen grellen Pfiff wandte er seine Augen hinab nach dem nahen Hardhof, woher der schrille Ton kam. Er erblickte einen Reiter, der den Hut schwenkte, und als jener am Fuße des Burghügels angelangt war, erkannte er den Ritter von Riedern, dessen Lehen Homburg sich im Mainflusse widerspiegelt. Georg eilte ihm mit Spannung entgegen, denn Riedern gehörte mit zu dem Reisegefolge seines Vaters. Schon von weitem hörte er den Ritter rufen: „Soll lustig den Hut schwenken und Euer Gnaden sagen: Herr Vater brächt' ein angenehm Brieflein mit.“

Da mußte sich Georg doch an einer Säule festhalten, die Kniee begannen zu wanken. Bald aber hatte er sich erholt und

konnte gefaßt den Mitteilungen des Vaters entgegensehen. Das angenehme Brieflein stammte vom Grafen Ulrich VI. von Montfort, dem Vater Margarethes. Nicht vieles stand darin, aber viel: daß Georg als Schwiegersohn dem Grafen Ulrich und seiner Gemahlin Magdalena, geborne Gräfin von Öttingen, herzlich willkommen sei und diese hofften, ihn bald in Tettnang begrüßen zu können. Die Mutmaßung Hartmuts von Cronberg, Margaretha könne still verlobt sein, war gänzlich unbegründet.

Nun Georg das volle Glück in den Händen hatte, wollte er sogleich andern Tages aufbrechen, es zu genießen. Doch davon konnte jetzt keine Rede sein. Noch volle 4 Wochen mußte er seine Ungeduld zügeln, um zuvor den Körper zu der langen Reise zu stählen. Graf Michael atmete erleichtert auf, als er seinen Sohn und Erben wieder in der früheren Jugendschöne prangen sah. Er war innerlich so froh gestimmt, daß er ohne Einwände sogar zuließ, daß Barbara und Martha den Glücklichen nach Tettnang begleiteten und dort auf unbestimmte Zeit verweilten.

Der Mai war noch nicht verstrichen, als beide Frauen in einem sorglich gepolsterten und geschmückten Wagen in Begleitung Georgs und eines stattlichen Gefolges, geführt von Burkhard Hund von Wenkheim, die Veste verließen. Ein zweiter, gröberer Wagen enthielt das Gepäck. In der Stadt wußte man nichts von dem Familienereignis der Herrschaft; man hatte nur erfahren, daß die Reise nach Süden zu ginge. Heinz Ries war der einzige, dem der Gedanke kam, es könne der lieblichen stolzen Maid gelten, deren edle Züge sich auch ihm bei jenem Mahle vorteilhaft eingeprägt hatten. Trotzdem befand sich eine Menge Volks an der Straße; das jubelte der reisenden Herrschaft zu um der Wiedergenesung des jungen Herrn willen. Auch Ernfried Rank hatte sich ehrfurchtsvoll verbeugt, wenn auch nicht mit gejubelt. Das verging ihm heute, denn er war den letzten Tag im schönen Wertheim und das letzte Mal vor seiner Rückkehr

nach Wittenberg am Fährhause. Während der Graf einem Wiedersehen entgegeneilte, war sein Los der Abschied. Nur eines tröstete ihn bei seiner Abreise: Regina hatte ihm sanft die Hand gedrückt und sogar nachgeschaut. — —

In Tettnang herrschte am gräflichen Hofe von jeher ein reges Leben und buntes Treiben. Fast jede Woche brachte Besuch aus dem großen Kreise der Montfortschen Verwandtschaft. Die Hohenlohes kamen, die von Metsch, von Hohen=Geroldseck, die Grafen Kirchberg und viele andre noch, so daß das Schloß sich ausnahm wie ein prachtvoller großer Taubenschlag. Heute aber zeigten die Vorkehrungen, die im und am Schlosse getroffen wurden, etwas Besonderes an. Die Bürger von Tettnang sahen die große Flagge der Montforts aufgehißt und gegen Abend des folgenden Tages hörten sie den Donner der Geschütze, welcher das Schussenthal weit hinauf hallte bis nach Ravensburg. So hatten nicht wenige Bewohner dieser Stadt versichert, welche besorgt und neugierig den Mauernring verlassen, um die Ursache des Donnerns zu ergründen. Es war gottlob keine Fehde ausgebrochen; viel wahrscheinlicher erschien ihnen der Schluß, das Krachen der fernen Geschütze gelte einem glänzenden Reisezuge von Rittern, Knappen und Wagen, welcher an der Stadt vorbei auf Tettnang zu sich bewegte. Dies ward ihnen bald zur Gewißheit, denn Graf Ulrich kam mit Gefolge dem Zuge entgegen und kehrte mit diesem um.

Der Empfang im Schlosse Tettnang war fast ein fürstlicher zu nennen. Nachdem ein wertheimscher Bote schon zwei Wochen vorher den gräflichen Besuch angemeldet und ein zweiter von Ulm aus dessen Annäherung verkündet hatte, wendete Montfort alles auf, die neuen Verwandten aufs ehrenvollste zu empfangen. Die Wertheims waren hoch angesehen und bekannt im Reiche, Graf Georg ein Liebling des Kaisers. Darum herrschte bei den Eltern Margarethas besondere Freude und Befriedigung über diese Verbindung und über — Margarethas sichtliches Glück.

Nach der ersten Rast der Reisenden erfolgte die besondere Begrüßung im engeren Familienkreise. Sie war warm, aber doch nicht ohne Hofton und vornehmes Gepräge.

Georg hatte seiner Braut galant die Hand geküßt, Gräfin Barbara die Stirn und nun galt Margaretha für schon halb zu Wertheim gehörend. Als sich aber gegen Abend den Verlobten Gelegenheit im Garten bot, sich abzusondern, da forderte das Menschenherz seine Rechte; da wurde alles Zeremonielle abgestreift und die Sprache der reinen ersten Liebe unverfälscht gesprochen. Die aber ist gar sonderlich und läßt sich kaum wiedergeben, denn man hört dabei nur wenig; ohne Laut sprechen die Augen, die Pforten der Seele, das wunderbarste Meisterwerk des Schöpfers. Als Georg der holden Maid zugeflüstert, wie reich er für das lange Leiden belohnt worden sei, und das an seiner Brust ruhende Köpfchen zu sich empor richtete, da blickten aus dem sanftgeröteten Mädchenantlitz zwei Augen voller glückstrahlender Liebe in die seinen, da berührten sich nach langem Blicke zum erstenmal zwei Paare frischer roter Lippen.

Das gehört dazu, gehört unbedingt dazu, denn erst hiernach erinnern sich Liebende, daß sie noch Lippen haben, welche auch sprechen wollen; daß sie nur auf kurze Zeit der Erde entrückt sein können, um sich danach zu sagen, was sie so mächtig gegenseitig angezogen hat. Niedere sinnliche Naturen, die nur vom Äußeren sich blenden lassen, haben in ihrer Beschränktheit keinen Begriff davon, daß es noch etwas gibt, was zwei Menschen zu dauerndem Glücke verbinden kann, etwas Höheres, das nicht verwelkt wie die Schönheit des irdischen Leibes: ‚Der Mensch ist etwas anderes als ein chemischer Körper‘*) er ist mehr als eine Pflanze, mehr als ein Tier, welche nur ihren Naturgesetzen folgen. Der Mensch ist jenes wunderbare Wesen, in dem sich zwei Welten berühren, welcher Geist und Materie zu-

*) IV.

gleich, diese zwei großen Faktoren alles irdischen Seins, Freiheit und Notwendigkeit in sich zusammenfaßt.‘ Und dieser Geist wühlt nicht bloß in Kunst und Wissenschaft nach edlen, wenn auch oft trüglichen Schätzen; er gräbt auch weiter nach dem einen wahren unvergänglichen Schatz: Nach der innigen, ungehinderten Gemeinschaft mit Gott.

Das war es, was Georg schon in Mespelbrunn an Margaretha gefesselt hatte, dieses lautere und emsige Streben nach Vervollkommnung des geistigen Menschen, welches die junge Maid so demütig und anmutig bekundet hatte. Damals stand christliche Religion, die heutzutage mancher, sich nur im Schlamme des Materialismus wohlfühlender Regenwurmmensch in seiner geistigen Beschränktheit für Verdummung und unnötig hält, im Volke noch in hohem Ansehen. Daß Margaretha außerdem so anmutigen Liebreiz besaß, war dem Glücklichen als eine wohlberechtigt angenehme materielle Beigabe ganz willkommen. Auch für Margaretha, die von ihrer streng dogmatisch kirchlichen Schwester nicht verstanden wurde, bildete die edle Geistesrichtung Georgs den ersten Anziehungspunkt. Obgleich sie sich in ihrem Gedankenfluge selbst noch nicht klar war, wohinaus ihr Geist wolle, wußte sie doch das eine, daß das Bestehende ihr nicht genügte. Sie suchte nach höherer Nahrung, nach ungehinderter Erforschung und Benutzung der Quelle, die allein ihren geistigen Durst zu löschen vermochte. Wohl hatte Georg in den Tagen von Mespelbrunn Ansichten entwickelt, die nicht mit den ihrigen übereinstimmten, aber doch schien er die Maid verstanden zu haben, noch dazu mit freundlicher Duldsamkeit. Sein offenes Bekenntnis: „Wie lerne ich durch Euch — — ich hatte geglaubt, anbeten solle man nur in der Kirche,“ gab ihr die Gewähr dafür, ebenso sehr seine Worte auf dem Turme der Veste Wertheim.

Die Glücklichen offenbarten sich rückhaltlos, was sie bei ihrer ersten Begegnung voneinander gedacht.

„Und als du mir lächelnd sagtest,“ schloß Margaretha ihre

Rede, „mit dem Klosterleben wird es nichts und sollte ich mit meiner ganzen Macht vor Tettnang rücken, Euch zu befreien — da lachte ich froh und fröhlich; aber danach — danach“ fuhr sie unter Erröten stockend fort; — „da zuckte der Gedanke durch mein Herz: ‚Er ist dir gut‘, und da ward mir gar so wundersam zu Mute, fast ängstlich und doch auch wieder nicht. Ich hatt' mein Lebtag noch nie so Seltsames empfunden.“ — „Denkst du, mir ging es anders?“ sagte Georg und umschlang sie nochmals. „Ich wollte ja noch gar nicht freien. Doch nun ich dich gesehen und gesprochen, ward aller Vorsatz umgestoßen. Nun begriff ich auch, was Hanns von Schwarzenberg mir sagte: ‚du wirst in Mespelbrunn schon reichlich Botenbrot erhalten‘. Du bist mein reichlich Botenbrot fürs ganze Leben.“ — „Und du,“ setzte Margaretha lächelnd hinzu; „du bist nun wirklich mit deiner ganzen Macht vor Tettnang gerückt, mit der ganzen Macht deiner Liebe! — — — Du liebster Mann! wie hast du doch in meiner Brust so alles um und um gekehrt! — Ein Leben fang ich an, ganz neu für mich und seltsam — und doch so schön! und so warm wird mir im Herzen — — — Ach Georg! wie allgütig und herrlich ist unser Gott! — Mir ist das Herz so voll von nie geahntem Glück. Laß uns ihm recht danken.“ —

Fünftes Kapitel.

Recht danken! — das waren die letzten Worte Margarethas bei dem Alleinsein der Verlobten. ‚Recht danken‘ blieb auch die Mahnung in Georgs Brust, als er voll Glück allein wieder zurückritt nach Wertheim. Gräfin Barbara und Martha mußten auf Graf Ulrichs Wunsch noch einige Zeit in Tettnang bleiben. Die eine Woche, welche Georg hier geweilt, war wie ein Tag dahingeschwunden. Und nun er auf der Rückreise sich befand, hatte er volle Muße, an die schönen Stunden lebhaft zurückzudenken, die er an Margarethas Seite verlebt. Es fiel ihm schwer, sich von der frischen Erinnerung loszureißen, daher es denn kam, daß er, ähnlich wie beim Ritt nach Mespelbrunn, Den von Wenkheim und die Knappen wenig beachtete. Daß dies geschah, bemerkte er erst nach etlichen Stunden. Es that ihm leid um des vertrauten Vasallen willen, und doch hätte er sich unmöglich mit ihm jetzt unterhalten können. Darum sagte er: „Wenkheim! haltet mir's zu gut, wenn ich noch nicht vermag, mit Euch zu plaudern. Es geht mir viel im Kopf herum.“ — „Herr!“ rief der Ritter lachend, „ich kann mir's lebhaft denken; denn also ist's auch mir ergangen, als ich mit meiner Dorothea mich verbunden. Seid unbesorgt! wenn Ihr mich braucht, so pfeifet oder rufet mir. Bin allsogleich zur Stelle.“

So konnte Georg, ohne jemand zu verletzen, sich ungestört seinen Gedanken hingeben. Die weilten viel in der Gegenwart und Zukunft. Mit schönen Farben malte er sie sich aus; es mußte köstlich sein, solch eine edle Hausfrau und Gemahlin zu

haben. Wie schön und behaglich wollte er ihre Kemenate einrichten! welch auserlesene Gesellschaft sollte am gräflichen Hofe verkehren. Nach unausgesetzter Thätigkeit und Tagesarbeit im Kreise der Familie und geistig reger Menschen sich zu erholen, das dünkte ihm der Lasten der Regierung wert. Und wenn er unterwegs aus einem nahen Kloster oder Stadtdom Glocken schallen hörte, da klang es auch in ihm wie Glockenton: ‚Recht danken‘. Erst in der Herberge in Ulm ward er mitteilsam; das Nachtmahl hielt ihn in fröhlicher Unterhaltung mit Wenkheim auf einige Stunden vereint.

Auch am Morgen des zweiten Tages war es dem Glücklichen noch Bedürfnis, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Das Sprechen hätte die Kehlen ohnehin nur trocken gemacht, denn es war heiß geworden und die Straße staubig. Trotzdem hatten weit hinter ihm die Knappen ein Reiterliedlein angestimmt, sei's aus Behagen, einmal die Welt zu sehen, oder um der reichen Geschenke willen, die sie in Tettnang empfangen. Georg freute sich der muntren Laune seiner Leute, doch zog ihn der Sang ab von seinen Überlegungen, die sich heute mit dem Vater und Regierungsgeschäften mancherlei Art befaßten. Darum vergrößerte er die Entfernung vom Gefolge und ritt unbemerkt ein derbes Stück voraus. Die Waldstraße begann zu steigen, das Roß zu schnaufen und mit dem Schweif unruhig nach den frechen Wespen zu schlagen, die es belästigten. Die Waldeinsamkeit begünstigte Georgs Denken; außer einigen Waldmeisen war nirgends etwas zu sehen noch zu hören. Der einzige Mensch, dessen Georg seit zwei Stunden ansichtig ward, war ein Mönch, den er nach einer Biegung des Weges vor sich wandeln sah. Bald hatte er ihn eingeholt. Der Wanderer war noch jung an Jahren, zeigte aber im Gange Ermüdung. Mißtrauisch gemacht gegen Mönche und Priester, wußte Georg nicht, wie er ihn behandeln sollte, ob gleichgiltig oder ehrerbietig. Als er aber aus dem Antlitz des Pilgers ein Paar dunkler klarer Augen edel

und sanft blicken sah, entbot er ihm einen ehrerbietigen Gruß. Der Mönch dankte mit einem segenspendenden Gegengruß.

Das angeknüpfte Gespräch drehte sich anfänglich um die herrschende Hitze, um das Reisen und Wandern und dessen Beschwerden.

„Ich hab sie sattsam kennen gelernt,“ sagte der Mönch. „Doch mehr als eigne Beschwerlichkeiten lasteten die Kümmernisse auf mir, welche, wie ich auf meiner Wanderung gar oft erfahren, andere zu tragen haben. Wer zu Fuß reist, lernt Land und Leute kennen.“ — „Das hört sich gut,“ sprach Georg, „daß anderer Kummer Euch näher geht als eigne Beschwer. Doch sehe ich: Ihr hinkt etwas. Haltet still und steigt auf mein Pferd, daß Euer wunder Fuß eine Zeitlang ruhen kann.“ Schnell sprang Georg ab, und wie sehr der Mönch sich dagegen sträubte, er mußte aufsitzen. Georg schritt nebenher. „Es ist doch angenehmer so,“ sagte der Mönch lächelnd; „ich dank Euch, Herr! hätt sonst meinen Weg, den ich mir heut vorgenommen, abkürzen müssen.“ Georg setzte die angefangene Unterhaltung fort, indem er auf die ersten Bemerkungen des Mönchs Bezug nahm. „Was Kümmernisse meintet Ihr vorhin?“ frug er. — „Die Plagereien meinte ich, welche die Bauern, die Hörigen und Leibeignen erfahren müssen.“ — „So habt Ihr wohl das Judenpack im Sinne?“ frug Georg. „Hab schon gehört, wie diese Rotte unsre Bauern schindet.“ — „Sie saugen alle aus, die noch was haben,“ antwortete jener; „und bleibt empörend, wie man duldet, daß die Jüden von armen Leuten Zins nehmen, oft mehr als neunzig vom Hundert. Doch machen's die Christen nicht viel besser. Daß die reichen Fugger viele Waren an sich reißen, oft um Spottgeld, um sie dann zu hohen Preisen wieder zu verkaufen, ist Sünd und Schande. Und hierzu geben ihnen Fürsten noch ein Monopol! — Was ich aber von Kümmernissen anderer gesagt, das gehet gegen die Vornehmen und Hohen. Hört nur ein Beispiel. Im Gebiete der Abtei Kempten sind die

Leute nicht nur unzufrieden, nein, mehr noch: sie verzweifeln. 's ist noch nicht allzulange her, daß Abt Johannes die Bauern gequält hat bis aufs Blut. Wer sich gegen seine tyrannische Willkür sträubte, verlor Haus und Hof. Die Waisen beraubte er ihres Erbes und zwang sie zur Leibeigenschaft. Und jetzt ist's nicht viel besser. Freien Zinsern, die sich mit Leibeignen des Abtes verehelichen, verbietet dieser Unmensch den Gottesdienst so lange, bis sich die Freien ebenfalls in die Leibeigenschaft des Abtes begeben, und somit nimmt er ihnen Freiheit und Gerechtigkeit wider alles Recht. Die Zehnten hat er verdreifacht; verdreifacht, Herr! und dazu herrscht dort Hungersnot und Teuerung."

Als Georg dies vernahm, gedachte er seines Gespräches mit Hanns von Schwarzenberg; dessen Worte für die Leibeignen waren bei ihm auf guten Boden gefallen. Darum ward er jetzt entrüstet. „Unmenschlich ist's und grausam," sagte er. „Wer also seine Leute plagt, wird einst vor Gottes Richterstuhle nicht bestehen; auch nicht die Pfaffen." — „Und die am allerwenigsten," fuhr der Mönch fort. „Sie haben's noch weit mehr Verantwortung. Wenn's nur das Hab und Gut der Bauern wär', nach dem die Mächtigen trachteten; so aber begehren sie noch in sündiger Lust sittsamer Mägde und Frauen. Als ich nach Innsbruck zu wanderte, hört' ich einst in einem Waldthale viel Hundegebell und Geschrei. Aus dem Forst stürzte eine junge Maid auf mich zu, hielt sich zitternd an meiner Kutte fest und flehte: ‚Mönch! um der heiligen Jungfrau willen helft mir, helft mir!‘ — Und als ich frug, was ihr zugestoßen, sagte sie atemlos: ‚drei Knappen unsers Herrn verfolgen mich, hab morgen Hochzeit, der Herr sagt, ich sei ihm leibeigen, er hätte das erste Recht auf mich — Herr Gott!‘ rief sie voll Angst, ‚da kommen sie!‘ — — Die Unholde stutzten und wagten nicht, die Maid von mir wegzureißen. Ich hab sie bis ins nächste Dorf geführt und wollt sie dem Pfarrer zum Schutze übergeben. Doch das Mägdlein flehte noch mehr und sagte: der wäre noch viel schlimmer. Da

macht ich einen Umweg und bracht sie in ihr Heimatsdorf. Dort fand sie ihren Anverlobten und ihre Eltern. 's war gräßlich anzusehen und zu hören, wie die ihre Fäuste ballten und dem Herrn wie auch dem Pfarrer fluchten. — — Auf dem Rückwege erkundigte ich mich nach ihrem Schicksale. Sie hatte sich in einem Teiche ertränkt; ihr Verlobter steckt gefesselt im Turm."

Ein tiefer Seufzer entquoll der Brust des Mönches. Auch Georg holte tief Atem; er schwieg und schweigend zogen beide ihres Weges. Erst nach geraumer Weile brach Georg das Schweigen und sagte: „'s ist eine Schmach, daß weltliche und geistliche Herren so ohne Scheu den Lastern fröhnen. Gott wird's nicht ungestraft sein lassen."

„Wolle er bald dareinfahren," rief der Mönch kräftig; „denn so fand ich die traurigen Zustände fast überall. Gebt acht! Die Verzweifelten helfen sich einstmals selbst, da sie nirgends Recht erhalten. Und dann wird's blutig und entsetzlich." — „Kann wohl so kommen," entgegnete Georg. „Doch wollen wir von etwas andrem reden. Hab jüngst ein großes Glück erfahren und bin in froher Stimmung, zu der so üble Sachen nicht recht passen. An Eurem verbrannten Angesicht seh ich, Ihr müßt lange an der Sonne gewesen sein. Seid wohl schon viel gewandert?" — „Bin weit herumgekommen. Heut bin ich frühzeitig von Ulm aufgebrochen." — „Und Euer Ziel?" — „Ist Würzburg, Herr! von da geht es nach Norden über Weimar und Leipzig zurück zur Heimat." — „Da macht Ihr einen großen Umweg. Meines Wissens hättet Ihr über Nürnberg gehen müssen." — „Hab erst mit Bischof Laurentius in Würzburg zu sprechen." — „Ein edler Herr!" sagte Georg. — „Voll Frömmigkeit und hohen Geistesgaben," fügte der Mönch hinzu. „Man trifft nicht überall so brave Gottesmänner, wie der von Würzburg und Bischof Georg von Bamberg."

Georg sah ihn mit stiller Befriedigung an. Das vorausgegangene Gespräch und dieses Urteil bestätigten ihm: der Mönch

gehörte zu den ehrbaren und frommen. Um seine Weltkenntnis zu bereichern, spähete er ihn weiter aus und frug: „Habt wohl üble Erfahrungen gemacht mit Euresgleichen und mit Priestern?"

Erst nach einigem Besinnen antwortete der Pilger: „Ich bin ein Augustiner und überall, wo ich auf meiner langen Wanderung in Augustinerklöstern verkehrte, fand ich deren geistliche Insassen als ernste gelehrte Männer von gutem Wandel. Dagegen —" — „Nun?" frug Georg, als jener stockte. „Wie steht es mit den andern?" — „Ich möcht nicht gern, daß Ihr glaubtet, ich schelte auf andere Orden aus Eifersucht oder Parteineid —" — „Nein, nein! Das thu ich nicht. Ich halt Euch für gewissenhaft und fromm." — „Nun, so will ich's offen sagen, daß es mich tief betrübt hat, zu sehen, daß Mendikanten wie: Franziskaner und Dominikaner, weit abgewichen sind von der Furcht des Herrn, wie oft ein üppig schändlich Leben führen und nicht wert sind, Gottes Diener zu heißen." — „Bei uns im deutschen Reiche?" frug Georg. — „Bei uns, doch mehr noch in Italien." — „So waret Ihr auch dort?" — „Ich komme von Rom." — „Von Rom?" frug Georg voll Bewunderung. „O wie beneide ich Euch, daß Ihr die heilige Stadt habt sehen können! wohl auch den heiligen Vater? Gar oft entstand in mir ein heiß Begehr, dorthin zu wallen und dort anzubeten."

Das Antlitz des Mönches verfinsterte sich; er machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte: „Erlaßt mir, Herr, davon zu sprechen. Nicht ziemlich will mir's scheinen, vor Laien auszuplaudern, was ich dort fand und wie ich's fand." „Warum nicht, ehrwürdiger Vater? Ihr habt's mit einem treuen Christen und Helfer der Kirche zu thun."

Durch das wohlwollende, freundliche Wesen Georgs aufgemuntert, fuhr der Mönch fort: „Auch ich hatt längst schon groß Begehr, die heilige, gottgeweihte Stadt zu sehen und mit Inbrunst den Segen des heiligen Vaters zu erflehen, Ruhe und Trost für mein Gewissen zu suchen, das langen Kampf gehabt, ob wir allein

durch gute Werke, oder durch den Glauben zur ew'gen Seligkeit gelangen. Doch weil ich zugleich Lehrer bin, fand ich bisher nicht Zeit dazu. Indes bot sich Gelegenheit. Zur Schlichtung eines Streits in unserm Orden ward ich erwählt, nach Rom zu reisen und dort Entscheid zu holen, denn wir stehen directe unter'm heiligen Vater. — Hab manches Schlimme dabei erfahren in Italien. So nächtigte ich dereinst in einem Kloster vor dem apenninischen Gebirge. Dort sah ich, daß die Mönche an einem Freitag Fleisch aßen und ein üppig Leben führten. Als ich ihnen dies freundlich verwies und nicht abließ, sie von ihrem sündigen Treiben zu überzeugen, wurden sie erbost und trachteten mir nach dem Leben. Der Thorhüter verriet mir's, und so entwich ich aus der Stätte des Frevels. Ein langer, heißer, angestrengter Marsch führte mich weiter; hab öfter krank daniedergelegen. Doch als ich des heiligen Roms ansichtig ward, da vergaß ich aller Beschwerden; ich kniete nieder und mein Herz jauchzte, daß Gott mich elenden Sünder gewürdigt hatte, es zu sehen."

„Wohl Euch!" sagte Georg, als der Mönch inne hielt. — „Ja, wohl mir!" fuhr jener erregter fort; „aber auch wehe mir! denn was ich dort erlebt, was ich dort erfahren, wie man's treibt, das ist antichristlich und teuflisch." — „Ich bin erstaunt," rief Georg, „von einem frommen Ordensbruder solches zu vernehmen. Wie trieb man's denn in Rom?" — „Daß Mönche, Priester, Hofleute und andere ihr lasterhaft Wesen trieben mit feilen Dirnen — das mag ihnen Gott vergeben. Aber daß man bei Tische spottend lachte und rühmte: Etliche, so da Messe gehalten, hätten beim heiligen Abendmahl ausgerufen: ‚Panis es et panis manebis! vinum es et vinum manebis!' — das kann Gott nimmer vergeben, denn das ist eine Sünde wider den heiligen Geist. Was sollte ich denken? Redet man dort zu Rom frei öffentlich über Tisch also, ohn' alle Scheu vor Gott und dem heiligen Vater, und duldet's doch? — Mir ekelte davor und

vor der Art, wie sie dort Messe hielten gleich einem Gaukelspiel, wie ich erfahren, als ich dort Messe hielt. Denn ehe ich zum Evangelio kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgericht und schrie mich an: ‚Passa! Passa! immer weg! hör' auf!'" —

Als Georg die Schilderung vernommen, ward er rot vor Zorn und rief: „Daß die Pest — — hätt ich dabei gestanden, bei Gott! ich würde ihm eins aufgezählt haben mit dem Schwerte!" — „Nicht also, Herr!" sagte der Mönch beruhigend. „Der Herr Christ hat dem Petrus das Schwert weggenommen, mit dem er den Malchus schlug. Aber beten, beten ist das wahre Mittel! beten, daß die Sünder und Spötter Buße thun in wahrer Reue. — Der heilige Vater hat Ablaß versprochen denen, welche die heilige Pilatusstiege auf den Knieen hinaufrutschen. Als ich dies in sehnlichem Verlangen that, war mir's, als ob bei diesem Werke mir eine laute Stimme ins Gewissen riefe: ‚Laß ab! der Gerechte lebt seines Glaubens'. Und nun diese Stimme auf meiner ganzen Rückwanderung fortertönte, da merkte ich wohl, daß eine göttliche Kraft dahinter sei. Will dieses Wort noch weiterhin erwägen."

Ernst blickte der Mönch vor sich hin und schwieg. Georg war verblüfft. Der Anklang, daß der Glaube höher stehen könne, als die Werke, hatte ihn stutzig gemacht. Daher hielt er dem Mönche Widerpart und sagte: „Kann nicht ein theologisch Gespräch mit Euch führen; ich merke wohl: Ihr seid gelehrt. Doch muß ich Euch zu bedenken geben, daß gute Werke uns allein empfohlen sind zum Heil der Seele. Was soll da hier der Glaube thun?"

Der Mönch erwiderte ruhig: „Wer gute Werke thut, braucht deshalb noch nicht Glauben zu haben. Wer aber Glauben hat, thut gute Werke als selbstverständlich von ganz allein, sonst ist's kein Glaube. Darum der Glaubensmensch darin höher steht, denn durch Werkheiligkeit. — — Wir wollen's unterbrechen, Herr! ich selbst muß erst noch weiter forschen in

der heil'gen Schrift. Auch muß ich hier abzweigen nach Heidenheim; ich hab im Schlosse Hellenstein Botschaft auszurichten aus Padua." — „Wie ungern scheide ich von Euch, ehrwürd'ger Vater!" sagte Georg, als der Mönch vom Pferde stieg. „Hätt gern noch lange so mit Euch gesprochen. Ich hab ein großes Glück erfahren für die Erde; hab ein hold Weib gewonnen zu gottseliger Ehe, wozu man wohl ein ernst Gespräch und Klarheit des Geist's bedarf. Und nun wollt Ihr schon fort."

Als der Mönch dies hörte und den schönen jungen Mann mit so frommer Gesinnung näher betrachtete, leuchteten seine Augen freundlich. Er legte seine Hände auf das Haupt Georgs, der ein Knie beugte; darauf sagte er: „Herr! ich will der Stunde nicht vergessen, die ich mit Euch verleben konnt. Ihr wollt Euch zur Ehe begeben: So segne Euch der Herr und behüte Euch! Er erleuchte sein Angesicht über Euch und gebe Euch Frieden und Freude der Seele in Gott! Amen! — — — Ich dank Euch nochmals, edler Herr, für Eure Güte, mit der Ihr willig Euer Roß verlassen um meiner Ruhe willen. Lebt wohl!" — „Wärt Ihr weiter mit mir gezogen, ich hätt Euch gepflegt, daß Euch keine Fährnis geschähe. Nun Ihr aber nicht wollt, so nehmt von mir das eine an: Will mit nach Heidenheim und dort ein Wäglein für Euch mieten, damit —" — „Ich dank Euch, Herr!" unterbrach der Mönch abwehrend. „Hab mir vorgenommen, die ganze Pilgerung zu Fuß zu thun und dies Gelübde will ich treu erfüllen." — „Auch das nicht!? Nun, so noch eins: Nennt mir Euern Namen und wo ich Euch könnt etwa wiederfinden, wenn mich meine Geschäfte da- oder dorthin führen." — „Herr!" rief der Mönch in Demut. „Was würdet Ihr von dem Namen und Aufenthalt eines unwürdigen Sünders haben, der nach Vergebung seiner Sünden strebt und nach Heiligung. Man nennt mich Bruder Augustin. Das sei genug. Doch von Euch, der Ihr mir so wohlwollend begegnet, möchte ich gern wissen, wem ich zu danken hab." — „Nein, du lieber

Gottesmann!" rief Georg lächelnd. „Wie du mir, so ich dir. Bin vor Gott auch nur ein einfacher Christenmensch, auf dessen Namen nichts ankommt. Habt Dank für Euern Segen. Ich mein', er müsse mir und meiner Braut nur zum Heil gedeihen." — „Das wird er auch!" rief der mit Händedruck scheidende Pilger erfreut. „Denn denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Lebt wohl! Gott sei mit Euch!" — —

Es war wohl nur ein Stündchen, welches die beiden Reisenden miteinander verlebt; aber dieser kurze Zeitraum war so inhaltschwer, daß Georg noch lange das vielseitige Gespräch in sich bewegte, ehe er sich seinem Gefolge wieder widmete. Wie mancher junge Herrscher, der es ehrlich meint, ist voller Pläne und Entwürfe; reformieren will er, bessern und helfen an allen Ecken und Enden, sich um alles selbst kümmern, dareinreden und selbst mit Hand anlegen. Dabei verfällt er dann leicht in den Fehler, daß er vor lauter Einzelheiten die nötige Übersicht übers Ganze verliert und — kleinlich wird, vielleicht auch alles besser wissen will. Er soll die Menschen kennen lernen und das Geschick sich aneignen, tüchtige Kräfte zu erforschen, die an seiner Statt ums Einzelne sich kümmern. Soll aber dabei nicht neuerungssüchtig sein, sondern auch auf den Rat altbewährter hören; soll diese nicht fortschicken, wenn sie durch offne Wahrheitsliebe und Unerschrockenheit ihm unbequem werden, sobald sie das Reformationsfieber mildern wollen.

In solcher Lage befand sich auch Graf Georg. Durch seinen Kopf flog ein Chaos von Regierungsplänen für die Zukunft. Das Los der Hörigen und Leibeignen wollt er bessern, die Sitten der Geistlichen und Laien soweit es nötig; sie alle sollten auch lernen gehorsam sein und nicht durch Widerspruch seine Pläne kreuzen, die sich nach den Gesprächen mit Schwarzenberg und dem Mönche beträchtlich vermehrt hatten. Redlich war sein Wille und gut und darum hoch zu loben. Doch versah er es in etwas nur: sich wohl bewußt, von Gott eingesetzt zu sein!

als Herrscher über die mächtige Grafschaft, sollte nun alles nach seinem Kopfe gehen. Statt das Leben zu beobachten und aus der Praxis Gesetze zu schöpfen, wollte er Gesetze machen nach seinem Ideenkreise und diese den Untergebnen aufzwingen. Er traute sich zu viel zu. Darum brannte er auch darauf, so bald als möglich Wertheim zu erreichen und den Vater abzulösen. —

Der nahm ihn bei seiner Rückkehr freundlich auf, fast scherzend; denn als er des Sohnes gesundes Aussehen mit Befriedigung gewahrte, sagte er: „Hast richtig prophezeit, als du in der Krankheit beruhigend zu mir sagtest: ‚Ich denke, wenn das Frühjahr kommt, wird es schon besser werden.‘ 's ist nicht bloß besser, sondern gut geworden. Nun kann ich mich wieder nach Breuberg zurückziehen und Barbara folgt mir mit Martha allsogleich nach, wenn du dein Gemahl wirst eingeführt haben.“

Diese Worte brachten das Gespräch auf die Zeit der Vermählung. In den nächsten Monaten war eine solche noch nicht auszuführen. In der Veste mußte zur Aufnahme der zukünftigen Herrin manches geändert und umgebaut werden; auch sollten noch etliche Befestigungen der Außenwerke der neueren Verteidigungsart mittels Geschütz entsprechende Änderung erhalten. Graf Michael sprach keinen besonderen Wunsch aus bezüglich des Hochzeitstages; er wollte nicht, daß ihn Georg, längst mündig, als Befehl auffaßte. Das nächste Frühjahr abzuwarten, dauerte dem Glücklichen zu lange. Man schrieb nach Tettnang und bald hatte man sich geeinigt, die Vermählungsfeier solle im nächsten Februar stattfinden. Auch über das Heiratsgut der Gräfin Margaretha hatte Graf Ulrich von Montfort zu allseitiger Befriedigung Bestimmung getroffen.

Der kalte Winter ist keine schöne Jahreszeit für Hochzeiten. Doch was schadet es, wenn's draußen friert, sobald nur das junge Paar genug Herzenswärme besitzt. Und die hatte es zur Genüge. Sommer und Herbst verflogen schnell und langsam; letztres, wenn Georg von der Arbeit ruhte und seinen Geist

sehnsüchtig nach Tettnang eilen ließ; schnell kam es allen vor, als der Januar des Jahres 1511 mit trocknem Froste anrückte und der 8. Februar,*) als der Tag der Vereinigung, festgesetzt worden war.

In der guten Stadt Wertheim gab es ob der Wahl der rauhen Jahreszeit manch saures Gesicht. Man hatte sich den Empfang der hohen Neuvermählten so schön vorgestellt, und nun wurde es nichts mit dem öffentlichen großen Aufzuge, nichts mit Ehrenjungfrauen, Ehrenpforten und Musikbegleitung! Der Kuckuck soll auf den Flöten und Posaunen blasen, wenn die Finger steif gefroren sind.

Im Rate kam man überein, bei Ankunft des hochgräflichen Paares eine große Hochzeitsbeglückwünschungsratsdeputation ins Schloß zu senden, welche im Namen der Stadt einen kostbaren Pokal zu überreichen hatte. Auch sollte der Obermeister einer jeden Zunft sich anschließen, ingleichen der Hauptmann der bürgerlichen Schützengilde, Herr Fuchs.

Die Obermeister traten zusammen und bestimmten, daß eine jede Zunft dem hohen Paare je ein Geschenk darbringen sollte, das der betreffenden Zunft entsprach. Dann beriet wieder eine jede einzelne, was für ein Geschenk angefertigt werden sollte. Darüber gab es manchen hitzigen Streit. In der Schusterzunft war Klaus Nappenbach entschieden für ein Paar schöne zierliche Kinderschuhe; seine Gefreundeten und Gevattern stimmten ihm bei. Der Obermeister aber und sein Anhang wollten ein Paar Reiterstiefel angefertigt wissen. In einer Sitzung kam man nicht zu Ende. So bildeten sich zwei schürende und wühlende Parteien: hi Kinderschuh, hi Reiterstiefel. Merkwürdigerweise sollte es sich ereignen, daß ein Schneider den Ausschlag gab. Adam Saspel war sein Name. Der hatte, als er hiervon hörte, gesagt: ‚Da müsse Klaus Nappenbach doch erst den Storch fragen,

*) I. II.

wie lang die Füßlein des Kindes wären, wenn er überhaupt ein Kindlein bringen wollte. Auch wär's gut, dem Storche ein Paar Filzschuhe zu schenken, damit er nicht barbs ins Schloß käme.' Darüber ward Nappenbach erbost und riet dem Schneider: ‚Er solle doch dem Storch ein Paar Hosen machen, mit falschen Waden, was er doch recht gut zu stande brächte, weil er alles falsch machte.' Von Stund an herrschte zwischen beiden eine unversöhnliche Feindschaft. Die Reiterstiefel siegten, schon weil die Sporer dafür waren, die in silbernen Sporen ein passendes Geschenk erblickten.

Am 8. Februar fand zu Tettnang die feierliche Vermählung statt; eine besondere Urkunde, noch heut erhalten, bestätigte die vollzogene Verbindung. Da gab's ein großes Fest mit zahllosen Gästen. Von der Montfortschen Verwandtschaft waren fast alle erschienen, darunter die Grafen von Öttingen und Werdenberg, die von Metsch und Schwarzenberg, von Schlüsselburg und andere mehr. Auch von den Anverwandten Georgs hatten sich nicht wenige eingestellt, als da unter anderen sind: Seine Schwestern Martha und Maria, diese mit ihrem Gemahl Graf Schenk Eberhard von Erbach; die Ebersteins, ein Henneberg, zwei Grafen von Rieneck, von denen einer, Johann, Domherr von Speier war. Zu beiden Teilen Freund war Graf Wolfgang von Castell, ein artiger Herr von guten Manieren vor den Frauen, insonderheit — so schien's dem von Wenkheim, der mit Kollenberg in Georgs Gefolge war — vor Gräfin Martha von Wertheim.

Was sollen wir die Pracht beschreiben, die da herrschte! was die Namen aller der hohen Gäste nennen, die hier die Säle des Schlosses füllten. Dem Rüdt von Kollenberg ward es ganz schwarz vor den Augen, als Wenkheim, der Schalk, anfing, ihm die Verwandtschaftsarten der Gäste leise zu entwickeln. Doch als er von einem blutjungen Edelfräulein sagte, diese sei Graf Georgs Vaterschwestersohnstocher aus dem Hause Neuenaar, da

ward Rüdt von Kollenberg gerechtermaßen unwirsch und sagte erregt: „Schweig, Burkhard! ich steh' sonst nicht dafür, was passiert." Und Wenkheim mußte schweigen und vergnügt lächeln.

Höchst vornehm, prunkvoll und großartig war das Fest, fast fürstlich. Nur wenn beim Mahle der Wein in die Köpfe stieg, ergab sich's, daß die meisten männlichen Gäste auch nur gewöhnliche Sterbliche waren, die Wohlgefallen fanden an lockren Witzen und derben Ausdrücken, soweit dies nicht die Nähe der holden Frauen verbot. Nicht einen stillen Augenblick fand Georg, um seiner jungen Gemahlin versichern zu können, daß auch er sterblich sei, sterblich verliebt. Doch das klingt zu schlecht. Verlieben war nicht seine Art, dazu hatten er und Margaretha einen zu hohen Geist.

Einer von den Verwandten war es, zu dem sich Georg mit Vorliebe hielt: der Freiherr Hanns von Schwarzenberg. Beide hatten viel miteinander zu reden, und mich dünkt, der Gespräche Stoff läßt sich leicht erraten. Der war es auch, der das junge Paar und die gräflich-wertheimsche Familie bis zu deren Heimat geleitete und oftmals Zeuge ward von dem Ausbruche ihres Glückgefühles. Hierzu gehörte auch der Gedanke des jungen Ehemannes, der Mahnung ‚recht danken' auch dadurch nachzukommen, daß er die Kirche beschenkte. „Du kannst dir denken," sagte er auf dem Heimritte zu Schwarzenberg, „daß es mir in meinem Glücke Bedürfnis ist, Gott auch äußerlich meinen Dank darzubringen. So beabsichtige ich, unserem Kloster Bronnbach ein heilig Reliquienstück zu schenken, das zur Förderung der Frömmigkeit und Andacht dient, mag Wenkheim auch darüber spotten." — „Er verspottet die Reliquien?" frug Schwarzenberg. — „Ja! ihm ist dies alles Aberglaube. Ich hatte es ihm einst ernst verwiesen." — „Daß er darüber spottet, ist nicht recht," entgegnete der Freiherr. „Was andren heilig ist, kann man man bei andrer Ansicht wohl tadeln, soll es aber nie verhöhnen." — „Der Ansicht bin ich auch," sagte Georg. „Drum

laß ich mich nicht irre machen. Ich hab Gelegenheit, durch einen Dominikaner einen Nagel vom Kreuze unsres Herrn Christi zu erlangen und einen großen Span vom Stab des heiligen Petrus. Der Nagel ist um hundert Gülden feil, ingleichen auch der Span. Der Mönch bot auch das Schweißtuch Lazari an, doch ist's sehr hoch im Preise. Was meinest du, das ich wählen soll?" — „Und diese Stücke sollen wirklich das sein, wofür der Mönch sie ausgiebt?" frug Schwarzenberg. — „Ich würde nicht so leichtgläubig eines von ihnen zu erwerben suchen, wenn beide nicht als echt beglaubigt worden wären durch besondere Schrift vom heiligen Stuhle zu Rom."

Schwarzenberg schüttelte bedenklich den Kopf. „Und wer verbürgt dir, daß diese angeblichen Beglaubigungsschreiben echt sind? Und wenn es der Fall: Wer sagt dir, daß sie wahr sind?"

Georg erstaunte über die fortgesetzten Zweifel seines Vetters, die ihm doch zu weit gingen. Er fühlte sich in seinem kirchlichen Gewissen verletzt und antwortete darum nicht ganz frei von Unwillen: „Wer sollte wagen, das Siegel des heiligen Vaters zu fälschen? Muß denn hinter allem Betrug stecken? Es stehet dir nicht wohl an, einem von reinster Absicht Beseelten das Vertrauen zum Höchsten unserer Kirche zu untergraben."

Auf diesen Vorwurf ward Schwarzenberg betroffen. Mit freundlichstem Tone entgegnete er: „Das wolle Gott verhüten, daß du übel von mir denkest. Nein, lieber Vetter! nicht Mißtrauen in das Höchste wollte ich in deiner Brust wecken. Die wahre Sorge um dein eignes Heil war der Grund zu meinen Worten; Klarheit sollten sie herbeiführen. Nun ich merk, wir sind hierin verschiedenen Glaubens, geh ich nur ungern auf dies Gespräch ein. Doch muß ich es thun. Ich bin dir mehr Freund, wenn ich dich zwischen Blumen wandeln sehe und vor dem Sumpfe warne, in den der Pfad führt. Kein Wort hätt ich gesagt; doch da du mich gefragt und der Skepsis für ver-

dächtig hältst, so muß ich offen antworten. Wirst du mich auch mit Ruhe hören?"

Dies wirkte beruhigend auf Georg; der bat ihn, weiter fortzufahren. Und Schwarzenberg hub an: „Du weißt, daß durch den Glauben an einen Gott die Vielgötterei verdrängt worden ist. Doch nicht für immer; sie kam wieder, wenn auch in milderer Form. An die Stelle der Schutzgötter setzte man Schutzheilige; der Mariendienst unserer Kirche erinnert nur zu sehr an den Dienst der Ceres, Isis, oder einer sonstigen Göttermutter, deren Attribute der ‚Mutter Gottes' zugeschrieben wurden. Das mähliche Eindringen heidnischen Wesens vollzog sich mehr und mehr. Man führte den Heiligen- und Bilderdienst ein, um schließlich die religiöse Verehrung sogar auf tote Sachen, auf Reliquien zu erstrecken. Glaub mir, Georg! ich denke mit Ernst und Ehrfurcht von den Reliquien. Warum soll von einem lieben Verstorbenen eine Locke oder ein Gerät, das er täglich gebraucht, nicht ein teuerwertes Andenken sein!? Was eine liebe Hand oft berührt, was von einem unsrer Lieben täglich benutzt worden ist, das erscheint uns als ein Stück von ihm, sogar als ein Stück Leben, wenn's auch tot ist. Um wie viel mehr werden wir etwas ehren, das von Einem stammt, welcher glaubenskräftig und todesmutig sein Leben gelassen hat um eines Gemeingutes: des Werkes Christi willen. Hierüber zu spotten, ist gemein. Doch was darüber hinausliegt, das birgt die Gefahr des Selbstbetruges und bedenklicher Täuschung in sich; das führt zu einem Frevel, an dem Verstorbnen selbst begangen. Wie man nun die Bilder nicht mehr als bloße Bilder betrachtete, so blieben auch die Reliquien nicht nur bloße Andenken. Man schrieb den Gebeinen, Kleidern, Geräten eines Heiligen wunderthätige Kraft zu, oft weit mehr, als der Heilige selbst vielleicht besessen hatte. Statt daß der Glaube das Geistige geistig erfaßte, ließ man dem Aberglauben Raum, der sich auf menschlich schwache Art begierig an die tote Materie hält. Was schwache Menschen nicht greifen

und betasten können, geht über ihre Fassungskraft und vermag nicht, sie höher empor ans Licht zu führen. Im Geist und in der Wahrheit sollen wir anbeten, nicht durch Vermittelung von Knochen, Lappen, Nägeln, Splittern, Bildern. Unser Herr Jesus Christus hat sich in allem, was er als wichtig fordert, so klar und deutlich ausgesprochen, daß er sicher auch gesagt haben würde: Siehe! die Splitter meines Kreuzes thun dieselben Wunder als ich; an sie haltet Euch, wenn Ihr wollt Heilung haben für Leib und Seele. — Hievon ist aber nicht ein einzig Jota vorhanden. Ja, wir wissen nicht einmal genau die Stätte, wo der Herr begraben lag, und noch heut streitet man sich, ob ein aufgefundnes Kreuz das wahre sei. Sieh Georg! Das ist mir ein Beweis, daß der Herr ganz absichtlich alles Äußerliche verschwinden ließ, damit wir unser Herz nicht an die tote verwerfliche Sache hängen, sondern einzig und allein im Geiste mit ihm leben, unserm Erlöser. — Willst du mich noch weiter hören?"

„Rede, rede!" rief Georg und ritt noch näher an ihn heran.

„Bisher," fuhr der Freiherr fort, „bisher hab' ich mit wenig Worten nur principia erwähnt. Ich gesteh', daß ich von so ernsten Dingen nicht gern bei einem Ritt im Freien spreche; man wird durch die Außenwelt oft darin gestört. Weit lieber thu ich es im Gemache am Kamin. Doch da ich einmal A gesagt, muß ich auch B sagen. Sehen wir uns nach der Handhabung in praxi um. Ich halte Aberglauben für ebenso gefährlich als Unglauben. Doch weit verwerflicher ist, wer da weiß, daß etwas Aberglaube ist und doch nährt und zu unlautren Zwecken begünstigt, damit andere diesem Etwas getreulich anhangen. Und das ist der Aussatz unsrer Zeit. Glaubst du denn, daß alle die Priester und Mönche, welche die Reliquien als wunderkräftig für Geld sehen lassen oder Handel damit treiben, selbst daran glauben? Du hattest mir in Tettnang von dem Gespräche mit dem Augustiner erzählt, den du auf dem ersten Heimwege getroffen.

Es muß ein ernster, reiner Gottesmann sein. Nun sieh! wenn man sogar in Rom über das heilige Sakrament des Herrn spottet, um wieviel mehr wird der niedere Klerus bei dem Reliquienschacher dem nachahmen. Geld will man haben! Das ist der ganzen Sache Grund. Und die ‚dummen Deutschen', wie uns die Römer nennen, sind wahrhaftig so gutmütig dumm und geben es; freilich zumeist gezwungen. Glaub nur, Georg! in Rom braucht man viel Geld, Geld zu weltlichen Kriegführungen, Geld zu Luxus, Kunstgenüssen, Geld zu Schwelgereien und Prassereien. Es langte nicht. Man verdreifachte den Kornzehnten, den Krautzehnten, den Fleischzehnten — es langte nicht. Man erhöhte das Besthaupt, welches Hinterlassene, oft blutarm, vom Erbe eines Verstorbenen zahlen müssen, oft bis zu einem Dritteil des Wertes der ganzen Hinterlassenschaft. Es langte immer noch nicht. Geld her, Ihr dummen Deutschen! wir brauchen es für unsere Kebsweiber! — Nun alles ausgesaugt war, nun die Deutschen sich endlich aufgerafft und beschwert hatten, sie müßten zehnmal mehr nach Rom zahlen als dem Kaiser — da kam man auf andere Einfälle zum Schröpfen. Man machte Reliquien und verkaufte sie als echt unter Vorweisung von im Vatikan leichtfertig ausgestellten Beglaubigungsschreiben. Man verkauft die Vergebung der Sünden um Ablaßgeld; man erhebt eine einträgliche Konkubinensteuer von Geistlichen, die sich Kebsweiber halten; man fertigt und verschachert Amuletts um Geld; man läßt Wallfahrer und Kranke die Heiligenbilder küssen um Geld; man dispensiert vom Fasten um Geld; man verkauft geistliche Ämter um Geld, Geld, nur immer wieder Geld! —"

Schwarzenberg war warm geworden und schöpfte nach Atem. Georg hatte ihm aufmerksam zugehört, vielleicht auch in manchem still beigestimmt; doch nicht unbedingt. Daher frug er ihn: „Du bist gelehrt und weit erfahrener, denn ich und ich staune ob deiner Kenntnis von so vielen Dingen und Mißbräuchen.

Doch ist mir wohl die Frage erlaubt: Woher weißt du das alles und bist dessen so gewiß?“

Ehe der Freiherr zur Antwort gelangte, wurde das Gespräch durch Rüdt von Kollenberg unterbrochen. Der kam vom Wagenzuge her geritten und meldete: Ihro Gnaden, die Frau Gräfin Margaretha, wünsche Herrn Grafen zu sprechen.

Georg ritt zurück zum Wagen seines jungen Gemahls, das ihm lächelnd verkündete, sie wolle nur sehen, ob er noch lebe. Er drückte ihr die Hand und sagte: „Verzeihe, daß ich so lang von dir fern geblieben; der Vetter Schwarzenberg ist daran schuld. Doch nein! daß ich die Wahrheit sage: Ich bin die Ursache. Es hat sich zwischen uns ein Gespräch angesponnen von hoher Bedeutung für der Seelen Heil, das, einmal angefangen, zu immer weiteren Gedanken drängt.“ — „Wie gern möcht ich dabei sein!“ rief Margaretha lebhaft. „Ich fühl’s, ich muß noch sehr viel lernen, zum Ersatze für so manch Gelerntes, das ich gern vergessen möchte.“

Georg betrachtete liebevoll sein junges Weib mit den vom Wetter geröteten Wangen und dem hellen klaren Auge. Wie gern hätte auch er bei ihr geweilt. Doch mochte er in Gegenwart seiner Mutter und der Hoffräuleins nicht den Stoff berühren, in welchem er selbst ohnehin noch uicht fest begründet war. Er tröstete sein Weib mit der Nachricht, daß sie heut in Königshofen das letzte Nachtquartier haben würden und am Abend des folgenden Tages in Wertheim einträfen. Ein leichtes, munteres Gespräch knüpfte sich daran, das von Margaretha selbst beendigt wurde, indem sie sagte: „Sag Herrn Schwarzenberg, ich beneidete dich, daß du von diesem vielerfahrnen und gelehrten Mann kannst hören. Ich hab’ ihn herzlich lieb, zumal ich glaub’, wir werden uns recht gut verstehen lernen.“

Darauf ritt Georg wieder voraus und hatte den Freiherrn auf schnellem Rosse bald eingeholt. „Was hab ich doch für hohes Glück in meinem Weibe,“ sagte er zu ihm. „Ihr Geist strebt

demutsvoll nach Klarheit in allen wichtigen und hohen Dingen." — Margarethas Lobsprüche verschwieg er taktvoll und setzte nur hinzu: „Sie schätzt dich aufrichtig hoch." — „Deß freu ich mich," versetzte Schwarzenberg. „Ich glaub zu wissen, wohinaus sie will; sie hat eine durstige Seele, lechzt nach frischem Wasser und mag das abgestandene nicht haben. Würd' es gar gern gesehen haben, wenn Christoph sie erkoren hätte." — „Hoho!" rief Georg lachend; „hiermit wird nichts. Sie ist mein!" — „Gott erhalte sie dir lange, lange Zeit und dein Glück!"

„Ich danke dir, lieber Vetter! — Doch du hattest mir noch mehr zu sagen. Sprich weiter!" — „Ich möcht es lieber lassen Georg! — Es kommt nichts dabei heraus und 's ist unerquicklich, was ich noch zu sagen habe. Doch da du fordertest, die Quelle zu erfahren, so will ich mich kurz fassen und dir sagen: Was ich bisher erzählt, hab ich aus eigner Erfahrung, aus trübster Erfahrung, und als ich aus dem gelobten Lande wieder zurückekehrte, entfachten diese schlimmen Erfahrungen in mir einen wohlbegründeten, großen Haß gegen den heidnischen Reliquiendienst.*) Doch bin ich's nicht allein, der davon reden kann. Noch gibt es ehrliche und getreue Gottesmänner unsrer Kirche, die Gleiches erfahren und Gleiches denken. Ein Beispiel nur. Ein ernster, unbescholtener Mönch, mit Namen Thomas Murner, traf einst in Frankfurt mit mir zusammen. Wir kamen bald in ein Gespräch über unsre Zeit. Hab ein gut Gedächtnis und alles treu behalten. Dabei sagte er kühnlich und frei: ‚Ehedem gingen die heiligen Apostel hin und her in Demut und Armut und arbeiteten und lehrten; sie spendeten umsonst die heilige Christentaufe und Predigt, und brachen umsonst das Brot und reichten liebevoll den Wein allen, die in Glauben und Buße ihr Heil in Christo begehrten, alles um des Herrn willen. Und jetzt? Jetzt rennen die Prälaten auf die Jagd, den armen Leuten mitten durch die Felder. Die Kirchenpfründen gibt man vornehmen

*) VIII.

Kindern schon in den Windeln, und wenn die Infulträger erwachsen sind, mögen sie nicht singen; aber die Gulden stecken sie ein. Soll ich beichten — muß ich nach der Tasche greifen. Soll ich zum Sakrament gehen — muß ich nach der Tasche greifen. Die Dekane müssen schwören, nach des Bischofs Pfeife zu tanzen. Dazu werden sie von Seiner Hochwürden als Gevatter begrüßt, wenn die Köchin ruft: Uns ist ein Knäblein geboren! — Der Glaube geht auf Stelzen und bricht ehestens den Hals. Man vertraut dem Spruche: Sankt Peters Schiff könne nicht untergehen — und doch schwankt es schon gewaltig.' Im Laufe des Gespräches sagte ich ihm, er solle solche Gedanken zu Nutz und Frommen des Klerus drucken lassen. Darauf er erwiderte: das wolle er auch. Ein Buch sollt's werden, betitelt „Narrenbeschwörung." In diesem Sinne und Geiste redet noch manch einer der Strengredlichen. Mein eigner Herr, Fürstbischof Georg, gehört dazu, der Reinheit unsres Gottesdienstes haben will. Die Besserungsbedürftigkeit ist nicht etwa nur ein Verlangen unsrer Zeit; lang vorher schon sind geistliche und gelehrte Männer aufgetreten, die auf Besserung gedrungen. Dahin gehören Thomas Hamerken, genannt Thomas von Kempen, ein Wessel, Hummel, Tauler, Wimpheling und viele andere, vom Fürstbischof an bis zum untersten Mönch. Kein Wunder, wenn die hartgedrückten Bauern sich verschwören, wie noch vor wenig Jahren, und aufständisch werden wie die Bundschuher unter ihrem Führer Joß Fritz. Kein Wunder auch, wenn der Glaube im Volke nachläßt, wenn der gehegte heidnische Aberglaube umspringt in sein Gegenstück: den Unglauben. Und nun die widerliche, unwürdige Komödie, die man in der Reliquiensache treibt! — Reichenau behauptet,*) es habe den Leichnam des heiligen Markus. Venedig behauptet, es habe den Leichnam des heiligen Markus. Kenzingen will den Leib des heiligen Otto haben, Endingen desgleichen.*) Beide haben sich darob blutig gestritten.*) Hochhausen sagt, es

*) V.

hätte ganz gewiß den Leib der heiligen Notburga; Bühl sagt dasselbe. Die Mönche von Sankt Emmeran streiten sich wieder mit denen von Sankt Denis um den Körper des heiligen Dionys.*) Der Leib des heiligen Clemens wird in vielen Kirchen als echt betrachtet. Nun vollends die Legende vom ungenähten heiligen Rocke Christi! 's ist eine Schmach, wie man es wagt und sich erfrecht, uns Märchen aufzubinden. Dieser Rock, der mit dem Kinde gewachsen sein soll,*) soll sich in Trier befinden. Genau denselben Anspruch darauf macht das Kloster Argenteuil bei Paris. Und jeder Teil gibt seinen Rock als echt und wunderthätig aus! Meinst du, der Papst und sein Klerus glaubten selbst daran? Keineswegs! Sie lachen sich eins und treiben's fort, denn es bringt Geld. Ist das nicht der gemeinste Betrug? An Dummen wird es niemals fehlen. Gib acht, man macht mit diesem Rocke noch viele Jahrhunderte Geschäfte. Was soll man sagen, wenn Reichenau behauptet, es habe das wahre Blut Christi!? Wenn das Kloster Vendome frech sagt, es sei im Besitze der Thräne, welche Christus am Grabe des Lazarus geweint!? Wenn frevelhafte Gesellen des Nachts beliebige Knochen im Kirchhofe ausgraben und sie flugs als Heiligenrester verkaufen!? Wenn Bettler und Frauenzimmer gedungen werden, die sich lahm oder todkrank stellen müssen, um sich dann vor dem gaffenden dummen Volke durch ein Stück Lappen plötzlich heilen zu lassen!?*) Ist das alles nicht der gotteslästerlichste Betrug? — Ich will aufhören, Georg! — Aber du hast nun einen gedrängten Überblick über das, was man alles in der Welt möglich macht; mundus vult decipi, ergo decipiatur. Ich begreife nicht, wie ein gläubiger, frommer Christ und denkender Mensch fortan an solche Heidentümer und Betrügereien glauben kann."

Georg war in tiefes Nachdenken versunken, worin ihn Schwarzenberg nicht stören wollte. Beide ritten schweigend nebeneinander. Der Belehrte mochte noch manches auf dem Herzen

---

*) V.

haben, was er dem Vetter entgegenhalten wollte. Doch kam es nicht dazu. Königshofen war in Sicht und nun galt es, sich den Frauen wieder zu widmen, welche mehr als einmal nach den Disputierenden gefragt hatten. —

Am folgenden, letzten Reisetage, dem kältesten von allen, ward jenes Gespräch nicht weiter fortgesetzt. Georg hatte zu Schwarzenberg nur gesagt: „Ich danke dir für deinen guten Willen, mich eines Besseren zu belehren. So schnell geht es zwar nicht, die alte Meinung preiszugeben; ich brauche Zeit. Doch werd ich mir alles nochmals reiflich überlegen."

Es fand sich auch keine Zeit zu fernerem Gedankenwechsel. Wertheim blinkte aus der Ferne, und als die Reisegesellschaft im Dunkeln vor der Stadt war, galt es, der unter dem Scheine der Pechfeuer jubelnden Bevölkerung Grüße zuzuwinken, auch mit dem ersten Bürgermeister einige Worte zu wechseln. Georg verhieß der Stadt Audienz, doch erst am zweiten Tage nach der Ankunft, denn die neue Herrscherin von Wertheim bedurfte zuvor Erholung von den Strapazen der langen Reise. —

Diese Audienz verlief — wie wir heutzutage zu sagen pflegen — programmgemäß. Ansprachen seiten des ersten Bürgermeisters, für gegenwärtiges Jahr Hans Winter, wechselten ab mit Begrüßungsanreden der Zünftevertretung und der Schützengilde. Die Geschenke erregten besondere Freude. Dafür wurden die Huldigenden reich belohnt; nicht bloß durch den in Aussicht gestellten freien Bürgertrunk; viel mehr noch durch Margarethas holdseliges Wesen und die ungeheuchelte Freundlichkeit, mit der sie unbeschadet ihrer hohen Würde sich mit mehreren Bürgern unterhielt. Als letztere wieder in die Stadt zurückkehrten, war man einmütig des Lobes voll über die menschenfreundliche liebliche Herrin, der man wie gern einen großartigen Empfang bereitet hätte, wenn es die Kälte zugelassen. Aber die Herzen waren warm und manch einer von den Älteren der Meinung: Wenn doch deine Alte wieder jung würde und ein Gesichtle

kriegte wie droben die junge Herrin und namentlich so freundlich wäre wie die, dann — dann würd ich vielleicht noch mal heiraten.

Sechstes Kapitel.

Auch in der Veste Wertheim wurde die Hochzeit des jungen Grafen Georg II. durch große Feste gefeiert, die Gräfin Margaretha den zahlreichen, fast sämtlich erschienenen Vasallenrittern vorgestellt, welche auf die erlassene Einladung gern ihre einsamen Burgen verließen, um den Glanz und die Freuden des Hoflebens und der lustigen Jagden zu genießen. Von den vornehmsten Gästen waren die meisten wieder abgereist; nur Schwarzenberg hatte sich bereden lassen, einige Tage länger zu verweilen. Bei dem Trubel, den die Festlichkeiten mit sich brachten, bot sich zwar keine Gelegenheit dar zu einem eingehenden Gespräch über Glaubenssachen und kirchliche Zustände, auch schien der junge Graf dessen Herbeiführung nicht zu suchen; die freundschaftliche und aufgeräumte Art aber, mit welcher Georg seinem Vetter begegnete, ließ diesen vermuten, daß im Grafen kein trüber Nachklang vorhanden war. Ein Geleit durch Georg auf dem Wege nach Bamberg lehnte Schwarzenberg dankend ab; er wollte ihn, wie er lächelnd bemerkte, seiner besseren Hälfte nicht entziehen.

Nach seiner Abreise legte sich der Festestrubel, an dessen Stelle von nun an ein arbeitsreiches regelmäßiges Leben trat.

Georg besuchte die Schulen und Versorganstalten der Stadt, leitete Verhandlungen des Gerichts selbst und verbesserte, was ihm in der Feuer- und Schützen-Ordnung, im Verteidigungs- und Gefängniswesen als mangelhaft erschienen war. Margaretha hatte lange Zeit mit der Einrichtung des umfangreichen Hauswesens zu thun, ehe sie sich um die Außenwelt kümmern konnte; erst zum Frühjahr vermochte sie es. Dann stieg sie herab in das Thal, suchte leibeigne und hörige Leute auf, half durch Gaben und — trotz ihrer Jugend — durch Rat. Sie half auch, ohne daß sie es ahnte. Wer ihr blühendes, glückstrahlendes Antlitz sah, wer den Ausdruck des Mitleids an Stätten großer Not, der fühlte sich erhoben wie mancher Kranke schon durch die bloße Anwesenheit des Arztes. Solcher Stätten der Not gab es genug; auch Zells Fährhaus gehörte dazu. Hier war der kranke blinde Vater gestorben. Sein wackeres Leben sicherte ihm wohl ein Plätzchen droben im Himmelreich, aber in tiefem Schmerze standen seine Kinder Peter und Regina an der Bahre und wußten sich keinen Rat. Trotz seiner Krankheit und Blindheit war er doch immer der Beschützer, Berater und Mittelpunkt geblieben, um den sich alle Arbeit, Mühe und Fürsorge drehten. Schwerer als auf Peter lastete der Verlust auf Regina. Jener war ein selbständiger Mann und hatte im Fergendienste seinen Beruf. Die junge Maid aber kam sich gar einsam und verlassen vor. So sehr auch der Bruder sie zu schützen suchte, blieb es doch unvermeidlich, daß er von Zeit zu Zeit in der Stadt weilte und die Schwester, welche im Fergendienste half, allein lassen mußte. Was der Graf vor und nach dem Tode des alten Zell an Geld und Lebensmitteln beigetragen hatte, war bis auf einen kleinen Rest aufgezehrt worden. Dieser reichte auch nicht aus zu einem neuen Rock für Regina, und der alte, das haltbare Geschenk eines Hoffräuleins, war denn doch gar zu kurz geworden für eine 17jährige Jungfrau. Diese hätte eine milde Seele wohl um neues Gewand bitten können. Doch ihr Vater war einst ein wohlhabender Zinser

gewesen, durch die Verheiratung aber mit einer Leibeignen einer würtembergischen Abtei selbst zur Leibeigenschaft gezwungen worden, die ihn zugleich des freien Besitzes beraubte; nur einen gewissen Stolz hatte er sich bewahrt. An Graf Michael ‚verkauft', befand er sich hier verhältnismäßig zwar wohl, konnte aber nie auf einen grünen Zweig kommen. Die Leute sagten: ‚Wer bettelt, der kriegt nichts'; sie sagten aber auch: ‚Wer nicht bettelt, der mag nichts'. Diesen Stolz hatte Regina geerbt.

Die Armut der Geschwister kam aber der Gräfin Margaretha doch zu Ohren. Diese nahm sich vor, auch dem Fährhause einen Besuch abzustatten; war ihr dieses doch zugleich eine liebe Erinnerung; hier hatte ihr Georg mit festem Händedruck aus dem Kahne geholfen, als sie von Mespelbrunn kam.

Mit einer solchen lieben Erinnerung war Margaretha nicht die einzige. Ernfried Rank war wieder da und schlich sich zum Fährhause wie damals. Die Weinblüte duftete und die Vögel sangen in der Junisonne gerade wie damals. Und das Herz des jungen Mannes schlug noch mehr wie damals, denn Regina war zu einer wonnigen Jungfrau aufgeblüht und hatte dieses frisch schlagende Herz ganz und gar gefangen genommen. Aus dem Studenten Ernfried war ein angehender Rechtsgehilfe geworden, aus dem knappen Studentenwams ein ehrbarer Rock, und die Stelle des Schlägers vertrat nunmehr ein kurzes Schwert mit zierlichem Griffe. So angethan wandelte Ernfried gleich am Vormittage nach seiner Ankunft zum Fährhause. Hier traf er wiederholt nur den Peter; Regina waltete im Hause und ließ, weil der Vater fehlte, aus jungfräulicher Schüchternheit niemand ein. Dieses Mißgeschick war dem Liebenden so gallig wie ein Holzapfel. Doch ‚Geduld überwindet Holzäpfel', sagt das Sprüchwort, und auch ‚Geduld bringt Rosen'. Das kannte Ernfried, darum er denn jeden Morgen seinen Versuch wiederholte. Erst nach einigen Tagen glückte ihm, die Maid zu sehen und zu sprechen, den Rosenduft aufzunehmen, doch nicht ohne Dornen.

Während seines vergeblichen Spähens hatte Margaretha in der Veste einen neuen alten Gast kennen und schätzen gelernt. Der biderbe Götz von Berlichingen war mit seinem Ehgemahl weit von seiner Hornburg her gekommen, um der jungen Herrin zu huldigen. Dieser gefiel das ehrliche, gerade Wesen Berlichingens und gern ließ sie sich von ihm begleiten, wenn sie herabstieg, ihre Armenrunde zu machen. Nur selten konnte ihr Georg darin beistehen.

Es war um die neunte Morgenstunde, als Ernfried wiederum nach dem Fährhause pilgerte. Diese Stunde war weislich erwählt, denn er wußte, daß in der Zeit nur wenig Verkehr auf dem Main herrschte; daß Peter sie deshalb benutzte, seine wenigen Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Die Kähne lagen auf dem Trocknen zur Ausbesserung; mit dem einzigen diensttauglichen konnte Regina die seltenen Personen befriedigen, welche übergesetzt sein wollten. Als er an Ort und Stelle angelangt war, sah er, daß die Maid drüben am rechten Ufer einen Mann aus dem Kahne entließ. Ein anderer trat aus dem Gebüsch hinzu. Ein kurzer Schrei des Schreckens entrang sich aus Ernfrieds Brust. Beide Männer hatten das Mädchen gepackt und begannen ihm den Mund zu verstopfen und es zu fesseln. Das ging nicht ohne heftigen, wenn auch kurzen Kampf ab. Wutschäumend stürzte sich Ernfried in die Flut. Die Strömung trieb ihn von der Stelle des Frevels drüben ab; als er aber sah, wie die Männer die Maid überwältigt und an Armen und Beinen gefesselt aufluden, um sie fortzuschleppen, bekam er Riesenkräfte. Noch ein halbes Dutzend feste Stöße und er war drüben. Erst als er das Ufer betreten, hatten die Männer ihn bemerkt. Diese begannen, so weit es die süße Last erlaubte, ihren Lauf in das Waldgebüsch zu beschleunigen. Doch Ernfried war flink; mit einem Schlage hatte er den einen niedergestreckt. Der andere ließ Reginas Körper fallen und setzte sich zur Wehr. Der Kampf ward blutig, denn der Mann hatte ein Kriegerschwert

und setzte Ernfried bös zu. Durch dessen Gewandtheit gelang es, den wuchtigen Streichen geschickt auszuweichen, den Mann weiter ab nach dem Gebüsch zu locken und nach jedem plumpen Hieb ihm eins auszuwischen. Doch schlimm hätt es um ihn und Regina gestanden, wenn nicht plötzlich eine Donnerstimme unter die Kämpfenden gedrungen wäre, die den Mann auf einen kurzen Augenblick stutzen machte. Der Besitzer der Donnerstimme war wie eine Katze schnell auf die Kämpfer zugesprungen, noch ohne zu wissen, wem er helfen sollte. Ernfrieds Zuruf sagte es ihm sogleich. Mit einem Streiche hatte der mächtige Recke dem Manne die Hand abgehauen, die das Schwert trug. In kurzer Zeit war dieser niedergeworfen und, wie sein Raubgehilfe, geknebelt. Der Hüne trug jeden derselben wie ein Spielzeug und ohne ein Wort zu sagen, in den Fährkahn. Darauf ward Regina ihrer Fesseln entledigt und sanft im Kahne niedergelegt.

Das alles ging sehr schnell von statten; weniger schnell gelang die Überfahrt; beide Sieger waren nicht besonders bewandert im Rudern, sie trieben stromab. Doch als der Hüne merkte, wie es gemacht werden müsse, faßte er die Stake und stemmte sie so kräftig in den Flußgrund, daß der Kahn in kurzem die Abstiegstelle am Fährhause erreichte. Hier erblickte Ernfried zwei edle Fräuleins, wie es ihm schien. Doch bald erkannte er Gräfin Margaretha, die nebst einem Hoffräulein und einem Schloßdiener in großer Erregung dem Kampfe drüben zugeschaut hatte. Als Ernfried und sein Helfer triefend naß ans Land gestiegen waren, rief die Gräfin: „Heil und Dank sei Euch, Berlichingen! Aber um Gotteswillen, was war geschehen?“ — „Zwei Lotterbuben waren's, Euer Gnaden, die ein hilflos Dirnlein überwältigt hatten. Der junge Bursche hier hat ihnen wacker zugesetzt. Sag Mann! wer bist du?“ — „Heiße Ernfried Rank, Herr! und bin ein Rechtsgehilfe im Dienste des Bistums Merseburg.“ — „Mag die Federfuchser nit leiden!“ sagte der Retter, der sich als Götz von Berlichingen erwies. „Aber beim

seligen Habakuk! habt Euch wacker geschlagen. Was hat der Kerl da für eine prächtige Hochquart!“ und zeigte dabei auf einen der beiden Verbrecher.

Regina hatte sich vollständig erholt. Sie stand ein Stück seitab und weinte bitterlich. Ernfried sagte der Gräfin mit wenig Worten, was und wie sich's zugetragen und daß die arme verwaiste Maid ganz verlassen sei, wenn Peter nicht zugegen.

Da traten auch der jungen Gräfin die Thränen in die Augen. Margaretha umschlang liebevoll die braune blühende Maid und sagte: „'s ist hart, verwaist sein und arm und hilflos. Beruhige dich, Regina! ich laß dich hier nicht mehr allein. Du kommst herauf ins Schloß in meine Dienste. — Liebe Üssigheim! besorgt sogleich, daß die Maid oben Unterkommen finde und neue Kleidung. — Doch Ihr, junger Mann,“ sagte sie zu Ernfried, „Gott lohn' Euch Eure brave That! Daß er es thun wird, deß bin ich gewiß. Wann und wie er's thut, das steht bei ihm.“ — „O gnädige Frau Gräfin!“ rief Ernfried begeistert; „das war nur meine Pflicht als Christenmensch, ich nur ein Werkzeug unsers Herrn und Heilands, der hier geholfen hat.“ — „Warum nicht die heil'ge Mutter Gottes?“ frug sie, indem sie ihn prüfend ansah. — „Verzeihen Euer Gnaden!“ sagte Rank freimütig, „ich weiß nur einen Helfer und Erlöser. Zu dem hatt ich gebetet, als ich den Fluß durchschwamm. Und siehe da: er half, wie er bisher mir immer geholfen hat.“ — Da blitzte es in Margarethas Augen freudig auf. Sie reichte Ernfried ihre Hand, und während dieser sie küßte, sagte sie: „Mich dünkt, wir sind derselben Ansicht! — Doch nun schnell! macht, daß Ihr nach Hause kommt und trockne Kleider nehmt. Für Regina wird allsogleich gesorgt.“

Die Maid ließ sich vor Margaretha bewegt auf ein Knie nieder und stammelte Dankesworte. „Nicht knieen!“ sagte die Gräfin weich. „Knie vor dem Herrgott. Steh auf und hol'

dir aus dem Hause, was du an Kleidern und Geräten hast. Denn du gehst mit uns."

Die Maid ward rot. Ein Spiegelchen besaß sie nur und ein rotes Schleifchen für den Zopf. „Gnädige Herrin!" sagte sie verlegen mit niedergeschlagnen Augen, „ich wüßt nit, was ich holen sollt," und indem sie ihr Röcklein faßte: „Das ist alles."

Da wendete sich Margaretha ab, daß niemand sehn sollt, was in ihr vorging. Zum erstenmal in ihrem jungen Leben blickte sie der Armut und Not anderer ins bleiche Angesicht und ward darob tief bewegt. Still faltete sie die Hände, blickte auf zum schönen blauen wertheimschen Himmel und ihre Lippen bebten, als sie kurz und still mit Gott sprach: ‚O Gott und Vater im Himmel! Du hast mich reich gemacht an Rang und Gut und in meinem herzgeliebten Georg! — Wie komme denn ich Unwürdige dazu, gerade ich, daß du mir thust so überschwänglich gütig?' — In Demut neigte sie ihr Haupt und trocknete eine Thräne von den Augen. Darauf wendete sie sich wieder zu den anderen, die keine Ahnung hatten, was die junge Gräfin bewegen mocht.

Götz hatte für Träger gesorgt; die mußten die beiden Frevler fortschaffen in die Veste. Peter kam hinzu; auch er stammelte seinen Dank. Drin im Häuschen gab er der Schwester einen Kuß auf den Mund und drückte ihr herzhaft die Hand. Er war gar froh ob der guten Mär. Eine halbe Stunde darauf war ein jedes in seiner Wohnung und er allein, ganz allein. Der Tod des Vaters war noch zu neu und 's Reginle ihm ans Herz gewachsen; nun fehlte sie ihm an allen Ecken und Enden. Drin im einfachen einsamen Stübchen schluchzte er wie ein Kind. Dann ging er frisch wieder an die Arbeit, flickte Netze und dichtete die Kähne mit Werg und Pech.

Als die Wunden der beiden Missethäter verbunden worden waren, wurden letztere dem Grafen Georg selbst vorgeführt. Der wollte wissen, wer sie gedungen, die gräfliche Leibeigne zu ent=

führen; denn daß sie es für sich gethan, war bei ihrem rohen ärmlichen Aussehen nicht zu erwarten. Beide verweigerten alle und jede Auskunft. So wurden sie in einen Raum gesteckt, der nicht verödet und einsam war, denn Ratten belebten ihn; allzugroße Trockenheit herrschte nicht darin, dieweil die Wände vor Nässe glänzten. Auch erschwerte zu dünne Luft nicht das Atmen, sie war dick und faulig. Nun mochten sie sich in diesem angenehmen Sommeraufenthalt die Sache überlegen.

Am nächsten Tage ward Herrn Thomas Rank die Ehre, seinen Neffen Ernfried dem Grafen vorstellen zu dürfen. Der hätte auch können erst fragen, ob der mutige junge Mann sich wohl befände. Ernfried war am linken Arm verwundet worden und blutete. Des Baders Verband stillte wohl das Bluten, konnte aber das Wundfieber nicht dämpfen. Trotzdem raffte sich Ernfried auf und ging mit dem Ohm hinauf in die Burg. Hier ward er von Georg huldvoll aufgenommen. Der fragte ihn nach Alter, Stand und Heimat und gab ihm ein versiegelt Schreiben mit, das sollte er bei seiner Rückkehr seinem Amtmann überreichen. Daß darin ein trefflich Lob stand, verschwieg der Graf. Das lange Stehen während der Audienz überstieg die Kräfte Ernfrieds; der wurde blaß, suchte sich an einer Stuhllehne festzuhalten, sank aber halb ohnmächtig nieder. Jetzt erst bemerkte Georg, daß er bei seiner gnädigen Hulderweisung doch hätte auf den Zustand Ernfrieds Rücksicht nehmen sollen. Bestürzt half er ihn mit Ranks Beistand aufrichten. Stärkende Essenz brachte in den Neffen die Lebensgeister bald zurück. Daß dieser trotz der Wunde dennoch Georgs Rufe gefolgt war, befriedigte letzteren ungemein; so wollte er den Gehorsam haben. Aber das mußte auch anerkannt werden. Als er Oheim und Neffen freundlich entließ, steckte er diesem einen schönen goldnen Ring mit dem gräflichen Wappen an den Finger. Dann ließ er den Kranken in einer Sänfte hinab tragen.

In der guten Stadt Wertheim fiel die Sänfte auf. Wer einigermaßen mit Herrn Thomas Rank bekannt war, näherte sich ihm und horchte ihn aus. Auf diese Weise hatte sich ein kleiner Zug gebildet. Herrn Rank war's nicht gelegen, in solcher Art längs über den ganzen Markt zu ziehen, darum er denn einen Umweg machte durch die enge Kapellengasse. Hier konnten auch die Träger einmal ausruhen. Als dies geschah, öffnete sich die Thür eines kleinen Hauses; Samuel und seine Tochter Lea traten heraus, diese mit einem Strauß von Rosen. „Erlaubet einem armen Juden," sagte Samuel, „daß er bekundet seine Fraide über den edlen jungen Mann, der da hat gerettet ein arm leibeigen Mägdlein vor großer Schmach. Lea, gib ihm die Blumen!"

Schüchtern trat das schöne Judenmädchen an die Trage, um Ernfried den Strauß zu überreichen. Doch Oheim Rank erachtete das für Zudringlichkeit, um so widerwärtiger, als sie von verhaßten Judenmenschen kam. Er vertrat dem Mädchen den Weg und sagte unwirsch:

„Ich mag mit Euch Judenpack nichts zu schaffen haben! zieht von hinnen!"

Samuel schlug betrübt die Augen nieder und sagte gedämpft: „Hab's ja nur gut gemeint. Komm Lea!" Das aber ging Ernfried durchs Herz. — „Halt, Herr Oheim!" rief er. „Der Samuel ist nicht wie die andern. Ich weiß es, daß er's gut gemeint hat. Laßt ihn immerhin die Blumen geben."

Rank ließ es zu und Lea gab ihm die Blumen, sanft errötend. Ihre schwarzen Augen hatten dabei einen sondern Ausdruck; durch Thränen der Wehmut ob der Zurücksetzung leuchtete feurige Glut, mit welcher Lea den gern gesehenen Jüngling betrachtete. Ernfried dankte kurz und ließ sich vollends in des Oheims Haus tragen. Lea blickte ihm noch eine Weile nach, bis der Vater sie abrief: „Was hab ich gesagt? Er ist gut, hab ich gesagt. Komm Lea!"

Herr Thomas Rank würde diese harmlose Huldigung kaum geduldet haben, wenn er nicht ganz und gar von der Ehre und Auszeichnung erfüllt gewesen wäre, die seinem Neffen und mithin auch dem Rankschen Hause seiten des Grafen geschehen, die ihm nun auch von der Bevölkerung reichlich zu teil ward. Ernfried und seine That bildeten in der Stadt das Hauptgespräch. Nur einige blonde Mädchenköpfe, so den Töchtern etlicher der angesehensten Bürger angehörten, zeigten hie und da Falten des Unwillens im Antlitz; Ernfried hätte die Blumen nicht aus den Händen der leider unbestreitbar schönen Judendirne annehmen sollen. Wenn sie der alte Schmul überreicht hätte — ja, das wär' etwas ganz anderes gewesen.

„Er ist gut!" wiederholte Samuel in der Wohnstube. „Wodurch ist er geworden gut? Durch die Sanftmut des blutarmen leibeignen Reginle, das da ist schön von Angesicht und schön von Geist. Will ich sagen: Sanftmut ist noch schöner."

Auf diese Worte ging das verachtete Judenmädchen in die dunkle Küche und weinte. —

Das Ereignis hatte noch manche weitere Folgen. Die Bewohner der Kapellengasse sahen zu ihrem Staunen zu wiederholten Malen abwechselnd einen Mönch und einen Priester in Samuels Haus gehen, darin sie jedesmal lang verweilten; die Bürger wußten nicht warum. Wiederum war es ein Schneider, der das Rechte traf. Meister Saspel hörte einst, als er den Mönch aus Samuels Haus treten sah, den Juden sagen:

„Laßt mich Herr! ich bleibe bei dem Glauben meiner Väter!" ‚Also bekehren wollen sie ihn, zum christkatholischen Glauben', dachte sich der Meister und erzählte aller Orten davon.

Ehe Götz von Berlichingen abreiste, ging er in die Stadt. In die Herberge ‚Zur Rose' hatte er einen Waffenschmied und einen Sporer bestellt; so treffliche Meister fand er um Jaxthausen und Hornburg nicht. Er wollte nach eigenem Entwurf eine Rüstung haben, stich- und hiebsicher und doch beweglicher beim

Reiten. Auch die eiserne Hand bedurfte der Ausbesserung. Als er sich mit den Kundigen verständigt, gab er ihnen seine Aufträge. Hierin ward er unterbrochen. Herr Philipp Rumann, der zweite Bürgermeister, trat mit den vornehmen Bürgern Hanns Nyrer, Thomas Rank, Hanns Baunach, Wolf Wendeisen, mit Karl Fuchs, dem Schützenhauptmann, und Hanns Hagen in das Gastzimmer und begrüßte den Ritter. Der kannte die Bürger und frug nach ihrem Begehr. ‚Euch eins zutrinken‘, war die Antwort; er möge mit ihnen nach Hanns Baunachs Kellerstüble gehen und von ihnen einen Trunk annehmen. Götz staunte, doch weil's nicht allzu selten war, daß Bürger die Ritter warm hielten durch kühlen Wein, so schlug er die Einladung durchaus nicht ab.

Da gab's nun ein fröhlich Zechen und munter Geplausch bei mäßig gutem Wein. Doch der ward mit der Zeit immer besser. Und als man dem Ritter beim ‚Besten‘ einen Ehrentrunk darbrachte, konnt jener sich nicht enthalten, lachend zu fragen: „Ihr wollt wohl insgeheim, ich soll für Euch irgend eine Fehde ausfechten? Irgend einem Schurken die Hosen ausklopfen? Nun wohl, bin gern bereit. Euer Wein ist gut!“ — „Nein, Herr Ritter!“ sagte Hagen. „Wir leben jetzt im Frieden mit jedermann. Daß wir Euch baten, einen Trunk von uns anzunehmen, das macht, weil Ihr so heldenmütig Zells Dirnlein befreit von —“

Weiter konnte er nicht sprechen, denn Götz ward zornrot, schlug mit der Faust auf den Eichentisch, daß die Pokale zitterten, und rief mit zorniger Stimme: „Was sagt Ihr? Wegen solchen elenden Quarks? Wollt Ihr Bürgervolk mich gar noch verhöhnen?“ —

Wild sprang er auf zur Thür und brüllte mit Löwenstimme den Trinkern Worte zu, welche von diesen als eine allzustarke, freiwillig nie ausführbare Zumutung befunden wurden.

Die schwere Thür flog unter großem Gekrach zu, also, daß die Zechbrüder des Grußes Rest nicht mehr verstehen konnten. Sie hatten schon vom Anfang genug. Im höchsten Grade verblüfft schauten sie sich an, bis endlich Fuchs, der Hauptmann, laut zu lachen anfing. Das steckte an und alle lachten mit ob solchen sonderlichen Kauzes. Sie tranken noch eins unter lebhaftem Gespräch, und wenn einer von ihnen unter aller Beistimmung zuletzt sagte: „Wenn auch! — Der Götz von Berlichingen soll leben!" so kann männiglich ersehen, daß der Ritter ein gern gesehener Gast in Wertheims Mauern war.

Die Jugendkraft Ernfrieds hatte die Wunde bald geschlossen. Der junge Rechtsgehilfe trat seine Wanderungen wieder an, etwas zerstreut; denn als er am Fährhause anlangte, besann er sich, daß Regina in der Burg weile. Dort war in den einzelnen Höfen immer ein Hin- und Hergehen, welches Ernfrieds Anwesenheit nicht auffällig machte. Die Wachen kannten ihn und wer Bedenken trug zu seinem Einlaß, ward durch das Vorzeigen des Ringes mit dem gräflichen Wappen beruhigt. Erst beim dritten Male glückte es ihm, Regina zu sprechen. Die hatte ihm noch gar nicht danken können, darum sie gern bereit war, ihm in das dichte Gebüsch am Thore zu folgen. Dort hat sie ihm gedankt aus vollem Herzen, und als Ernfried davon nichts hören wollte, und ihren Mund mit seinen Lippen verschloß, duldete es die Maid und wehrte nicht, daß er sie an sein Herz drückte und ihr ein Wort zuflüsterte, das sie zwar erröten machte, aber auch sogleich ihre Augen aufhob, die ihm innig in die seinen blickten. Nur drei Worte entgegnete sie, aber dieses „du lieb's Friedle!" sagte alles, sagte, daß beider Herzen sich innig verbunden hatten für's ganze Leben.

Wonnetrunken ging Ernfried zur Stadt zurück; sein größter Jugendwunsch war erfüllt. Noch einmal vor seiner Abreise konnte er die Liebste sehen, sprechen, herzen und küssen. Doch diesmal flossen der Maid die Thränen stromweis aus den

Augen; nicht um des Abschieds oder eines Zweifels willen, denn das gegebene Wort allein bot volle Sicherheit. Doch schluchzend hielt sie ihm vor, daß sie Leibeigne sei und daß nimmer etwas daraus werden könne, denn er, der angesehene Mann, müsse dann auch Leibeigner werden, wenn sie sein Eheweib würde, und das könne er doch unmöglich thun. Doch die Liebe glaubt an alles Gute. Ernfried tröstete sie. Der Graf war ihm ja wohlgewogen und würde unmöglich auf solcher Härte bestehen. „Mein Oheim?" frug er auf Reginas Einwand. „O der wird sich schon fügen. Zwar bin ich ihm zu großem Dank verpflichtet; hat mich gehalten wie einen Sohn in allen Stücken. Doch hoffe ich auf seine Güte und Einsicht — und, Reginle! — du bist mir doch das Liebste auf der Welt, das mein ist und mein bleiben muß, sonst hätt der Herrgott uns nit zusammengebracht." Das sänftigte denn die Herzenssorge der Maid und gab ihr Hoffnung. Dennoch traten aus ihren Augen zwei helle Perlen, als sie sich getrennt hatten, vorläufig auf ein Jahr.

Als Ernfried zur Audienz vor Georg stand, hatte dieser Wohlgefallen an ihm gefunden. Äußerlich schmuck, zeichnete er sich noch durch Kürze und Klarheit der Sprache aus, Georgs Lieblingseigenschaften. Von besonderem Interesse war dem Grafen die Beschreibung der Lehrer, bei denen Ernfried in Wittenberg gehört, darunter einer, der in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als Augustiner die große Reise nach Rom ausgeführt hatte. Das erregte damals Aufsehen. Georg ward aufmerksam; er frug nach Aussehen, Wesen und Sprechweise. Die folgende Schilderung paßte genau auf den Mönch, mit dem er im Frühjahr ein Stück gewandert war. Zu voller Gewißheit aber ward's, als Ernfried einzelne Reiseerlebnisse seines früheren Lehrers erzählte, die auch Georg erfahren; darunter der trübselige Aufenthalt in dem apenninischen Kloster. Auf diese Weise erfuhr der Graf, daß jener Mönch der Augustiner und Universitätslehrer Dr. Martin Luther in Wittenberg gewesen. Jetzt

kamen ihm auch die inhaltsreichen Gespräche getreu wieder ins Gedächtnis, welche eine Zeitlang durch seine eignen neuesten Erlebnisse und anstrengende Arbeit in den Hintergrund getreten waren. Auch die bedeutsame Unterhaltung mit Schwarzenberg frischte sich wieder auf und Georg machte sich stille Vorwürfe, seinen äußerlichen Dank, wie er es nannte, noch nicht dargebracht zu haben. Das nunmehr zu thun, nahm er sich ernstlich vor.

Schwarzenberg's Ansichten über Reliquien*) hatten sein Glaubensgebäude gewaltig erschüttert. Zwar war es noch nicht eingestürzt, aber doch so voller Risse, daß er wenigstens schwankte, ob er dem Kloster Bronnbach einen Span von Petri's Wanderstab geben sollte oder eine Geldsumme verwenden zu frommen Zwecken der Mildthätigkeit. Immer mehr und mehr neigte er sich diesem letzteren Vorsatz zu. Er ließ seinen Schatzmeister kommen, und als dieser, dank der Sparsamkeit Michaels, einen günstigen Bericht über die Finanzlage erstattete, befahl er, die Summe von 300 Gülden besonders zu verpacken und einstweilen aufzubewahren.

Auch des Vorsatzes erinnerte sich Georg, in seiner Grafschaft zu visitieren, von welcher Art der Sittenzustand von Geistlichen und Laien sei. Um die volle Wahrheit zu erfahren, sollte dies geheim geschehen. Wie dies anfangen, mußte der erfahrene Burkhard Hund von Wenkheim wissen. Nach zwei Tagen schon brachte ihm ein Bote des Ritters Antwort, der sich zugleich als bester Wegweiser anbot und bat, das nach seiner Ansicht lustige Stücklein mitmachen zu dürfen.

Wie erstaunte Margaretha, als sie eines Julitages einen Mann im Bauerkittel mit einem rohen Filzhut auf dem Kopfe, in ihre Kemenate schleichen sah. Anfangs erschrak sie ein wenig über die unangemeldete Gegenwart eines Bauerntölpels. Bald aber erkannte sie den Gemahl. Trotz des ernsten Zweckes

---

*) VIII.

mußte Georg doch mit in ihr Gelächter einstimmen; ein junges Frauchen von 17 Jahren hat noch jugendlichen Übermut. Nur eines machte sie ängstlich. Die Wege waren hier und da unsicher; ihr Herz bebte, wenn sie an die Gefahren dachte. Da war es aus mit dem Lachen. Sie umschlang ihn und bat inständigst, nicht so zu reisen, sondern offen und mit starkem Gefolge. Allein Georg machte ihr klar, daß er in dieser wichtigen Sache, die doch auch sie als wichtig anerkannt, hell sehen müsse und dies könne nur durch das Inkognito geschehen.

Als alles weitere Bitten nichts fruchtete, rannen Margarethen die Thränen aus den Augen. Errötend umschlang sie den Gemahl, flüsterte ihm wenige Worte ins Ohr und vergrub ihr Gesicht in Georgs Brust. Da hob er ihr Köpfchen zu sich empor, küßte und herzte sie und sagte mit Inbrunst laut und freudig: „Benedeiet seist du, herziges Weib und Gott hoch gelobt! er hat mein Bitten wider mein Verdienst erhört. Du Einzige! komm setz' dich und laß uns zusammen traulich plaudern."

Ein Stündlein wohl saßen sie beisammen Hand in Hand. Doch auch des Gemahls fester Plan kam wieder zur Sprache. Nunmehr war Georg aus Rücksicht auf sein holdes Weib gern bereit, auch den verschwiegnen Rüdt von Kollenberg mitzunehmen, sowie drei handfeste Knappen, darunter den bewährten Altknappen Schott. Jetzt gab sich Margaretha zufrieden und entließ den Gemahl mit unbeschreiblich zauberischem Lächeln. Schämig und schalkhaft war's zu gleicher Zeit, denn es galt den geflüsterten Worten und der sonderen Bauernverkleidung. „Gott behüte dich, liebes Bäuerlein!" rief sie ihm nach. —

Zwei Tage darauf sah man in einem dichten Gebüsch am frühen Morgen bei Hohefeld, unweit Bronnbach, fünf Männer im Moose liegen. Einer packte ein Bündel aus, welches fünf grobe weite Kittel in verschiednen Farben enthielt. Hiermit bekleideten sich die Männer und betrachteten sich gegenseitig. Es wär' ein

luftiger angenehmer Sommeranzug gewesen, wenn nicht darunter ein Lederkoller und Eisenhemd beschwert hätte. Kaum waren sie fertig, als durch das raschelnde Laub ein großer starker Mann trat. Nur einen kurzen Augenblick stutzte er, dann mußte er lachen über die Verkleidung Des von Kollenberg. Burkhard Hund war's, der von seiner, nur eine Meile entfernten Burg Wenkheim pünktlich dem verabredeten Platze zugeschritten war. Auch er trug andere Kleider. Georg stellte die Art der Wanderung fest. Drei Teile wurden gebildet: Er allein, wenn er im Volke aushorchen wollte, die beiden Ritter für sich und die Knappen auch. Drei Stöße in eine grelltönende Jagdpfeife sollten alle vereinen.

Das Gebiet der Herrschaft Breuberg, wo Graf Michael weilte, blieb ausgeschlossen. Der übrige, an zwanzig Geviertmeilen messende Teil des Landes war groß genug zur Sammlung von Erfahrungen. In Nicklashausen ward zuerst gerastet. Ein Trümmerhaufen, von einem Brande herrührend, lenkte Georgs Aufmerksamkeit auf sich. Dort saß ein alter Mann unthätig auf der Erde. Georg hielt ihn an und frug, wem die Gebäudeüberreste gehörten, und warum nicht wieder aufgebaut würde. Der Alte antwortete: „Bist wohl noch nie in Niklashausen gewesen, daß du so fragst; sonst müßtest du wissen, daß das ein heiliges Stück'l Land ist. Hans Böheim hat hier gewohnt." — „Und die Stätte des Volksverführers nennst du heilig?" frug Georg. — „Das war kein Volksverführer! Das war ein Prophete. Hab' ihn gut gekannt; 's sind nun schon an ierzig Jahre her. Die hochgelobte Jungfrau ist ihm einst erschienen und hat ihm gesagt, er solle, weil er ein Spielmann war, sein Blaswerk verbrennen und den Weltlichen und Geistlichen Buße predigen. Mit dem Kirchenbann, dem Fegefeuer und dem Papst ist nichts, hat sie gesagt. In Niklashausen kriegt man Gottes Gnade und Vergebung ebenso gut und noch besser als in Rom, sagte die heilige Jungfrau. Und da hat der

Hans gepredigt, daß ihm Tausende und aber Tausende zuliefen und ihm glaubten. Wo's jetzo still ist und öde, haben einst an dreißigtausend Menschen gestanden und ihm zugehört. In Würzburg haben die Pfaffen den Böheim geschunden und verbrannt und seine Asche in den Main geworfen. Aber was er gepredigt hat, das konnten sie nit verbrennen, das haben wir alle noch getreu im Gedächtnis. Und alle Tage setz ich mich hierher und denk dran zurück und bete, daß die hochgelobte Mutter Gottes komme, die Schufte zu verderben, die uns schinden." — „Wie?" sagte Georg, „du bist ein alter und erfahrner Mann und glaubst noch an den Querkopf Böheim und seine albernen Märchen?"

Als dies der Alte hörte, sprang er wütend auf und drang auf Georg ein. „Was? du Sakramentsrab! du willst unsern Hans verschimpfieren? — He! Heda!" rief er in die Dorfgasse. „Der Bettelhund hier will unsern Hans verhöhnen." Sogleich kamen ein halb Dutzend Bauern aus ihren Lehmhütten und näherten sich dem Grafen mit drohenden Mienen. „Zurück, Ihr Hunde!" rief Georg befehlerisch. „Wenn Euch Eure Schädel lieb sind, so macht, daß Ihr fort kommt." — „Daß dich die Pest treffe, Spitznarr!" schrie der Alte und hob seinen Stab. Auch die andren drangen unter Schimpfworten auf ihn ein. Margarethas Rat, eine starke Bedeckung mit zu nehmen, war doch gut; sonst hätte hier Georg von seinen eignen Unterthanen arg geschlagen werden können. Georg pfiff dreimal und wehrte sich geschickt mit seinem Knittel. Das in der Nähe versteckte Gefolge sprang herzu mit geschwungnen Stöcken. Als die niklashausener Bauern die ihnen seltsam erscheinenden Helfer erblickten, stutzten sie und flohen in ihre Hütten. „Das sind keine von uns", sagte einer von ihnen, „das waren herrische." — Wenkheim und Kollenberg wollten ihnen nach, um etliche gefesselt fortzuführen. Doch Georg wehrte und sagte: „So festgebissene Irrtümer müssen

durch Überzeugung vertrieben werden und nicht durch Gewalt." Man schritt weiter.

Am äußersten Ende des Dorfes, nach der Tauber zu, saß vor einem wüsten Bauerngute ein ärmlich gekleideter Mann stumm und in sich gekehrt. Georg begab sich allein zu ihm hin und grüßte nach Bauernart. Der Mann grüßte wieder, blickte aber nicht auf. Erst als Georg frug: „Hast wohl nix zu thun, daß du hier so müßig sitzest?" hob der Bauer den Kopf und betrachtete ihn mißtrauisch. Doch wer der Sorgen voll ist, hat das Bedürfnis, sich auszusprechen. „Was soll ich thun!" sagte der Bauer eintönig. „'s ist ja kein Nagel nit mehr mein. Von heut an bin ich Eigner." — „Hast wohl viel Mißernte gehabt?" — „Das wohl! Doch was der Herrgott schickt, das ließe sich schon überwinden. Aber was die Menschen drücken, das kann einer nit abschütteln." — „Wer drückt dich denn?" Der Bauer sah erstaunt auf und sagte: „Willst Bauer sein und weißt nit, wie wir geschunden werden? Mußt aus einer guten Pflege sein. Bei uns ist's anders. Den Klosterzehnten haben's verdoppelt und den Rutscherzins. Dazu die hohen Steuern an den Grafen! — 's ging so nit fort. Ich mußt beim Juden borgen. Vierhundert Gülden borgt er mir und ich mußt achthundert schreiben. Zur Not wär's noch geworden; aber da kam ein Hagelschlag und zerschlug mir mein ganzes Korn. Das war just, als das Kloster den großen Kornzehnten verdreifacht hatte. Mußt wieder beim Juden borgen, mit Achtzig vom Hundert! Und nun ich gar nix mehr hab und dem Juden nit zahlen kann, kommt der Hund und nimmt mir's ganze Gütle weg." Georg schwieg eine Weile nachdenklich. Dann sagte er: „Thust mir leid! kann dir nit helfen. Doch nimm hier etwas von mir auf den Weg, wenn du wandern mußt."

Er reichte ihm 3 Gulden. Der Bauer sprach einen kurzen Dank und verfiel wieder in sein Grübeln. Georg verließ ihn,

gab seinen Begleitern ein Zeichen und ging mit ihnen über die Tauber, vermied aber die Nähe des Schlosses Gamburg.

In Eiersheim erkundigte er sich wiederum. Drei Bauern brachten ihm dieselben Klagen und neue hinzu. Die Juden hatten sie mit ihren Klauen gepackt, ihnen Haus und Hof genommen. Wenn der Bauer dachte: ‚Nun hast du dein Feld gut bestellt und kannst auf gute Ernte hoffen,‘ kam Befehl zum Treiberdienst, wenn geistliche Herren oder der Amtmann und Centgraf von Kühlsheim große Jagd hielten. Da mußten die Bauern ihr eignes schönes Korn zertrampeln um des Zutreibens des Wildes halber. Und abends erhielten sie keinen Lohn, sondern nächst der zertretenen Saat noch Schimpfnamen und Schläge. Ihre Bitten um Gestundung des Zinses und der Steuern wurden rund abgeschlagen. Weib und Kinder schrieen nach Brot. Das Vieh ward verkauft an den Juden um Lumpengeld. Als dieses verzehrt war, fing der Hunger von neuem an zu quälen. Wo sie auch baten um Hilfe, nirgends erhielten sie Geld. Voll Verzweiflung borgten sie beim Juden, und hiermit hing der Untergang der ganzen Wirtschaft zusammen, die völlige Verarmung der sonst freien Zinser. „Ja, wenn der Böheim noch lebte,“ rief einer mit geballter Faust; „da säh's heut anders aus. Da wär'n wir noch beisammen und hätten mit Hilfe der heil'gen Jungfrau, wie sie's geboten, den Papst und seine Bischöfe verjagt, die Menschenschinder!“ —

Ernst und bedenklich wanderte Georg weiter nach Wolferstetten, nach Hardheim und Waldstetten. Schon vorher hatte er viel brach und wüst liegendes Feld und verdorrte Wiesen gesehen; jetzt abermals. Er ward unwillig über solche Nachlässigkeit, welche vielleicht die Hauptschuld trug zu der Verkommenheit der Bauern. Darum hielt er dies ihnen ernstlich vor. Die Antwort war: „Was nützt denn, wenn wir uns groß plagen? Die Ernte gehört dem Juden auf drei Jahre, nachdem er's Geld für e i n e Ernte vorgeschossen.“

Ein andrer sagte drauf: „Wüßt nit, zu welcher Zeit ich mein Feld bestellen sollt. Im März, April und Mai muß ich Tag für Tag fronden und hernach alle Nachmittage bis nach Johanni, wenn auch meine Saaten zu Grunde gehen. Und das Wenige, was gewachsen ist, wird mir doch durchs Wild und die Jagdherren und die Treiber zertreten. Nix ist es mit der heil'gen Jungfrau! — hat dem Böheim erst gesagt, alle Pfaffen und weltlichen Herren müßten hergeben, die Menschen wären alle Brüder und keiner sollt mehr haben als der andere. Hat sie denn ihr Wort gehalten? Ein Bettler bin ich geworden. Nun muß der Jude helfen!" —

Der Jude, und immer wieder der Jude, der Blutsauger! — Das war der Hauptgedanke, den Georg aus den bisherigen Erfahrungen faßte. Die Unbilligkeiten und Schäden durch die Jagd erschienen ihm weniger von Belang. Seine Teilnahme begann sogar wieder zu erhärten, als er im Dorfe Gißigheim dessen meiste Bewohner beim Trinkgelage fand. 's war keine Kirchweih, keine Hochzeit, kein besonderes Fest; auch hatte es keine gute Ernte gegeben. Und dennoch lebten die Bauern üppig und in Schwelgerei. Die Versuchung war groß, ein Donnerwort unter das Volk zu werfen. Doch weil er sich hierdurch verraten hätte, schwieg er, gab aber Wenkheim seinen Unwillen zu erkennen. Der kannte die Lage der Sache besser, wenn auch meist im allgemeinen. „Das Saufgelage und üppige Leben ist nicht zu entschuldigen," sagte er. „Doch wolle Euer Gnaden bedenken, daß dies nicht allzu oft vorkommt. Daß die Lage des gemeinen Mannes unerträglich geworden, das haben auch die Kurfürsten des Reiches anerkannt, als sie vor neun Jahren in Gelnhausen versammelt waren, wohin ich Euren Herrn Vater begleitete. Dort bekannten die Fürsten offen ihre Einsicht: daß, wenn keine Abhilfe geschähe, eine Empörung des niederen Volks befürchtet werden müsse, denn es sei mit Frondiensten, Atzung, Steuern, geistlichen Gerichten und anderem also merklich beschwert,

daß es in der Harre nicht zu leiden sein werde.“ Außer diesem Fingerzeig sollte Georg einen noch weiteren tiefen Einblick in die Lage seiner Unterthanen erfahren. An einem Dorfe zwischen Schweinburg und Kühlsheim sah er einen älteren Bauer auf dem Felde beschäftigt, dessen gute Haltung ihm auffiel. Er redete ihn an und frug, was er hier schaffe. Der Bauer zog seinen Hut, nachdem er den Grafen kurze Zeit betrachtet. Er nannte ihn „Herr“, was bisher noch keiner gethan, und berichtete, daß er die durch einen Wolkenbruch verschlämmten Furchen wieder aushacke. Georg merkte schon an der Ausdrucksweise des Mannes, daß dieser kein gewöhnlicher Bauer sein konnte, darum er ihn nach Namen und Herkunft frug. „Ich heiße Johann Hönerbuhel,“ antwortete jener, „und stamme aus Schwakenreuth, nicht weit vom Bodensee.“ — „Und wie bist du hierher gekommen?“ frug Georg. Der Bauer schien sich zu bedenken; er ahnte in dem Frager einen verkleideten Herrn, wenn nicht gar einen Grafen. Darum sagte er vor näherem Bericht: „Ihr seid nicht, was Ihr scheint. Seid gewiß ein vornehmer Herr und mit denen ist nicht gut Kirschen essen.“ — „Du täuschest dich, entgegnete Georg; „ich gebe dir mein Manneswort, daß ich dir nur wohl will.“ Das genügte, denn damals galt das Manneswort. Der Bauer trat näher und erzählte.

„Hab einst gar gute Tage verlebt. Mein Vater war ein wohlhabender Mann und besaß ein großes Freigut. Der wollte nicht, daß ich wieder Bauer werden sollte und ließ mich die Rechtsgelehrsamkeit studieren. Doch kaum war ich von der hohen Schule weg, als mein Vater starb. Die Mutter war längst tot. Ich mußte das Gut übernehmen und den Gelehrtenberuf aufgeben. Da forderte der Prälat in unserm Sprengel von mir das Besthaupt, mehr als ein Dritteil von dem ganzen Erbe. Ich stritt dagegen, denn wir waren frei. Die geistlichen Gerichte konnten meine klaren Gründe und juristischen Beweise nicht widerlegen. Trotz alledem ward ich verurteilt, das Besthaupt

zu bezahlen. Ich stritt weiter, Jahre lang, mußt manch wertvoll Stück verkaufen, um nur die hohen Gerichtskosten zu bezahlen und den Advokaten. Den wollt ich anfangs gar nicht haben, wollt selbst meine Sache durchführen, und wär bei Gott auch durchgedrungen. Da ließen mir die Obergerichte sagen, ich müßt einen Advokaten haben, sonst nähmen sie meine Sache nicht an. Ich mußt mich auch diesem tyrannischen Zwange fügen. Von da an ging es rückwärts. Ich verlor und mußte zahlen. Mit verbissenem Grimme that ich's. Doch ich schaffte ruhig weiter und hätte die ungerechte Unsumme mit der Zeit wieder eingebracht, wenn nicht eine neue Schurkerei im Spiel gewesen wäre. Ich war als Freier dem Prälaten und dem Burgherrn ein Dorn im Auge. Sie klügelten heraus, ich sei von Rechts wegen ein Leibeigner, denn mein Urgroßvater habe eine Leibeigne zur Frau gehabt, darum ich kein Recht zu unserem Besitze hätte, der ursprünglich dem Burgherrn und dem Kloster gehöre. Darauf erfolgte wieder ein Prozeß. Nach zehn Jahren vergeblichen Streites wandte ich mich an den Kaiser. Der hatte damals viel zu thun mit Krieg und ließ die Sache liegen. Da machte ich mich auf um selbst den Kaiser zu sprechen. Frug erst beim Reichskammergericht an; dort that man, als wüßte man gar nichts von der Sache. Ein wohlwollender Herr riet mir, beim Kaiser nur allein sie vorzubringen, der sei gerecht und würde solche Schmach nicht dulden. — Hier hielt er inne und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Darauf fuhr er mit erhobener Stimme erregt fort: „Bin nie vorgelassen worden, und als ich unverrichteter Dinge in mein Dorf zurückkam, fand ich fremde Verwalter in meinem Freigute, die mich hohnlachend fortwiesen. Kaum eine Stunde drauf ward ich von einem Trupp herrschaftlicher Reiter gefaßt und mit verbundnen Augen gefesselt gen Norden über die Grenze geschafft bis in ein weit entlegen Gebirgsdorf zwischen Reutlingen und Ulm. Hier fand ich Weib

und Kinder in einem Hirtenhause.“ Er hielt inne; der Atem schien ihm auszugehen. Aussehen und Sprache des Mannes waren so ehrlich, daß Georg an der Wahrheit der Schilderung nicht zweifelte und bedauernd ausrief: „Armer Mann!“ Drauf fuhr der immer heftiger werdend fort: „Oho! es kommt noch besser! — Was mir mein junges Weib berichtete, machte mir das Blut zu Eis. Der Prälat hatte sie am dunklen Spätabend zu sich kommen lassen und ihr nach langen Worten gesagt: Wenn sie ihm zu Willen wäre, wollte er mich im Freigute als Verwalter lassen. Entrüstet wies Dorothea den elenden Lüstling ab. Doch als der den höchsten Trumpf ausspielte und sagte: Dann müßte ich zeitlebens im Turm sitzen und elendiglich verkommen — da war mein Weib in Todesangst geraten um mein Leben. Ein Zittern überfiel sie und wär' beinah umgesunken, wenn der Prälat sie nicht umschlungen hätte. Der aber hielt ihre Schwäche für Willfährigkeit, trug die Wehrlose auf sein Lager und — — Verfluchtes Scheusal! — Er nahm ihr Ehre und Leben!“ — Der Mann hatte die Fäuste geballt; sein Leib begann sichtlich zu zittern. Auf solche Schläge vermochte Georg nichts zu erwidern. Mitleidig blickte er ihn an, bis der Verzweifelnde endlich schloß: „Der Gram hat meiner Dorothea das Herz gebrochen. Kaum ein halb Jahr nach der Schandthat hab ich sie begraben. Der edle Graf Ulrich von Montfort, dessen Gebiet nur einige Meilen von meinem Gute lag, hätt' beinah eine Fehde deshalb angesagt. Doch weil er schon mit einem schwyzer Herrn in Fehde lag, so ließ er meinem Weibe wenigstens ein gut Stück Geld zukommen und sagen, sie solle mit den Kindern in seine Grafschaft ziehen. Das Geld hatte sie, doch ward ihr die hochherzig angebotne Übersiedlung unmöglich gemacht. Man schleppte sie in jenes Dorf unter scharfen Drohungen. Dort ward sie todkrank und erlag dem Kummer. Ich aber nahm mein Töchterlein auf den Arm, führte meinen Knaben und wanderte gen Norden. Hier kaufte ich eine kleine Wirt-

schaft, mit der ich mich seit langen Jahren kümmerlich ernähre. Nun wißt Ihr alles, Herr! und könnt Euch denken, daß mein grimmer Haß um nichts nachgelassen."

Elend überall, nur selten ein zufriedenes Gesicht. Das Schicksal dieses Mannes ging dem Grafen nahe, der noch mehr über die Zustände von dessen Heimat wissen wollte. „Bist du allein so elend behandelt worden," frug er; „oder ward's auch anderen zu teil?" — „Herr!", rief der Mann; „wenn diese Schurken es so trieben mit einem freien Manne, so könnt Ihr denken, daß sie den Hörigen und gar den Leibeignen das Leben zur Hölle machten. Das Vieh ward geschont, denn es kostete Geld. Die Menschen aber werden gemartert bis aufs Blut; hab's selbst gesehen. Und wenn sie mucken, kriegen sie noch Schläge. Man mag von Hans Böheim sagen, was man will — in vielen seiner Forderungen hatte er recht. Was wollten denn von je die Leute anderes, als Freiheit? Eine Freiheit, gemäßigt durch die Forderungen des Gemeinlebens. Hab in Straßburg nicht umsonst die alten Rechtsbücher mit Fleiß studiert, so man Sachsenspiegel nennt und Schwabenspiegel; zweihundert Jahre sind sie alt. Die stellen als ursprünglichen Zustand die Freiheit dar und beweisen's aus der heiligen Schrift. ‚Gott hat alle Menschen erschaffen,' sagt der Sachsenspiegel, ‚und alle durch seinen Tod erlöst. Der Arme gilt ihm soviel als der Reiche. Wo Leibeigenschaft ist, kommt sie von unrechter Gewalt, und dieses Unrecht will man zu Recht stempeln'. Und gleichermaßen spricht der Schwabenspiegel: ‚Wir haben in der Schrift, daß niemand soll eigen sein. Doch ist es also dahin gekommen mit Gewalt und Zwang, daß es nun Recht ist, daß eigne Leute sind'. Glaubt mir, Herr! diese Rechtsgrundsätze gingen nicht verloren, sie lebten fort im Volke, das die Leibeigenschaft ohn Unterlaß als Sünde betrachtet wider Gottes Gebot. Wehe den verruchten Sündern, die sie beibehalten! — Gebt acht! es wird ein Tag kommen, wo sich alle Schmach von selbst rächt. Dann

mag ich das Blut nicht sehen, was stromweis fließen wird.“ — „Ich glaub, du siehst zu schwarz,“ sagte Georg; „weil du selbst hast leiden müssen. Mit deiner Prophezeiung wirst du allein stehn und —“ — „Nein Herr!“ unterbrach der Bauer. „Das muß so kommen; es liegt in der Natur der Sache, das Ungesunde wird ausgestoßen. Schon vor einunddreißig Jahren hat Antonius Torquatus von unsrer Zeit gesagt: ‚Es werden viel und groß Aufruhr in deutschen Landen erwachsen. Die Bauern werden sich wider den Adel setzen. Die Geistlichen werden gehaßt und verachtet werden von aller Welt‘. Und wenn Euch die Aussage dieses einen Mannes nicht genügt, so höret noch von des Kaisers Geheimschreiber, dem Priester Grünbeck, der da schreibt: ‚Sankt Peters Schifflein werde zu diesen Zeiten an vielen Felsen der Ungefälle zerstoßen‘. Und der gelehrte Mathematikus Stöffler von Tübingen sieht voraus: ‚Es wird im Jahre ein Tausend fünf Hundert und vierundzwanzig große Überschwemmung sein; die Sterne drohen Veränderungen und Wandlungen in allen Gebieten, da dies ohne Zweifel auch unsere Sünden notwendig machen‘. Und weiter sagt —“ — „Genug, Mann!“ rief Georg. „Wir können hier auf freiem Felde nit so große Sach besprechen. Bin schier verwundert, hier einen Mann zu finden, der mehr weiß, als sie alle, die ich befragt.“ — Er wendete sich ab und schien einen Entschluß zu überlegen. Auf und abschreitend blickte er vor sich hin, bald von der Seite den Mann an, an dem er Wohlgefallen gefunden. Danach trat er nahe an ihn heran und frug: „Johann Hönerbuhel! kannst du schweigen?“ — „Auf mein Manneswort!“ sagte er, „wenns’ nicht wider Gott ist.“ — „Gut!“ sprach Georg. „So höre. Du nennst mich Herr und damit hast du recht. Ich bin der Herr der Grafschaft Wertheim.“ — Hönerbuhel zog den Hut ab und rief erfreut: „da seid Ihr unser Graf Georg?“ — „Nicht so laut, Mann! ich möcht nicht erkannt sein, weil ich nur in dem Versteck als Bauer so recht erfahren

kann, wie's um meine Unterthanen steht. Ich bedaure, du bist nicht an deinem Platze. Hast nicht Lust, dein klein Anwesen zu verkaufen und zu mir nach Wertheim zu kommen? Mein Gerichtsschreiber kommt allein nicht mehr aus; sollst ihm beistehen, und bethätigst du dich, wie ich meine, daß deine Bildung auf der hohen Schule das vermag, so kannst wohl auch einst mein Geheimschreiber werden. Du scheinst die Lage niedrer Leute klar zu überschauen. So einen brauch ich. Freie Wohnung sollst du haben und Kost, und um den Sold brauchst nicht besorgt zu sein."

Nach schwerem Schicksale in eine dunkle dumpfe Zukunft schauen und plötzlich von einem nie geahnten und gehofften Glück überrascht zu werden, das kann auch den gestählten Mann erschüttern. Hönerbuhel stand da wie eine Salzsäule. Um seine Lippen zuckte es wunderbar. Die Thränen, die der Grimm viele Jahre hindurch zurückgehalten, kamen nach langer Zeit wieder geflossen. Laut begann er zu schluchzen und konnte sich nicht fassen. Georg überließ ihn eine Zeitlang der mächtigen Bewegung; dann frug er ihn von neuem, wie er's halte. „Herr Gott im Himmel!" rief er freudig erregt. „Daß mir noch so ein Glück begegnen muß! — — O könnte meine arme Dorothea —" Abermals brach er in lautes Weinen aus. Georg legte mitleidig die Hand auf seine Schulter und sagte: „Laß die Toten ruhn! Dein Weib hat's besser jetzt als die Glücklichsten auf dieser Erde." — „Herr!" rief der Mann gefaßter; „Ihr fraget noch? Freilich thu ich's! hab längst mich gesehnt nach der Feder. Und meine Kinder! — Meine Sabine und mein braver Peter! nun können sie in einer Schule sitzen und Gottes Wort gelehrt bekommen nach rechter Art, denn hier beim unzüchtigen Pfarrer wär's kläglich. — Herr!" fuhr er feierlich fort, „Ihr rettet mich von der Versuchung, wider Gott zu murren. Hier habt Ihr mich zu eigen! bin Euch getreu bis in den Tod!" — „Nein!" sagte Georg; „nicht eigen. Du bleibst ein freier Mann.

Und wenn du hier dein Wirtschaftlein verkauft, bringst du mir Nachricht und ziehst alsbald mit deinen Kindern in meine Veste. — — — Nein nein, Mann! nicht die Hand küssen — Ich thu nichts andres als vor Gott meine Pflicht. — — 's ist spät geworden! sag: Gibt's im Dorfe ein rechtschaffen Herberglein?" — „Nein, Euer Gnaden! die kommt hier nicht fort. Doch wenn's Euch nicht zu gering ist, so bleibt bei mir. An einem ordentlichen Bett soll's Euch nicht fehlen. — — — Noch fünf Begleiter? O! für die soll schon gesorgt werden. Kernig Brot hab ich und gute Butter. Und Sabine milkt die Kuh; ein stattlich Tier ist's und gibt gute Milch." —

Georg hat's später seinem Ehegemahl gesagt: So gut hätt' er bisher noch nie geschlafen. —

Am nächsten Morgen wanderte Georg allein im Dorfe umher und horchte die Bauern aus über ihre Lage. Auch hier gab's einige, die sich bitter über die Juden beschwerten; es war überall dasselbe Klagelied. Bei dieser Gelegenheit hörte er ebenso manches über den Pfarrer; es genügte, um in diesem einen unwürdigen Menschen zu erkennen. Er war der erste dieser Art, den er bisher in der Grafschaft getroffen. Das beruhigte ihn; doch großes Bedenken erregte ihm die Lage seiner Unterthanen. Noch drei bis vier Tage verwendete er zur Ausforschung. So notwendig und nützlich diese war, bekam er doch Sehnsucht nach Hause; den Herrschaftsteil im Spessart und sonst rechts vom Main konnte er ein andermal bereisen.

Nach Schippach wanderte er noch und nach Ebenheid; von da zurück nach Steinbach und Dörlesberg. Hier traf er eines Samstags Abend ein. Die Herberge war nicht besonders einladend, daher er denn vorzog, die Zeit bis zum Schlafengehn umherzuwandern. Die Bewohner waren längst im Dorfe und außen niemand zu sehen. Um so mehr erstaunte Georg, als er in einem Weinbergsgarten einen Menschen beschäftigt fand, von einem alten, wurmstichigen Weinpfahle Späne abzuschneiden.

Er ging näher und erblickte einen Dominikaner. Neugierig gemacht, beobachtete er von seinem Versteck alle Bewegungen des Mönches. Der trat an einen Zaun und untersuchte denselben mit den Händen. Darauf zog er mit einer Zange große verrostete Nägel heraus und warf diese in einen Sack, welcher die grauen Holzspäne barg. Nach diesem sonderbaren Geschäft schritt der Mönch der Pfarre zu und verschwand dort durch die Thür.

Noch wußte Georg nicht, was dies zu bedeuten hatte. Doch mißtrauisch geworden, ließ er während der Nacht durch einen Knappen die Pfarre mit dem Befehl bewachen, letzterer solle ihm allsogleich Mitteilung machen, sobald ein Mönch die Pfarre verließe. Dies geschah am nächsten Morgen, als die Sonne bereits einige Stunden das Dorf beschienen. Sowie der Dominikaner fortging, brach auch Georg auf mit seinen Begleitern. Die Wanderung währte kaum ein Stunde; der Mönch blieb in Hundheim und ging in die Pfarre. Viel Volk strömte herzu ins Gotteshaus, und als darin der Dienst vorüber, wurde feierlich mit allen Glocken geläutet. Dies zog immer mehr Menschen herzu. Georg drängte sich mit den Seinen durch das Gewühl dem Altar zu. Hier fand er ein sonderlich Schauspiel. Der Dominikaner sprach fortwährend; er ließ einzelne Späne vom Stabe des heiligen Petrus sehen, etliche Nägel vom Kreuze Christi. Wer Geld gab, durfte die Reliquien berühren, wodurch dem Kranken Heilung entspringen sollte, dem Sünder Vergebung. Es war erstaunlich zu sehen, wie ‚der arme Konrad‘ — so nannte man den Bauersmann — hierfür immer noch Geld fand. Auch einzelne Reichbegüterte traten hinzu und kauften um hohe Summen Nägel und Späne, die abwechselnd von den Stäben verschiedener Heiligen herrühren sollten.

Da sproß die Saat Schwarzenbergs mit aller Gewalt auf. Zornig über solch schnödes Unwesen und Entheiligung des Gottes-

hauses, winkte Georg seinem Gefolge. Mit Donnerstimme gebot er dem Mönche Halt. Der merkte alsobald aus Haltung und Sprache, daß hier ein Herr in seinen Schacher eingriff. Mit Wutblicken hob er seine Arme auf und verfluchte laut den Störer der heiligen Handlung. Doch Georg warf seinen blauen Kittel ab und zeigte sich zum Staunen der Anwesenden im Ritterkoller, auf der Brust das gräfliche Wappen eingestickt. Kein Freund von langen Einleitungen, gebot er kurz und scharf, die verführten thörichten Leute sollten sich ihr Geld wiedergeben lassen, das sie für Dörlesberger Weinpfahlspäne und Zaunnägel ausgegeben. Der Mönch schrie wutentbrannt dazwischen und forderte die Menge auf, den verfluchten Ketzer, wer er auch sei, zu greifen. Als aber auf Georgs Wink seine Knappen dem Dominikaner das Maul zuhielten und dem bedeuteten, er solle schweigen, wenn ihm seine Knochen lieb wären, so mußte er das Geld wieder zurückgeben. Mancher Schelm war darunter, der sich auch Geld geben ließ, ohne vorher etwas empfangen zu haben. 's that nichts! war doch nur unrecht Gut. Der Pfarrer, der ohnehin wie viele seinesgleichen die herrschsüchtigen Dominikaner haßte, hatte sich geflüchtet. Der größte Teil der Menge aber verhöhnte den Mönch, als dieser unter Bedeckung aus der Kirche trat.

Noch erregt vor Zorn, befahl Georg kurz und bündig seinen Knappen, den argen Sünder über die Grenze zu schaffen ins Würzburgische. Hier wurde der Mönch, das wußte Georg, auch nicht geduldet und ins Bambergische verwiesen, wo man noch weniger von solchen Elenden wissen wollte. Rüdt von Kollenberg rieb sich vergnügt die Hände; auf sein Bitten durfte er den Mönch mit begleiten, dafür ein Knappe zurückblieb. Georgs Reisegruß: „Wenn du elender Betrüger nur noch ein einzig Mal in meine Lande kommst, so laß ich dich stäupen, daß du auf zehn Jahre genug hast" — genügte, um den Mönch seinen Ingrimm verbeißen zu lassen. Doch gab Georg Befehl, den Mönch nicht an seinem Leibe zu schädigen.

Denselben Tag noch wanderte er zurück nach Wertheim, um dort die vielen Erfahrungen, deren nicht alle erwähnt werden konnten, zu erwägen und zu benutzen. Ihm schien, als sei er um zehn Jahre geistig älter geworden.

Siebentes Kapitel.

Als Rüdt von Kollenberg und die zwei Knappen sich anschickten, den Dominikaner fortzuschaffen, hatten sie weislich ihre entstellenden Kittel abgelegt. So ward es allen Leuten an den wertheimschen Wappen auf der Brust der Reißigen kund, daß diese gräflich waren und auf herrschaftlichen Befehl handelten. Eine Verwechslung des Wappens war nicht möglich; dieses trug in der oberen Hälfte auf goldnem Grund einen schwarzen Adler; in der unteren: auf rotem Grund drei weiße Rosen. Kein zweites gab es ähnlicher Art. Und wer irgend etwa aus Mitleid Lust verspürt hätte, den Mönch zu befreien, der wäre vor dem grimmen Blicke des reckenhaften Ritters zurückgeschreckt. Dieser befand sich in munterster Laune. Wie er schon früher kund gegeben, konnt er die Pfaffen nicht leiden, daher denn seine größte Lust war, sie weidlich zu zwicken, wo er nur konnte.

„Sieh Münchlein!“ hatte er zu dem gesagt, „es heißt: die Götter lieben, wen sie züchtigen, drum, wenn du wieder fluchst, so muß ich dich unbeschreiblich lieben und dir wissen lassen, wie's thut, wenn eine Schwarzdornrute dir auf den fetten Buckel fällt.“

Und weil der seines fraglich erworbenen Geldes enthobene Mönch den Ausbruch verbißner Wut nicht bändigen konnte, so ließ Kollenberg von Zeit zu Zeit die Ruten der Knappen auf dem Rücken tanzen. Die Streiche drangen sichtlich durch die Kutte, also, daß der Reliquienhändler doch endlich für geraten hielt, zu schweigen. Kaum aber hatte er würzburgischen Boden betreten, als er Leute vom Felde herbeirief und unter fürchterlichen Flüchen sie aufforderte, die Wertheimschen zu fangen. Darauf rief Rüdt ihm lachend zu: „Hast noch nit genug, liebes Münchlein?“ — und ließ von neuem die Knappen die Rute schwingen. Der Hilferuf des Ehrwürdigen half nichts; die würzburger Bauern lachten und gingen wieder an die Arbeit. Der Ritter aber gab vor Behagen den Knappen am andern Tage Wein; wohl etwas zu viel, denn die Knappen schlichen möglichst heimlich in die Veste Wertheim und suchten möglichst heimlich ihr Gelaß auf. Es war gut für sie, daß der Graf eifrigst beschäftigt war, die Reiseerlebnisse niederzuschreiben, sonst würden sie den Zorn ihres Herrn, des größten Feindes der Trunkenheit, empfindlich gefühlt haben.

Die Erfahrungen, welche Georg in seinen Landen gemacht, waren so reich und gaben ihm so viele Fingerzeige für Verbesserungen in der Grafschaft, daß er zur Ordnung der Maßregeln hierzu lange Zeit bedurfte. Die Erkennung der Schäden im Volke stand fest; der Judenwucher mußte unterdrückt, der Bauer zu besserer Wirtschaft angehalten werden. Das Bedürfnis nach Schulen auf dem Lande war offenbar. Noch spukte der Geist Böheims; das durfte nicht sein. Ebenso war Georg fest entschlossen, allem und jeden Reliquienschwindel scharf entgegenzutreten; von dem Glauben an die Wunderkraft und Heiligkeit der Reliquien war er geheilt. Unlautere Elemente unter Geistlichen mußten ausgestoßen, statt ihrer Männer angestellt werden, deren guter Wandel den Unterthanen als Vorbild dienen sollte. Die Krebsschäden hatte er erkannt, ebenso die Mittel zu deren Hei-

lung. Deren Durchführung aber war nicht so leicht und schnell zu bewerkstelligen, denn die meisten Mittel erforderten Geld, viel Geld. Wie dieses schaffen, wo er ohnehin eine Verminderung der Steuern ins Auge faßte, das blieb zur Zeit noch unerledigt. Seine erste Sorge war, die Amtmänner oder Centgrafen seines Landes im Vogtshofe in der Stadt Wertheim zu versammeln. Hier legte er ihnen mit fester Bestimmtheit seinen Willen vor, nach welchem die Gesetze und Gebräuche gehandhabt werden sollten. Unter strenger Strafe durfte kein Amtmann, kein Vasall und Burgherr bei großen Jagden die Saaten der Bauern verwüsten. Die Zeit der Fronden ward abgekürzt, das Besthaupt in eine milde Erbschaftssteuer verwandelt und nur bei Wohlhabenderen erhoben. Vor allem wurden die Amtmänner angewiesen, ihm jeden einzelnen Fall anzuzeigen, der den bevorstehenden Ruin eines Bauern durch jüdischen Wucher betraf; dem wollte er durch rechtzeitiges Eingreifen vorzubeugen suchen. — Zu seinem Streben nach sittlicher Hebung des Volkes fand Georg im Abt Leyser des Klosters Bronnbach eine kräftige Unterstützung. An alle Klöster und Priester der Grafschaft aber erging der strenge Befehl, daß sie keinen Reliquienverkäufer oder Wanderprediger dulden und sich selbst eines sittlichen Wandels befleißigen sollten. Von allen Zuwiderhandlungen verlangte er Anzeige. Eine Verordnung folgte der andren, so daß der junge Regent vom frühesten Morgen an bis in die späte Abendstunde arbeitete, um den sich häufenden Stoff zu bewältigen. Es ward bekannt im Lande, wie ernst sich der Graf angelegen sein ließ, das Volk nach jeder Richtung hin zu heben. Manches Herz begann in Dankbarkeit zu schlagen, aber auch sich übertriebenen Hoffnungen hinzugeben.

Johann Hönerbuhel war an zehn Wochen nach Georgs Rückkehr eingetroffen. An ihm fand Georg eine unermüdliche und größere Unterstützung, als er sich's hätte träumen lassen. Dessen Kinder erhielten geordneten Unterricht in der Stadtschule,

wobei es sich bald herausstellte, daß Peter ein offner Kopf und eifriger selbständiger Denker war. Georg behielt dies im Auge: vielleicht konnte ihm der Knabe nach seinem Heranwachsen von großem Nutzen sein.

So schwand ein Monat nach dem andern in Fluten von Arbeit. Graf Michael bemerkte deren Überhäufung und warnte den Sohn vor allzugroßer Hingabe, die seinem Leibe nicht dienlich sei. Doch dessen Eifer war schwer zu bändigen, bis ein Ereignis in seiner Familie ihn auf einige Zeit aus diesem Strudel riß. Die Stürme des November umbrausten die gewaltige Veste und einzelne Schneeflocken leiteten den Winter ein, als Margaretha den Gemahl mit einem Kindlein beschenkte. Und ein Knabe war's, ein Nachfolger,*) der den Fortbestand des wertheimschen Geschlechtes sicherte. Da gab es großes Freuen in der Burg, in der Stadt, im ganzen Lande. Des Vaters Bruder Wilhelm, Kanonikus in Mainz und Köln, war ein frommer Herr. Ihm, dem Oheim zu Ehren, nannte Georg sein Knäblein Wilhelm.

Als die junge Mutter glückstrahlend das Söhnlein in die Arme des Gemahls legte, vergaß Georg aller Arbeit, aller Lasten. Er ging so ganz in seiner Margaretha auf und in der Freude über das Kind, daß er nur ungern sich von beiden wandte, sobald die Pflicht der Regierung ihn abrief. Und dies geschah sehr oft. Die Bürgermeister von den Städten der Grafschaft kamen, um Glück zu wünschen; vor allen die von Wertheim, Freudenberg, Lautenbach, Schweinburg, Homburg, Kühlsheim und andere. Die Klöster auch sandten ihre Vertreter, die Benediktiner von Holzkirchen, die Cisterzienser von Bronnbach, die Kartäuser vom stillgelegnen Grünau, die Chorherrn vom heiligen Augustin aus Triefenstein, wie auch das Benediktiner Nonnenkloster Höchst in Herrschaft Breuberg seinen Klostervogt.

*) I. II.

Dazu die große Menge der gräflichen Rittervasallen, der Verwandten und Freunde der Wertheims, darunter Der von Echtern; oft aus weiter Ferne. Der edle Bischof von Würzburg, Laurentius von Bibra, sandte dem gräflichen Paare seinen Segen; desgleichen der hochwürdige Bischof Georg III. von Bamberg. Sogar Kaiser Maximilian ließ, wenn auch viel später, durch den Kurfürsten von Mainz dem glücklichen Vater seinen Gruß entbieten, denn Michael und Georg standen bei ihm in großer Gunst.

Ganz spät, als das geräuschvolle Treiben in der Veste schon aufgehört, meldete sich ein schlichter Besuch, den Georg am allerwenigsten erwartet. Neun Bäuerlein waren es, aus mehreren Dörfern des von ihm inkognito bereisten Landesteiles, die schlicht, unbeholfen und schüchtern dem Grafen gratulierten. Der Worte gab's nur wenige und diese waren zum Teil unverständlich. Aber die Thräne eines Alten legte beredtes Zeugnis ab von der Tiefe der Empfindung. Der Greis trat nahe an den Grafen heran und stammelte gerührt die Worte: „Die heil'ge Jungfrau behüte Mutter und Kindlein, und erhalte Euer Gnaden gesund. — Ihr seid ein Mensch und wißt — was uns drückt und weh thut und habt ein Herz dafür." Die Bauern wurden reich bewirtet, gekleidet und mit Geld beschenkt. Sie schieden voll Lob und Preis und konnten's heim nicht satt bekommen, zu schildern, wie gnädig und liebreich sie empfangen worden wären.

Georg ging, um Margaretha von diesem Besuche zu sagen. Das große Schlafgemach, worin er sie vermutete, war leer. Doch als er sich nach der Thüre zur Kemenate wandte, sah er Reginen an der leeren Wiege knieen; sie betete, und nachdem sie aufgestanden, legte sie ein Kreuz, von mühsam zusammengelesenem Grün gebunden, in die Wiege und faltete mit verklärtem Gesicht nochmals die Hände. Darauf verschwand sie eilends und ungesehen aus dem Gemache.

Des alten Bauern Thränen und dies Gebet waren ihm doch die liebsten Glückwünsche von allen.

Als er Margarethen hiervon erzählt und sein Söhnlein auf den Armen hielt, fiel ihm das Mahnwort wieder ein ‚Recht danken‘. Er hatte's längst gethan im stillen Kämmerlein und in der Kirche. Doch sollte es auch äußern Ausdruck finden. Noch lag die aufbehaltene Summe da, im Kassenschrein verwahrt. Den Armen der Stadt Wertheim ward sie zu teil. Zugleich begnadigte er eine Anzahl Gefangener. Doch auch das Land sollte sein Teil bekommen. Er forderte Bericht von den Amtmännern über Judenwucher. Die eingelaufenen Mitteilungen meldeten von einer Anzahl armer Bauern, welche den Juden nicht zahlen konnten. Georg kaufte sie teils los,*) teils zwang er die unverschämtesten der Wucherer, sich mit der Rückzahlung der dargeliehenen Summe zu begnügen.

Von der Begnadigung ausgeschlossen blieben die beiden Ruchlosen, welche Reginen hatten entführen wollen. Sie waren verstockt geblieben. Erst nachdem der Schloßvogt Philipp von Üssigheim die Folter angewendet, gestanden sie. Ihr Herr, Kolb von Bischeck, ein Stegreifritter im Spessart, hatte sie ausgesandt, das Dirnlein zu entführen und ihm in sein befestigt Haus zu schaffen. Einstweilen blieben sie als Zeugen im Verliese. Die Bestrafung des Raubritters sollte bei günstigerer Jahreszeit erfolgen.

Das Jahr, welches nach Wertheim so vieles Glück gebracht hatte, endete nicht überall gut. Herzog Ulrich von Würtemberg hatte sich vermählt und die Hochzeitsfeste in solcher Pracht und Verschwendung begangen, daß seine Unterthanen unter der Steuerlast seufzten. Dazu wurden sie von des Herzogs Günstlingen frech und roh behandelt, so daß es im Lande überall bedenklich zu gähren anfing. Wenn die Oberschwaben, die

*) I. II.

Niederländer und andere zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegen die Übergriffe der Geistlichkeit aufgestanden waren; wenn vor erst achtzehn Jahren die schlettstadter Bauern sich vereinigt hatten, um die Ohrenbeichte und Klöster abzuschaffen und das Eigentum der Geistlichkeit zu beschränken, so galten in Würtemberg die heimlichen Verschwörungen dem Regenten und seinem üppigen Hofe. Dies blieb anderen Herrschern nicht verschwiegen, so daß sie gespannt den Verlauf der Dinge in jenem Herzogtum beobachteten; war doch eine Mitleidenschaft nach außen oder innen durchaus nicht ausgeschlossen.

Auch Georg verfolgte jene Zustände, die, wenn sie zur offenen Empörung führten, leicht zu einem kaiserlichen Befehle Anlaß geben konnten, gegen die Aufrührer mit zu Felde zu ziehen. Doch das kommende Jahr sollte noch keine Entscheidung hierüber bringen. Auch blieb die äußere Lage ruhig, selbst der Tod des Papstes Julius II. und der Antritt Leo's X. im Februar erzeugte keine Wirren; so daß Georg mit wenig Ausnahmen sich ungestört seinen Regierungsgeschäften und seiner Familie widmen konnte.

Zu diesen Ausnahmen gehörte Georgs Beteiligung am Reichstage zu Trier-Köln, den er mit seinem Vater besuchte. Hier wurde endlich das Monopolisieren und Verkaufen der Fuggerschen und anderer Handelsgesellschaften, das von je im Volke lauten Unwillen hervorrief, verboten. Endlich! Denn es hatte bereits an 150 Jahre gedauert und Tausende an den Bettelstab gebracht. Ein anderer Beschluß des Reichstages: Eine Reichsexekution gegen unverbesserliche Friedbrecher im bambergischen und in angrenzenden Gebieten — berührte Georg unmittelbar. Er zog zu Felde. Mit Stolz betrachtete ihn Margaretha, als er stattlich an der Spitze seiner Kriegerschar von dannen ritt; sie hegte keine Furcht für ihn, denn sie vertraute seiner Kriegsübung, seinen festen und immer schlagfertigen Vasallen und Gott. Es war ihr immer vorgekommen, als würde

ihr Gebet weit eher erhört, wenn sie sich unmittelbar an ihren Gott und Erlöser wendete. Auch diesmal fand sie darin eine Art von Bestätigung. Georg kam sieggekrönt und unverletzt aus dem Kriege zurück.

Kaum heimgekehrt, stürzte sich Georg wieder in die Arbeit. Margaretha sah es mit einigem Zagen. Ihr schien, als ob er durch seine rastlose Thätigkeit zum Wohle seiner Unterthanen litte; doch wagte sie noch nicht, etwas zu sagen.

Fast wäre über dieser Thätigkeit der beiden Gefangenen vergessen worden. Ein thörichter Fluchtversuch derselben brachte die Angelegenheit wieder ins Gedächtnis. Georg zog abermals aus, diesmal in Götz von Berlichingen's Gesellschaft, sowie unter Mitführung der Gefangenen. Sein Häuflein war nicht groß, da er glaubte, Kolb von Bischeck sei leicht zu überwinden. Doch hatte er sich hierin geirrt; das Haus des Raubritters war gut befestigt. Gegen Leute solchen Schlages ward nicht erst förmlich Fehde angesagt; am äußren Thore ward mit Kolb verhandelt. Der leugnete anfänglich die That der Entführung, leugnete den Grund aller Beschwerden, die gegen ihn von Handelsleuten und Bauern in großer Auswahl vorlagen. Als aber die gefangenen Zeugen, blaß und verstört, vorgeführt wurden und wider ihn aussagten, konnte er nicht länger die ihm vorgeworfnen Sünden von sich schieben. Trotzig und frech wartete er einen Sturm ab.

Es war kein leichtes Stück, das festumschloßne Haus zu nehmen. Doch wußte Berlichingen Rat. Der erklomm selbst die Vormauer, und als er von hier aus zu seiner Freude geraubte Korngarben in Menge auf dem Vorhofe liegen sah, ließ er dürre Reißbündel fertigen und brennend hinabwerfen. Bald loderte die Glut; die Flammen leckten an dem Fachwerkbau des einen Hausflügels und brachten den zum Brennen. Kolb vertraute auf einen Ausfall; doch während Götz die wehrenden Knechte von den Mauern trieb, setzte Georg des Raubritters Schar zu. Sein Stoß war so mächtig, daß jene überrumpelt

ward und Kolb gefangen. Der hatte zwar auf Georg eingehauen und ihn am Bein verwundet, doch dafür erhielt er, dank dem Eingreifen Berlichingens, vom hiebgeübten Grafen einen so gewaltigen Streich, daß er kampfunfähig daniederlag. Was von seinen Knechten nicht niedergemacht wurde, entfloh. Die Raubstätte wurde dem Boden gleich gemacht, also, daß heutzutage keine Spur mehr davon zu sehen ist. Der Raubritter starb noch selben Tages an Verblutung.

Der Handel war nur klein nach damaligem Begriffe; doch hatte die Gemeinsamkeit der Gefahr Größeres im Gefolge: die engste Freundschaft und Waffenbrüderschaft mit Götz fürs ganze Leben. Auch zeugte diese That von Georgs hohem Sinne. Die mitgebrachten, als Zeugen dienenden Gefangenen hatten sich loszumachen vermocht und ihrem Herrn im Kampfe treulich beigestanden. Die Treue wußte Georg zu achten. Er ließ die beiden Knechte nur ausstäupen und vertreiben, ohne sie sonst am Leibe zu schädigen.

Die Wunde Georgs erforderte Schonung und Enthaltung weiterer Fehdeführung. Margarethas sorgsame Pflege und Wartung brachte den Schaden zur vollen Heilung, doch nur mählich. So fand denn Georg Gelegenheit, seinen Geist ohne äußre Störung zu beschäftigen. Und das geschah in reichem Maße. Franz von Sickingen, der mit seinem Haus und Gute Sachsenflur zum wertheimischen Lehenshofe gehörte, erschien eines Tages in der Veste Wertheim und brachte der Gräfin Margaretha zierliche Geschenke dar. Die war darob hoch erfreut und lud den edlen Gast ein, nicht unten in der Herberge ‚Zur Rose‘ zu nächtigen, sondern in einem Gastgemach der Burg. Auch Georg ward bedacht. Er erhielt von dem Reichsritter ein funkelnagelneu Exemplar von des Priesters Thomas Murner ‚Narrenbeschwörung‘, die erst vor kurzem in Druck erschienen war. Ingleichen überreichte Sickingen die neue Ausgabe eines lehrreichen großen Gedichtes von Sebastian Brand, benannt

‚Das Narrenschiff‘. Schwarzenberg hatte ihm einst gesagt, dergleichen würde in Wertheim wohl gelitten sein.

Da fand an den Abenden gar manch wichtig Gespräch statt zwischen Sickingen und dem gräflichen Paare; da fand Georg auch so manche Übereinstimmung zwischen Hanns von Schwarzenberg und dem ritterlichen Gast, wenn es galt, die reine christliche Lehre der Unmasse irriger Menschenzuthaten zu entkleiden. Wer einmal anfängt, Religiöses zu überlegen; wer bereit sein will, ‚Rechenschaft zu geben jedermann, der Grund fordert von dem Glauben‘, der strebt auch immer weiter nach Licht und kann dessen nie genug bekommen.

Nach Sickingens Abreise war Georg emsig beschäftigt, in den Geist der beiden Bücher einzudringen. Manches aus ihnen kannte er schon; jetzt hatte er alles im Zusammenhange vor sich. Schlagend bekämpfte Brand den Leichtsinn, womit geistliche Stellen besetzt wurden; geißelte er den Unfug des Reliquienhandels. Noch weniger schonte er den greulichen Mißbrauch, der getrieben wurde mit priesterlichem Segensprechen, mit Wallfahrten, Fastengeboten einerseits und ihren bezahlten Dispensen andernseits, so recht geeignet, die päpstlichen Kassen zu füllen. Auch den Gebrauch der lateinischen Sprache im Gottesdienst verwarf er streng. Wie jener, so geißelte auch Murner die elenden, unsittlichen Zustände der Kirche. Keulenschläge waren es, die der streng katholische Priester austeilte.

Alles, was Georg gelesen, fand in ihm und Margarethen vollen Widerhall; doch konnte es keine dauernde Befriedigung erzeugen. Sie wußten wohl, was sie n i c h t wollten, was eingerissen werden mußte. Doch das genügte ihnen nicht. Es lag in ihnen eine stille Sehnsucht nach einem neuen Bau, in dem sich der innerliche Mensch, der glaubende und denkende, wohl fühlte. Wenn Margaretha schon in den Tagen von Mespelbrunn in der Natur Gott mehr fand, als in der Kirche, so lag dies nicht in der Natur selbst, sondern in den M ä n g e l n der

Kirche. Auch die Schöpfung konnte ihr nicht als befriedigender Ersatz dienen. So kam es, daß in stillen Stunden religiöse Gespräche gepflegt und am gräflichen Hofe mit Vorliebe geführt wurden, so weit es weltliche Geschäfte dazu kommen ließen. Das neue Jahr brachte derselben reichlich nach innen und außen.

Noch hatte der Winter die Oberherrschaft über den Lenz des Jahres 1513, als ein Mägdlein die Familienfreuden Georgs vermehrte. Da mocht's draußen noch stürmen und schneien, in der Veste gab es Frühling und Sonnenschein. Gern hätte Georg dem Kindlein den Namen seines Gemahls gegeben; doch bat diese, es nach der hochgelobten Jungfrau Maria*) zu nennen, so liebreich und bescheiden, daß der Gatte diesen Wunsch nicht abschlagen konnte.

Und nun der Lenz draußen wirklich eingezogen war mit seinen Reizen und schon hinüberspielte in die Sommerzeit, bracht er auch ein Ereignis mit, das den Menschen in Burg und Stadt Wertheim viel zu denken gab. Liebeslenz ist möglich zu jeder Jahreszeit. Der Frühling aber begünstigt ihn am meisten. So zog es auch Ernfried mit Allgewalt wieder nach Wertheim, wo ihm der Lenz schöner zu sein dünkte, als im Merseburgschen.

In Thomas Ranks Hause fand er wie immer freundliche Aufnahme. Zwar zeigte sich der Oheim zurückhaltender gegen ihn; eine Folge des großen Gegensatzes in religiösen Dingen, der sich schon in vorigem Jahre gezeigt hatte. Doch Ernfried, sonst ein lustiger, lebensfroher Gesell, war ernster und gesetzter geworden und das gefiel dem Oheim; denn ein dem Richterstand Angehörender mußte nach seiner Ansicht ernst und würdevoll einherschreiten; so stand es ihm wohl an. Den Hauptgrund zu dem gesetzten Wesen kannte er nicht, sollte ihn aber bald erfahren. Ernfrieds Sehnsucht, mit Regina einen eignen Hausstand zu gründen, war immer mehr gewachsen. Wenn er fern von ihr

---

*) I. II.

an sie dachte, trat ihr Bild lebhaft und deutlich vor seine Seele. So klar wie ihr Auge, so lauter war ihr junges Herz. Der Liebe duftender Lenz denkt nur an den Augenblick, der reifere Sommer an die Zukunft. Diese erschien dem jungen Rechtsgelehrten als gesichert, wenngleich etliche Priester den Versuch gemacht hatten, ihn wegen seiner freieren religiösen Ansichten aus der Stelle zu verdrängen; er brauchte nur von nun an vorsichtiger zu sein. Sein Einkommen aus der Gerichtskasse des Bistums würde nicht vollkommen gereicht haben, um Mann und Weib und was etwa noch hinzukam, zu ernähren. Doch hatte sein Oheim fest und bestimmt versprochen, ihm bei seiner Verehelichung zum getreuen Andenken an den geliebten Zwillingsbruder, Ernfrieds Vater, von seinem erworbenen Reichtum eine Summe zu geben, erheblich genug zur Gründung eines eignen Heims. Und Herr Thomas Rank war ein Mann von Wort. Von seiten des Grafen fürchtete Ernfried keine Schwierigkeiten. Trotz dieser Aussichten konnte er Reginen gegenüber doch nicht mehr so vertrauensselig sein wie im vorigen Jahre. Er näherte sich ihr, als Regine am Sonntag aus der Stadtkirche kam; draußen vor dem Thore im Gebüsch konnte er das Wiedersehen feiern und der Herzgeliebten mitteilen, daß er vorhabe, beim Grafen um sie anzuhalten. Wohl bange ward es da der Maid, doch hoffte auch sie von der Güte ihrer Herrschaft, und ein süß Geplauder und ein Kuß gab frischen Mut. Die still Verlobten ahnten nicht, daß durch den schützenden Busch ein Paar dunkle, thränenvolle Augen diesen Kuß gesehen. Ernfried ging mit in die Veste und erhielt sofort Audienz, während Regina in ihrem Versteck wartete.

Das Gespräch eröffnete Graf Georg selbst durch Fragen nach Ernfrieds jetzigem Beruf. Als dieser hierbei Wittenberg berührte, erkundigte sich Georg sogleich nach jenem Augustinermönch. Mit Befriedigung vernahm er, daß dieser im Oktober vorigen Jahres Lizentiat und doctor geworden. Befangen lenkte

Ernfried hiervon ab und wandte sich dem Zwecke seines Kommens zu. Georg hörte anfänglich ruhig die Einleitung Ernfrieds und dessen allgemein gehaltnen Wunsch zur Ehehaltung mit an. Als aber Namen genannt wurden, als Georg erfuhr, daß der junge Rechtsgehilfe eine Leibeigne von ihm haben wollte, ward er stutzig und unwillig. Er schlug ihm seine Bitte kurz ab. Ernfried aber ließ sich nicht sogleich werfen; er hatte Vertrauen zu Georgs Einsicht und schilderte beredt und feurig, daß die Leibeigenschaft doch nie und nimmermehr eine christliche Einrichtung, daß sie der Lehre des Herrn Jesu stracks zuwider sei und der Graf bei seiner bekannten Menschenfreundlichkeit doch unmöglich dabei beharren könne.

Von alledem war Georg überzeugt, doch konnte er sich trotz besserer Einsicht aus Vorurteil nicht entschließen, Ja zu sagen. Es bedurfte erst eines Sturmes auf sein Herz, um ihn umzustimmen. Und dieser Sturm wirkte gewaltig; denn als Ernfried in seinem kühnen Flehen auch sagte: „Euer Gnaden freilich weiß nicht, was es heißt, zwei treuliebende Herzen von einander reißen —“, da wendete sich Georg ab nach dem Fenster und sann getroffen der Zeit nach, die ihm dereinst die schweren Herzensqualen der Entsagung gebracht. Aus dem längeren Schweigen schöpfte Ernfried Hoffnung, auch nicht vergeblich. Doch gar so leicht sollte es ihm nicht gemacht werden. Georg sagte ernst nach einer Pause: „Ich will nicht länger Eurem Wunsch entgegen sein — — Nur gemach!“ fügte er hinzu, als Ernfried freudig auffuhr: „Es kommen Bedingungen hinzu, die Euch nicht gefallen werden. Ihr wißt den alten, zum Recht gewordnen Brauch, daß, wer eine Leibeigene freit, selbst sich zu eigen geben muß. Habt Ihr Euch schon geprüft, ob Ihr Kraft und Lust dazu habt? Wenn Eure Liebe zu Regina Zell Bestand hat, müßt Ihr's thun.“

Auf diese Worte ward Ernfried leichenblaß. Das hätte er doch nicht vom Grafen erwartet; die hohe Achtung und

Neigung zu ihm begann zu schwinden. In seinem Antlitz stand ein großer Kampf geschrieben. Nach einer langen peinlichen Minute sagte er eisigkalt und gemessen: „Ich will es thun.“

Erstaunt blickte Georg auf. In seinem Busen war es längst warm geworden. Doch noch vermied er, dies merken zu lassen. „Gut!“ sagte er ernst. „Ich sehe, daß Euch Eure Liebe schwerer Ernst ist. Nun will ich aber sagen, daß ich von der Bedingung ganz absehe, dagegen verlange, daß Ihr Regina Zell loskauft, denn also will's der mildere Brauch. Es taugt nicht, daß Leute sich zusammenthun ohn' alle Mittel. Nur Elend wird daraus und Armut. Habt Ihr so viel, etwa an hundert Gülden, um sie loszukaufen?“ — „Herr!“ sagte Ernfried kurz und bestimmt, „so große Summe hab ich bar nicht vorrätig. Doch will ich fleißig sparen; drum gebt mir Zeit. Noch lieber gebt mir Arbeit meinem Wissen angemessen, um zu verdienen, was Ihr fordert.“

Nun konnte Georg nicht länger widerstehen. Er trat dem Bittenden näher und sagte in warmem Tone: „Das alles sei ferne von mir! — Nicht will ich das Unmenschliche, das wider den Herrn streitet. Nur prüfen wollte ich dein Herz, ob's fest gegründet sei in deiner Liebe. Aus allem seh ich, daß dem so ist. Regina mag dein eigen sein ohn' alles und jedes Erschwernis. Sie ist frei.“

Das drang wie Balsam ein auf Ernfrieds Herzenswunde. Doch kam ihm die beglückende Wendung zu plötzlich. Gleichwie ihm vor einem Jahre die Leibeswunde trotz des Balsams das Stehen während der Audienz erschwerte, so wankten auch jetzo seine Knie. Georg sah es, schob ihm einen Sessel hin und sagte: „Beruhigt Euch!“ Und an Schwarzenbergs noch immer lebenden Schmerz um den Verlust der teuren Gattin denkend, setzte er mild hinzu: „Hab's wohl an anderen erfahren, daß Scheiden weh thut; hätt's bald erfahren auch an mir. Doch nun ist ja alles wieder gut. Zieh hin in Frieden und Freude.“

Ernfried hatte wieder Kraft gefunden, beides, des Leibes und der Seele mehr denn je. „Gesegne es Euch Gott tausendmal!“ rief er begeistert aus. Herr, wie danke ich Euch! nicht nur für die Freigabe Reginas. Will's nur gestehen, Euer Gnaden! Als ich zu bitten kam, naht ich mich wohl im Bewußtsein treuer Liebe. Aber Ihr, Herr, und Euer scharf Examen haben mich erst jetzt fest gemacht und gestählt. Jetzt galt es zu bekennen und mich selbst zu prüfen. Wer weiß, ob ich dies jemals gethan. Nun bin ich mir bewußt, daß meine Liebe zu Regina echt ist.“ — „Ihr habt ihr ja dereinst Ehre und Leben gerettet,“ sagte Georg freundlich lächelnd; „nun sei sie Euch auch eigen an Leib und Seele. Geht glücklich heim.“

Das war Ernfried auch, überglücklich. Und dennoch blieb er noch stehen, obgleich ihm Georg das Ende der Audienz bekundet hatte. Schüchtern, leise und mit niedergeschlagenen Augen frug er noch: „Verzeihen Euer Gnaden! — — Ich darf wohl hoffen auf Verzicht — — Es gibt ein traurig Anrecht des Oberherrn — das jus —“

„Thor!“ rief Georg laut und verließ das Gemach.

Ernfried flog mehr als daß er ging. In kurzer Zeit hatte er das lauschige Plätzchen erreicht, auf dem Regina seiner harrte. Flüsternd teilte er der Ungeduldigen den Verlauf der Audienz mit, deren Kernpunkt er ihr schon bei seinem Erscheinen etwas zu laut mit den Worten zugerufen: „Du bist frei; wir sind für immer vereint.“

Als Ernfried die Maid verlassen, um zur Stadt zurückzugehen, hörte er ein Geräusch im Gebüsch, er ging demselben nach, konnte aber niemanden entdecken; nur am Fuße des Schloßberges bemerkte er etwas, eine schlanke Frauengestalt. Aber diese war zu weit und konnte kaum Ursache gewesen sein. Während Ernfried im Hause seines Oheims sich bereitete, diesem von seinem Wunsch und Vorhaben in Kenntnis zu setzen, gab's in Samuels Wohnung einen lauten Wortwechsel. Lea hatte sich

nicht um die Bereitung des Mittagessens bekümmert; ihr Vater wartete lange mit hungrigem Magen. Darüber bekam sie einen Verweis. Nicht als ob Samuel diese Versäumnis an sich für bedeutungsvoll gehalten hätte; hierzu war der Jude zu sehr Philosoph. Aber Lea hatte schon seit mehr als einem Jahre ein so absonderlich zerstreutes und scheues Wesen gezeigt, daß es dem Vater, der auch die jetzige Nachlässigkeit darauf zurückführte, doch bemerklich und mit der Zeit bedenklich wurde. Er hatte sie öfter gefragt: „Lea, was haste!?" — Doch deren gleichgültig klingendes: „Nichts, Vaterleben!" entnahm ihm regelmäßig die Sorge um jenes Wesen. Waren doch andere Sorgen noch viel herber. Die Stimmung der Landesbevölkerung gegen die Juden ward immer gereizter, so daß Samuel eine zweite blutige Verfolgung befürchtete, wie sie früher in Verbindung der Zerstörung der Synagoge geschehen war.

Außer jenen kleinen Versäumnissen im Hause beunruhigten den Vater auch die Unregelmäßigkeiten, deren sich Lea seit längerer Zeit in der Führung der Geschäftsbücher zu schulden kommen ließ. Samuel hatte sie unterrichtet im Rechnen, Schreiben und Kalkulieren; sodaß Lea vollkommen ausgebildet darin war und Samuel zu sich sagen konnte: „Lea ist verständig und klug; brauch sie nicht mehr zu behüten." Freilich setzte er einst auch hinzu: „Lea ist schön, muß sie behüten mit meinen beiden Augen." — Mehr als alles das bekümmerte den Vater die Tochter selbst, sein Alles und Liebstes auf der Welt. Alle anderen Lieben waren schon längst von der Erde geschieden. Darum nahm er sich vor, Lea nach der Ursache ihres scheuen Wesens abends zu fragen. Als er dies gethan, warf sich die Tochter ans Vaterherz und weinte laut, daß es Steine erweichen konnte. Doch brachte er nichts aus ihr heraus. Bekümmert sagte er: „Geh schlafen, Lea! geh schlafen, daß der Kopf ausruht zu guten Gedanken." Auch der Alte legte sich zeitig ins Bett, konnte aber nicht schlafen; auch später nicht.

Noch vor dem ersten Morgengrauen hörte er ein verdächtig Geräusch; er stand auf und suchte überall, fand aber keinen Dieb. Dann erst kam fester Schlummer über ihn.

Mit Ernfrieds Schlaf schien es ganz aus zu sein. Das war aber auch gestern ein böser Nachmittag! und der Abend brachte ihm einen Schlag, der ihn zu den verzweifeltsten Gedanken führte. So jähzornig und wütend hatte Ernfried den Oheim noch nie werden sehen, als er seine Absicht, Regina zu ehelichen, in wohlgeordneter Rede kund gegeben hatte. Nichts half die Erwähnung der gräflichen Huld, nichts der Umstand, der alle Schwierigkeiten beseitigen konnte, daß Regina frei und keine Leibeigne mehr sei. Rank besaß unermeßlichen Patrizierstolz, welcher hoch hinaus und solche Schmach, dem ganzen Rankschen Hause angethan, nicht erleiden wollte. Mißheirat und Freigeisterei, wie er alles nannte, was gegen die bestehende Kirche stritt, waren Ranks wundeste Punkte. Er stellte ihm die Wahl: entweder seiner Neigung zu entsagen oder sein Haus zu verlassen und aller ferneren Beihilfe verlustig zu gehen. Und damit das Elend Ernfrieds voll werde, eröffnete ihm der Oheim noch, er habe seit mehreren Tagen einen Brief des merseburger Prälaten in den Händen, worin dieser ihn aufforderte, seinen Neffen zu veranlassen, daß er von seinen ‚ketzerischen‘ Ansichten lassen solle, widrigenfalls beschlossen sei, ihn seiner Stelle zu entheben.

Als Ernfried nach langem Gespräch solches vernommen, bäumte sich sein ganzer Männerstolz in ihm auf. Ohne ein Wort zu sagen, schnürte er seinen Reisesack und verließ das ungastlich gewordene Haus. Am liebsten wäre er die Nacht über umhergewandert, die kühlte seine heiße Stirn. Doch weil dies die Wächter nicht geduldet haben würden, verfügte er sich in die Herberge ‚Zur Rose‘. Hier war natürlich der Schlaf unmöglich; seine Gedanken wogten zu erregt hin und her. Nicht eine Minute hatte er geschwankt. Von Entsagen war gar keine Rede, am allerwenigsten von Widerrufen. W a s sollte er denn widerrufen?

Daß er im Erlöser Jesus Christus allein sein Heil fand und nicht in dem Chaos von Heiligen? Nimmermehr! — So stand er nun bettelarm da und schaute vom Fenster hinauf zu den funkelnden Gestirnen des reichsten aller Reichen, der da gesagt hat: ‚In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen‘. Und als er sich so recht in die allerbarmende Liebe seines Gottes und Heilandes versenkte, überkam ihn eine Seligkeit und Sicherheit, wie er sie bisher noch nie empfunden. ‚So darf ich denn um deinetwillen leiden‘ flüsterte er still und betete ein kräftig stärkend Gebet.

Wie aber Regina von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzen? Wie sie trösten, daß sie fest ausharren sollte? Regina konnte ja nicht lesen. Wie ein Blitz fuhr ihm der Name Samuel durch den Kopf. Der hatte sie gern, der wird sich auch ferner der Verlassenen annehmen. Er sollte briefliche Nachrichten an Regina vermitteln. Fest und entschlossen verließ Ernfried die Herberge und schritt am Morgen der Kapellengasse zu. Das von dem Juden bewohnte Haus war noch verschlossen, während es doch für gewöhnlich frühzeitig offen gehalten wurde. Jetzt erst bemerkte er vor den Hausthüren der Nachbarhäuser Gruppen von Weibern und einigen Männern, welche die Köpfe zusammengesteckt hatten und sich lebhaft aber scheu unterhielten. Ernfried hörte nur mit halbem Ohre auf das Geklatsch und schritt einstweilen dem Kapellen- und Hummelthörchen zu, allwo sich in gegenwärtiger Zeit das Gasthaus ‚Zur Kette‘ befindet. Ohne sich stören zu lassen, plauderten die Leute weiter. „Und die Person hat doch einen Selbstmord begangen,“ sagte eine junge Frau, „denn der Leichnam hat auf dem Bauche geschwommen.“ Von einer anderen Hausthür dagegen erscholl es: „der Ruckel und Eislacher haben den Körper zuerst gesehen, wie er auf dem Rücken im Wasser gelegen. Ganz blaß hat er ausgesehen.“ — „Da hört Ihr's“ sagte ein bejahrtes Weib; „ich laß

mir's nit nehmen: der Wassergeist ist schuld und hat dem Körper 's Blut ausgesaugt."

Ernfried war zu sehr mit seiner trostlosen Lage beschäftigt, als daß er weiter auf den Streit der Leute acht gegeben hätte. Nach einer Stunde ruhelosen Hin- und Herwanderns begab er sich wieder zu Samuels Haus; jetzt endlich fand er's offen. Als er in die niedrige Stube eingetreten war, fand er den Juden am Boden kauern. Zweimal rief Ernfried seinen Namen; er antwortete nicht. Erst beim dritten Male erhob sich Samuel, sah den jungen Mann groß an und setzte sich ermattet auf einen Lehnsessel. Ernfried betrachtete ihn mitleidig und sagte mild: „Samuel! Du mußt mir helfen. Bin verlobt mit der Regina Zell, die du gern hast. Der Graf hat sie mir freigegeben; aber mein Oheim will nichts davon wissen. Ich geh hinaus in die Welt, muß aber dem Reginle hie und da ein Brieflein schreiben. Doch da sie nicht lesen kann, so mußt du mein Vertrauter sein und ihr die Briefe vorlesen, die erst in deine Hände gelangen. Willst du?"

Nach dieser Ansprache schien in den Juden wieder Leben gekommen zu sein; doch zitterte er und ward noch bleicher als zuvor. Er sah Ernfried stechend an und sagte mit heiserer Stimme: „Haben wie oft versucht Eure Priester, mich umzustimmen, daß ich soll aufgeben den Glauben meiner Väter und soll Christ werden und haben viel in mich hineingered't von guten Werken und von Nächstenliebe und von Seligkeit und Fegefeuer. Hab ich gesagt: ‚Laßt mich!' — Wie haißt Nächstenliebe — — — — — Hat mir meine Rebekka geschenkt ein lieblich Töchterlein, die Eva, unsre Taube. Sind Christen gekommen, haben die Fünfzehnjährige gewaltsam aus dem Garten fortgeschleppt, eingesperrt in ain sicheres Klostergelaß und geschändet über ein Jahr lang. Ist sie elendiglich umgekommen. — Hab ich gehabt Zwillingssöhne; waren stattlich rausgewachsen, der Baruch und der Enoch, und geworden die Stützen ihres

Vaters. Sind Christen gekommen, haben sie auf der Landstraße totgeschlagen und in Sand verscharrt. — Als Rebekka getragen hat die Lea unter dem Herzen, sind Christen gekommen, haben sie gehöhnt um ihres Glaubens willen und geschlagen und gestoßen. Hat sich Rebekka vor Schreck und vor Schmerzen niedergelegt zu sterben, nachdem sie der Lea das Leben gegeben. — Und nun die Lea groß gewachsen zur Jungfrau, schön und gut und meine rechte Hand, vergafft sie sich in einen Christen, und weil der ist gewesen barsch zu ihr und dem Reginle ergeben, hat sie gesucht und gefunden den Tod im Wasser und hat mich alten Mann gelassen ganz allein."

Mit ungeheurer Willenskraft hatte Samuel eintönig gesprochen, und die gewaltige Bewegung von Haß, Wut, Schmerz und Wehmut nicht zu Tage treten lassen. Als Ernfried hörte, daß ein Mann dem Reginle ergeben sei, ward er stutzig und frug eifrig: „Wer war der Christenmann!?" — „Wie er haißt? — Nu! sein Name haißt Ernfried Rank." Tief erschüttert bedeckte Ernfried mit den Händen sein Gesicht. „Du arme Maid!" rief er schmerzlich und schwieg. Erst nach einer Weile fuhr er fort. „Samuel! bei Gott! ich bin unschuldig an dem Tode deiner armen Lea!" — „Waiß ich!" sagte der Jude ruhig; doch bebten seine Lippen, als er fortfuhr: „Ist ein großer grausamer Schmerz, der mir's Herze zerwühlt. Muß ich suchen, zu kommen auf andere Gedanken; darf die Regina nimmer sehen. — Daraus wird nichts. Lieber will ich borgen Geld, als mit der Maid verkehren." — „Geld brauche ich außerdem noch; davon später. Aber Samuel! Ich weiß keinen andern Menschen als dich, der mir verhilft, mit dem Reginle durch Brieflein zu verkehren. Überleg dir —" — „Hab überlegt!" sagte Samuel bestimmt. „Es bleibt dabei."

Alle weiteren Überredungsversuche nutzten nichts, so daß Ernfried sie nicht mehr erneuerte. Er hätte sich können dem Grafen entdecken, der würde ihm gewiß geholfen haben. Doch

scheute er davor, als er überlegte, daß er vogelfrei und nach gewisser Lage der Sache stellenlos geworden. Auch an Götz von Berlichingen klammerte sich seine Hoffnung; der hatte sich von jeher der Unterdrückten angenommen und wäre im stande gewesen, dem merseburger Prälaten Fehde anzusagen und ihn so lange zu trillen, bis er den Stellenlosen entschädigt. Doch währte diese Hoffnung nur einen Augenblick, dann gab er sie auf; konnte doch dieser die Federfuchser nicht leiden. Noch ratlos, wandte er sich dem zweiten Zwecke seines Kommens zu. Ernfried war um's tägliche Brot nicht bange; hätte ja, da er auch die theologia studiert mit Fleiß, sogar ein welt-geistlich Amt suchen können. Doch bedurfte er vorläufig Geld; 100 Gulden brauchte er.

„Ist viel Geld für einen, der da anfängt," sagte Samuel. „Zu was braucht Ihr so viel Geld? Habt Ihr doch eine Stelle. Könnt Ihr mir geben Sicherheit mit einem Pfand?" — „Nein, Samuel!" bekannte Ernfried offen. „Ich bin ledig meiner Stelle geworden und ohne Einkünfte. Doch hab ich was gelernt und keine Furcht, wo anders abgewiesen zu werden." — „Was Ihr sagt!" rief der Jude verblüfft. „Kaine Stelle! — kann ich auch nit leihen. Ist kain Geschäft! ist ain Geschäft ins Blaue hinein."

Das fuhr Ernfried durch die Glieder. Also auch das nicht! — Kummervoll blickte er vor sich hin. Samuel ersah es und frug: „Wie ist's gekommen, daß Ihr verloren habt Euer Auskommen?" — „Du bist ein Jude," erwiderte Rank, „und weißt nicht zu beurteilen, wie's in der Christenheit aussieht. Schlecht sieht es aus. Gottes Wort soll nicht herrschen; die Priester wollen es mit ihren Satzungen. Und weil meine Ansichten abweichen von den ihren, weil ich mich nicht ihrem Götzendienst ergeben kann, sondern mich directe an unsern Gott und Erlöser halte, deswegen haben sie mich vertrieben, um meines Glaubens willen."

Als der Jude dies hörte, stand er auf und ward erregt. Seine Lippen bewegten sich, ohne ein Wort hervorzubringen. Endlich sagte er laut: „Haben sie Euch vertrieben um Eures Glaubens willen, waiß ich, was das haißt. Herr Ernfried Rank! will Euch borgen die hundert Gulden auf Eüer ehrlich Gesicht. Ihr seid hitzig, aber Ihr seid gut. Und ich will annehmen Eure Briefe und will sie vorlesen dem Reginle ganz geheim. Ein Verstoßner muß beistehn dem andern."

Wieder nieder setzte er sich und begann bitterlich zu weinen. Da konnte sich auch Ernfried nicht länger halten. „Samuel! du hast die Nächstenliebe!" rief er bewegt, beugte sich herab zu dem Alten und half ihm weinen in großem Schmerz um sich, um Regina, um den Juden und dessen arme unglückliche Lea. Nur noch den Wunsch äußerte er, daß Regina durch ihn von dem Vorfalle Kenntnis erhalte. Darauf verließ er Wertheim. —

Zur Erfüllung dieses letzten Wunsches gelangte Samuel sehr bald. Der Graf hatte ihn zu sich befohlen. Ehe der Jude in dessen Gemach trat, hatte er Regina aufgesucht, ihr in einer alten verlassenen Kammer das Vorgefallene mitgeteilt und Trost zugesprochen in herzlicher Weise. Da war ihm Regina weinend um den Hals gefallen wie eine Tochter und Samuel hatte abermals mit geweint, doch zum letztenmal. Von da an blieben seine Augen trocken bis zu einer ferneren Zeit, wohl acht Jahre lang.

Obgleich Samuel den Grafen als einen milden Herrn kannte, war er doch besorgt, was er in der Veste erfahren würde. Aber bald schwanden seine Bedenken. Georg hatte ihn kommen lassen, um ihn, der unter seinen Stammesgenossen in großem Ansehen stand, aufzufordern, er solle seinen Einfluß auf letztere geltend machen und sie vor der Fortsetzung des ungeheuren Wuchers warnen. Wenn dieser nicht auf fünf vom Hundert herabgehe, so könne es sich leicht ereignen, daß das Volk eine zweite blutige

Judenhetze ausführe. Samuel versprach, dem nachzukommen und rüstete sich zu einer Fußreise durch die Grafschaft, zu der er einen zuverlässigen gräflichen Schutz-Begleiter erhielt. Dem Alten war es recht; so wurde sein Geist abgelenkt, sein Schmerz zeitweilig in den Hintergrund gedrängt. Samuels Mahnungen gegen den hauptsächlichsten Judenwucher fanden an mehreren Stätten Gehör; die Furcht wirkte. Ganz aber hörte das Elend nicht auf. Aufrichtig um seine Bauern besorgt, reiste Georg nach Würzburg, um dort Geld zu leihen, und als dies nicht reichte, ritt er sogar nach Mainz zu gleichem Zwecke.

Während seiner Abwesenheit gelangte nach Wertheim die Kunde, im Breisgau seien die „Bundschuher“ aufgestanden und unter Joß Fritz's Leitung zu blutigen Kämpfen geschritten. Sie könnten keinen andern Herrn anerkennen, als Gott, den Papst und den Kaiser. Die Leibeigenschaft wollten die so oft Gepeinigten als unbillig abgeschafft wissen. Das alles war nichts Neues; uralte Anschauungen waren es des christlich germanischen Volksrechts, welche sich wach erhalten hatten, welche die Blicke sehnsüchtig in die Vergangenheit zurück lenkten. Wie ein Lauffeuer drang jene Kunde auch unter die Bauern der Grafschaft Wertheim, Gerüchte über deren Unzufriedenheit und Geneigtheit, sich den Bundschuhern anzuschließen, wurden verbreitet, so daß Margarethen bange wurde um den Gemahl; wie leicht konnte dieser unterwegs angefallen, er und sein kleines Gefolge beraubt und gefangen werden. Um ihre Unruhe zu mildern, begab sie sich mit einem Edelfräulein und einem Pagen in den Hof, um von hier den Schloßgarten aufzusuchen. Im Hofe bemerkte sie einen kleinen Auflauf und sah bald, daß übermütige junge Stallknechte den Juden Samuel umringt hatten und foppten. Streng verwies sie dies den Rohen und frug nach dem Begehr des Alten. Alles, was Jude hieß, war ihr verhaßt. Als sie aber den wertheimer näher betrachtete, konnte sie ihm das Ehrwürdige seiner Erscheinung nicht absprechen. Dazu war Samuel

zwar einfach aber sauber bekleidet. Am meisten fesselte sie ein Zug tiefen Kummers in Samuels Angesicht. Wo sie Leiden und Falten des Grames bemerkte, sah sie nicht auf Stand und Herkommen. Darum redete sie den Juden freundlicher an, als vielleicht sonst geschehen wäre.

Samuel verbeugte sich tief und sagte: „Hab Auftrag erhalten von Seiner Gnaden, dem Herrn Grafen Georg. Sollt im Lande herumreisen und berichten wie's stünd." Margaretha war wohl erstaunt, daß sich ihr Gemahl eines solchen Mannes als Kundschafter bediente. Da sie aber glaubte, etwas Näheres über die Haltung ihrer Bauern erfahren zu können, sagte sie: „Wenn es nichts Geheimes ist, so kannst du es auch mir sagen. Ich werd' es dem Herrn mitteilen". Hierzu fand sich Samuel bereit. Er mußte den Frauen in den Garten folgen, wo er mit wenig Worten das Ergebnis seiner Reise mitteilte. Wegen der Bauern in der Grafschaft könne sie sich beruhigen. Wohl gäbe es viel Unzufriedenheit unter ihnen, aber diese richte sich mehr auf die Wucherer.

Margarethen gefiel der Bericht wohl, auch die bescheidene und kluge Art des Vortrags. Als der zu Ende, frug sie mild: „Mich dünkt, du hast schweren Kummer!? Die Falten deines Angesichts sehen danach aus." Samuels Wunde blutete noch. Aber er nahm sich zusammen und sagte bewegt: „Euer Gnaden sind freundlich und sind liebreich gegen mich. Wollet nit weiter forschen, was mich niederbeugt bis auf die Erde. Euer Gnaden sind auch liebreich gegen ein arm verlassen Leibeigenkind, die Regina. Der Gott Abrahams segne Euch und lasse Euch Fraide erleben an der Tochter — — — — — Gnädige Frau Gräfin! entlaßt mich! — kommt mich die große Schwäche an — klebt mir die Zunge am Gaumen. —" Margaretha ward gerührt. „Du bist schwer bekümmert," sagte sie mitleidig. „Kann ich dir denn nicht helfen?" Da blickte Samuel mit starken Zügen des Grames um den Mund auf zum Himmel, faltete die Hände und

sagte: „Mir kann niemand mehr helfen." — „O wärest du ein Christ! dann sollte dir wohl Hilfe und Trost werden von unserm Heiland und Erlöser Jesus Christus". — „Laßt mich gehen, Euer Gnaden! laßt mich gehen!" versetzte Samuel und schlich davon. Noch hörte er der Gräfin letzte Worte: „Armer Mann!"

Margaretha erkundigte sich bei Regina, ob sie etwas von des Juden Kummer wisse. Die erzählte getreulich, wie tief niedergedrückt der Alte durch Leas trauriges Ende sei, auch wie gut er immer gegen Regina gewesen. Von Stund an ward und blieb sie dem Samuel gut. —

Georg kehrte wohlbehalten wieder zurück, schwer beladen mit geliehenem Gelde. Nur zwei Tage rastete er in der Veste Wertheim, dann reiste er in seinen Landen umher, dahin, wo die Not am größten. Da hat er gar manchen seiner Unterthanen aus wucherischen Judenhänden durch Loskauf befreit und hat auch in späteren Jahren ‚kein Müh, kein Kosten gesparet, um das Volk zu erlösen von dem großen Landschaden des Judenwuchers, dadurch viel armer Leut schier gar verdorben waren und zu Bettlern worden'.

Die Bauernempörung im Süden ward auch diesmal unterdrückt. Joß Fritz entkam. Die man aber festnahm, wurden gevierteilt, gerädert, enthauptet. Als große Milde galt das Abhauen der Schwurfinger, Abschneiden der Ohren und sonstige Verstümmlung. Warum auch wollten sie sich nicht knechten und schinden lassen.

Achtes Kapitel.

So hartnäckig war lange Zeit kein Winterfrost gewesen, wie der zu Anfang des Jahres 1514. Abzugsschleusen froren ein, Gossen, Brunnen mit hochgelegnem Wasserspiegel; selbst das Wasser in den Kannen der Mägde soll eingefroren sein während deren Unterhaltung am Brunnen, und die war doch gewiß sehr kurz. Adam Saspel behauptete, sogar Klaus Nappenbachs Verstandskasten sei eingefroren, was sich aber im Laufe des Frühlings als eine ganz niederträchtige Verleumdung erwies. Hätte er gesagt, die Tauber sei voll Eis, so würde ihm jedermann beigepflichtet haben. Fast bis auf den Grund war das Flußwasser gefroren und die Wertheimer harreten mit Bangen des Eisganges, dessen Verstopfungen und Überflutungen. Die Märzsonne schien bereits recht hübsch warm, das Maineis hatte sich schon seit einigen Tagen in Bewegung gesetzt, aber die Tauber blieb verstockt. Es kamen Regentage, welche den Schnee bei Rothenburg und Creylingen schmolzen und das Wasser über und unter das Eis der Tauber trieben. Die Bürger fürchteten Schlimmes für ihre Brücke: Zu Hunderten standen sie dort und lauschten bang dem Knacken und Krachen des gefrornen Elementes.

Nur in Reginas Herzen war es warm geblieben. Die saß eines Vormittags in Samuels Stube und hörte mit Thränen in den Augen auf das Vorlesen eines Briefes Ernfrieds. Nimmer hatte dieser widerrufen können; darum er denn seines Amtes

auf Betrieb der Priester entsetzt und aus dem Merseburgschen vertrieben worden war. Abschreiberdienste verrichtete er im Meiningenschen und war hiermit wohl Wertheim ein gut Stück näher gerückt, aber nicht seinem Lebensziele, denn als solcher verdiente er kaum den eignen Unterhalt. Danach folgte ein Loblied auf die Hoffnung und immer wieder Hoffnung und Harren und Trösten. Da war es der zwanzigjährigen Maid nicht zu verdenken, wenn sie aus dem heißen Inneren heiße Thränen strömen ließ. Samuel hat sie immer gut getröstet, so auch heut. ‚Gut Ding will Weile han‘, sagte er und suchte der Maid begreiflich zu machen, daß kein Glück wie eine gebratene Taube in den Mund fliege. „Wer grasen will, muß sich bücken,“ sprach er am Schlusse seines Sermons und hatte durch diesen Spruch erreicht, was er bei Regina erzielen wollte: Geduld.

„Nu muß ich fort,“ fügte er hinzu. „Ist der Klinghard von Bockenrod gekommen in Verlegenheit; soll ich ihm borgen auf sein Gut. Will gehen nach Bockenrod.“

Da stellte es sich heraus, daß auch Klinghards Beutel eingefroren war; das Geld sollte der Jude flüssig machen.

Über diesen Entschluß erschrak Regina. Sie hatte vor ihrem Eintritt in Samuels Wohnung neugierig an der Tauberbrücke gestanden und von anderen Neugierigen schlimme Ahnungen angenommen. Darum bat sie den Juden, er solle bleiben; es könne für ihn gefahrvoll sein. Samuel blieb fest. „Will ich, daß er hält Wort, muß auch ich halten Wort.“ Doch Regina ließ nicht nach mit Bitten, wohl über eine Viertelstunde lang. Und als sie flehete: „Samuel! ich bitte dich um unsers Herrn und Heilands willen: Bleib da und mach mir nit den Kummer“ — da ward der Jude gerührt und sagte: „Bist ein liebes Kind und bist ein gutes Kind. Aber ich geh’.“

Als Regina die Vergeblichkeit ihres Abredens sah, gab sie ihm noch den Wunsch mit auf die Wanderung: „So behüte dich unser Herr Jesus Christus und bringe dich heil zurück.“ — „Bleib

mir fern mit dem!“ rief Samuel laut; „ist er nit der rechte Messias; kann er auch nit helfen.“ Regina begleitete ihn. Sie konnten nicht bis zur Brücke gelangen. Das Eis war soeben aufgebrochen; die mächtigen Schollen prallten mit Wucht an die Pfeiler. Diese erlagen dem Stoße; die Brücke war eingestürzt.*) Im Nu schwoll das Wasser hoch an und überflutete die Gelände und Häuser längs des Uferlandes. „Schau, Samuel!“ flüsterte Regina. „Hätt ich dich nit gebeten lange Zeit, wärst du mit der Brucken zu Grund gangen. Der Herr Jesus hat dich wohl beschützt.“ Kopfschüttelnd und brummend ging der Alte wieder nach Haus, Regina zur Burg hinauf. Mancher junge Mann blickte ihr dabei mehr als wohlwollend nach. Sie hatte durch den Verkehr mit den vornehmen Herrschaften droben so was Feines erhalten in Sprache und Bewegung, daß selbst in Bürgerssöhnen der Wunsch keimte, die wonnig aufgeblühte Rose an die Brust zu drücken fürs ganze Leben.

Als der Graf von dem Ereignis hörte, begab er sich allsogleich herab zur Tauber; dort fand er auch die Väter der Stadt versammelt. „'ist kein Wunder, Euer Gnaden!“ sagte Heinz Ries, der Schultheiß. „Hab's vor kurzem im Buche des Herrn Riesen, so anno 1427 Bürgermeister war, gelesen, daß die Brück vor einhundert Jahren und sechs erbauet worden ist, also, daß sie nunmehro das Alter gedrückt hat.“ Der Fährmeister aus der Schifferzunft meldete sich und sagte, daß sie das Fahren zu versehen schuldig seien. Das Fährgeld war mit den Bürgermeistern Kunz Rietzler und Michel Staff bereits festgestellt worden. Der Graf jedoch verordnete, daß für die Leiber der Bürger nichts genommen werden sollte; nur Geschirr sollt Überfahrtskosten tragen. Es blieb sich gleich; denn nun wurden die letzteren um so mehr erhöht, also, daß das Fährgeld fast so viel betrug wie

*) XVI.

am Main; ein Wagen zwei Kreuzer, ein Karren von Fremden einen Kreuzer, eine Karre Mist aber einen Heller.

Ein Bürger war darob unwillig geworden und sagte brummend nach des Grafen Fortgang: „Seiner Gnaden steckt sein Nas' just in alles: Was geht's ihn an? Das mit der Brucken ist unser Recht. Als wie's in unsrer Stadt Ordnung heißt: ‚Zum andern hat ein alter Bürgermeister alle fürfallenen Sachen, so außerhalb der Ordnung dieser Stadt sich zutragen, mit Rat und Schultheißen zu verwalten und fürzubringen.‘“ Doch der Schulheiß beruhigte ihn: „Laßt's gut sein, Wendel Jorden! Haben seit anno 1306 Rechte fast gleich einer freien Reichsstadt; seit anno 1316 unser eigen Stadtgericht, seit anno 1351 viele Freiheiten und ingleichen seit anno 1437 durch den hochseligen Grafen Johann Enthebung*) von vielen Lasten.“ — „Ja, Herr!“ fing der knickrige Bürger zu nörgeln an, „aber —“ — „Was da aber!“ rief Ries ärgerlich. „Haltet Euer geschwätzig Maul und seid froh, daß wir solchen Herren haben.“ —

Der plötzliche und gewaltige Eisgang hatte allenthalben Schaden verursacht. Für das Stadtgebiet mochte die Gemeinde sorgen; wie es aber im ländlichen Teile des Tauberthales stand, das zu untersuchen hielt Graf Georg für seine Pflicht. Alle Tage ritt er thalaufwärts, ordnete das Wegschaffen der Schollen an, das Herstellen von Notstegen und Entfernen von angeschwemmten Hindernissen aus dem Flusse. Mit Geld und Mannschaften hatte er die meisten Schäden geheilt. Noch im Mai untersuchte er die Beschaffenheit des arg mitgenommenen Thalgrundes. So war's auch ein schöner Maitag, als er nach Bronnbach ritt. Dort aber hatte Abt Leyser schon tüchtig aufgeräumt und den Bauern geholfen. Eine Stunde hoher Befriedigung weilte er im Kloster, dann ritt er weiter auf Niklashausen zu. Auch hier hatten seine Leute alles wieder hergestellt. Die Mühle

*) XVI.

klapperte wieder; die Wiesen grünten, als sei nichts vorgefallen und versprachen eine gute Heuernte. Das stimmte ihn froh; er sah seine fürsorglichen Mühen belohnt. Noch mehr erfreute ihn der Dank seiner niklashausener Bauern. Ein alter Mann führte sie an und sprach im Namen aller. Georg stutzte und konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Das war derselbe Alte, der ihn, den als Bauer Verkleideten, vor Jahren hatte weidlich durchwalken wollen, ohne zu wissen, mit wem er's zu thun hatte.

Auf dem Rückwege pfiff er eine lustige Melodei, also, daß seine Diener sich verwunderten. Warum auch nicht? In der ganzen Natur pfiff und sang es. Oben trillerten die Lerchen, im Busche Amseln und Finken und auf der Erde, bei Reicholzheim, sang auf der Landstraße eine fröhliche Menschenstimme. Georg holte deren Inhaber bald ein. Zwei Wanderburschen, sauber und blühend, zogen ihres Weges, das Felleisen auf dem Rücken. Der jüngere von ihnen, ein blondgelockter hübscher Jüngling von zwanzig Jahren, war der Sänger, der sein Lied mit der Strophe endete:

Drum wo ich wandre in der Welt.
Hab ich mein Sach auf Gott gestellt.
Weiß ich nur, wo der Schuh thut drücken,
Thu ich ihn just gleich selber flicken.
Denn also will's der Herrgott han,
Er hilft, wer selber was gethan.

Dem Grafen gefiel der Gedanke des Liedes: Man soll nicht, die Hände im Schoß, warten, bis Gottes Hilfe kommt, sondern im Vertrauen auf ihn selbst Hand anlegen und schaffen. Auch die Stimme war frisch und gut. Georg grüßte die Wanderer freundlich und sagte zum Sänger:

„Hast's brav gemacht, Wanderbursch! man soll überall und zu jeder Zeit sein Sach auf Gott stellen. Woher hast das gute Lied?" — „Herr!" rief der junge Wandrer frisch; „woher mir's

kommen ist, weiß i nit. Hab's selbst gemacht —" und fröhlich singend wiederholte er: „Denn also will's der Herrgott han. Er hilft, wer selber was gethan. — 's ist was lang, der Gedank; hätt's kürzer können sa'n; mit ‚bet und arbeit' war's auch gethan. Doch für den Gesang ist's allzukurz; man kann nit singen auf einen Sturz. Drum, zieh die Gedanken ich in die Länge, paßt's also besser für Gesänge." — „Hast noch mehr so Gedichter gemacht?" frug Georg mit Teilnahme. — „Im vorigen Jahr hab i mein erstes Bar gemacht — das gloria patria — und heuer noch etzliche dazu." — „Verstehest sogar Latein?" — „Freilich, Herr! hab mit Fleiß in der latein'schen Schul' gesessen."

„So gib noch eins zum besten." — „'s will nit mehr gehn, Herr!" antwortete der Jüngling; „hab viel Staub geschluckt, ne trockne Kehl und weidlich Durst. 's gibt hoffentlich zu Wertheim in der Herberg einen guten Trunk." — „Der Wertheimer ist ein gar gut Gewächs; das find'st du dort überall. Doch sag: Weß Zeichens bist du und wie ist dein Name?" — „Gehör' der löblichen Schusterzunft an, bin seit anno zwölf von Nüremberg aus auf der Wander und heiß Hans Sachs." — „Das war kurz und gut berichtet," sagte Georg aufgeräumt. „Hör, munterer Gesell! jetzt ist's um die dritte Stunde. Die Stadt Wertheim hast bald erreicht. Wenn du ausgeruht, so komm um die siebente Stunde herauf in die Veste. Du sollst dem Grafen eins vorsingen; der hört das gern. Wirst's nicht bereuen. Kommst du ans erste Thor, so sag nur: Hans Sachs ist da. Alsbald wird man dich zu ihm führen." — „Wenn der Herr Graf mein bescheiden Liedlein gern hört, so will ich auch gern kommen. Doch sagt ihm, er soll nit denken, 's sei was von Besunderheit." Das Gespräch kam auf den Wandergenossen und seine Zunft. „Bin auch ein Schuster und will mit Hansen gen Frankfurt wandern."

Die Wege teilten sich und nach einem ‚Auf Wiedersehn'

begab sich Georg in die Burg, das Burschenpaar durch's Mühlthor in die Stadt zur Schusterherberge.

Fahrende Sänger gab's zu der Zeit höchst selten, und wenn einer kam, war's nichts Besonderes. An Hans Sachs aber hatte Georg eine gesunde, frisch aufblühende Dichternatur entdeckt, die ihn als warmen Verehrer der Kunst wohl ergötzte. Darum er sich denn einen guten Abend von Hansens Vorträgen versprach und seiner Ritter etliche mit deren Frauen, ingleichen die Häupter der Stadt geladen hatte, abends in der Veste zu erscheinen. Margaretha war schier aufgeräumt und wartete nicht ohne Spannung der festgesetzten Stunde. Das Mahl war längst vorüber, doch für jeden der Gäste ward ein Pokal auf die Tafel gestellt, daß nächst dem Gesang auch der Wein erfreuen sollt. Hans Sachs war pünktlich erschienen; furchtlos trat er in den schönen behaglichen Saal ein, der die Gäste versammelte. Diese blickten mit Wohlgefallen auf den blühenden Jüngling, in seine schönen blauen Augen, auf das runde blond gelockte Haupt. Sein erster Gruß galt der jungen Gräfin. Als er aber dem Grafen ins Antlitz schaute, ward er doch etwas verlegen; das war ja derselbe Herr, mit dem er ein Stück des Weges gezogen. Doch die freundlich aufmunternde Art Georgs gab ihm bald die Fassung zurück. Aller Augen blickten beifällig auf den schönen und wohlgebildeten jungen Burschen. Der begann auf ein Zeichen Georgs mit seinem neuesten Liede: ‚Geheimnis der Gottheit‘. Der Inhalt war so fromm und die Stimme so wohllautend, daß man auf aller Angesicht Befriedigung lesen konnte. Und als Hans Sachs schloß:

Gar manig Doktor zum Ketzer wird,
Der ergrübeln will die Geburt
Gottes des Vaters, der ewig regiert.
Der helf uns hier aus Klag' und Leid,
In Freud ewiger Seligkeit. —

— Da waren auch die Herzen warm geworden und die Pokale geleert. Man unterhielt sich über das Lied, über die Person

des jungen Sängers selbst, verwunderlicherweise ein Schuster. Es ward von neuem eingeschenkt. Regina mußte ihrer Herrin heimlich ein bereit gehalten Blumenkränzlein aus der Ecke des Saales bringen.

„Nun, Hans!" rief Georg in bester Stimmung. „Ich denk, der Straßenstaub ist nun hinab gespült, also, daß du uns noch eins singen kannst." Hans Sachs hub an, ein Liedlein zu singen, das er am ersten Septembertage im vorigen Jahre verfaßt, ‚Ein Bul-Scheidlied'. Und als er gegen Ende von dem hart verwundenden Unglück des Scheidenmüssens sang, daß er sein Leid verborgen trage und:

— Der Liebe Lohn ist traurig End,
Herzleid folgt großer Freuden.
Also geschicht mir Armen.
Bin elend! wie möcht ich nur elender sein,
Seit ich mußt scheiden
Von der Herzallerliebsten mein?

— da gedachte Georg in Treuen Schwarzenbergs und ward traurig. Und als der Sänger endigte:

In keiner Noth mein Herz
Mir nie so traurig was.
G'seg'n dich Gott mein Herzenslieb!
Ich fahr ins Elend hin mein Straß.

— da bedeckte Regina ihr Antlitz und weinte still in ihrer Ecke; nur Margaretha hatte es bemerkt. Die schaute, den Kranz in der Hand, den Gemahl fragend an, und als dieser freundlich nickte, rief sie den jugendlichen Anfänger herbei und setzte das Kränzlein eigenhändig auf sein Haupt.

Hansens Auge glänzte glückstrahlend über die Gunst der lieblichen jungen Frau, und als Georg ihm dankte und ein fein silbern Kettlein überreichte, ward er rot vor Freuden und fand nur schwer Worte des Dankes auf hofgebührliche Art. Doch Georg schnitt ihm alle weiteren Versicherungen ab und forderte ihn auf, bald wieder nach Wertheim zu kommen. ‚Das wollte

er auch', gab Hans zur Antwort; ',er gedächt, anno 17 Meister zu sein und dann wollt er Besseres bringen, als er heut hätt bieten können'. Nach einem munteren Stündlein, gewürzt mit kleineren Vorträgen des jungen Poeten, ging die geladene Gesellschaft auseinander. — Unten aber, in der Stadt, ward bald ruchbar, daß ein nürnberger Schustergesell, der dichten konnt, so hoher Ehren teilhaftig geworden. Da schwoll der ganzen Schusterzunft das gemeinsame Herz, am meisten dem Meister Klaus Nappenbach, der vor Genossen andrer Zünfte das Haupt hoch erhob, dieweil ,einer von den Unseren', die Freude und der Stolz der Zunft, derselben angehörte. Die Ehren, die man dem Nürnberger zollte, genoß Nappenbach mit, als gälten sie ihm und der ganzen Zunft. Hier konnte Adam Saspel nicht dagegen an, und selbst, als Nappenbach, nachdem Hans Sachs ein paar Liedlein zum besten gegeben, die allemal mit seinem Namen endigten, beim Weine übermütig sang:

Und was ein rechter Schneider ist,
Der wieget sieben Pfund.
Und wenn er das nit wiegen thut,
Da ist er nit gesund —

— fand jener nicht gleich Worte zur Entgegnung; seine Bewunderung des gefeierten Nürnbergers überwog. Doch merkte er sich des Schusters Spott für künftige Zeiten.

Hans Sachs mußte noch einen vollen Tag bleiben, dann wanderte er mit seinem Genossen gen Frankfurt. Als er fort war, verwandelte sich Nappenbachs Bewunderung leider in Neid. Das müßte doch mit Kräutern zugehen — dachte er sich — wenn du nit auch so Reime machen könnt'st, und begann, deren sich zurecht zu legen. Sein Weib glaubte, er wäre krank geworden, wohl gar irrsinnig, denn ihr Mann hielt öfter mit der Arbeit inne und murmelte nachdenklich.

Der blaue Himmel im gräflichen Hause ward durch nichts getrübt. Zwar gaben neu entstandene Empörungen der ungarischen

Bauern gegen den Adel zu bedenken, ebenso der Aufstand der Bauern um Bühl zwischen Baden und Straßburg, deren Anführer Bastian enthauptet ward. Auch in Würtemberg erregte die fortgesetzte Unterdrückung der Bauern, die Verwüstung ihrer Äcker und Weinberge ein ununterbrochenes Grollen und Fäusteballen. Doch ward die Grafschaft selbst durch nichts beunruhigt. Der Beschluß des Konzils im Lateran*): ‚Die Leihhäuser seien so nützlich, daß jeder, der dagegen spreche, in den Bann gethan werden müsse‘, konnte in Georg keine Billigung finden, da er wohl wußte, daß der Hauptgrund hierzu die engen Beziehungen waren, die zwischen der Geldmacht Fuggers und dem römischen Hofe statthatten. Sollte doch selbst Papst Julius II. gesagt haben, daß der Kirche Christi keine Gattung von Leuten unentbehrlicher sei, als die Wucherer. Das verstimmte; wo er die Bauern von dem greulichen Judenwucher zu befreien suchte, ward dieser von den geldbedürftigen, weil schwelgerisch lebenden Häuptern der Kirche warm empfohlen. Georg fand bei so viel Ausschweifungen der Kirche in der Messe keine Andacht. Um so mehr ward seine Aufmerksamkeit wieder auf den Mönch in Wittenberg gelenkt. Von allen Seiten berichtete man ihm, wie sehr die Predigtweise des Doktor Martin Luther Aufsehen errege. Kernig und kräftig war sie, den Menschen von Flittertand und Außenwerken auf das Innere verweisend. So gewaltig und frei hatte noch niemand gepredigt. Georg nahm sich vor, einmal gen Wittenberg zu reisen, um jenen seltenen Mann wieder zu sehen und zu hören. Eine zu erwartende neue Familienfreude hieß den Plan verschieben. Diesmal aber nannte Georg das Töchterlein, das er von seinem Gemahl erhielt: Margaretha,**) der ihm ans Herz gewachsnen Mutter zu Ehren. Das Kindlein gedieh

---

*) IV.
**) I. II.

gut, wie auch Maria und sein Liebling, der vierjährige Wilhelm, wohlbehalten emporgewachsen waren.

Der Rest des Jahres erforderte wiederholt Georgs Abwesenheit. Raubgesindel aller Art machten die Wege gegen Westen wieder unsicher, darum denn Georg dem Frankfurter Rat um verstärktes sicheres Geleit für seine wertheimer Kaufleute schreiben mußte. —

Mit Samuel war eine große Veränderung vor sich gegangen. Der Schmerz um Leas traurigen Tod hatte ihn an Leib und Seele tief gebeugt. In seinem Antlitz stand heute der herbste Gram geschrieben, morgen der Grimm gegen alles, was Christ hieß. Dieser beständige Wechsel der Leidenschaften machte ihn körperlich krank, auch geistig, wenn man zunehmende grimmige Verbissenheit als Krankheit bezeichnen kann. Nur vermehrt wurde diese durch die wiederholten vielfachen Versuche von Priestern, ihn, den sie durch Leas Tod für mürbe gemacht hielten, zum Christentum zu bekehren. Und dabei durfte er, der Unfreie, nicht einmal Zorn blicken lassen gegen den bevorzugten Stand der Geistlichen. Nur wenn Regina bei ihm war, aber auch nur an einem Tage, der den Schmerz vorherrschen ließ, fand Samuel wieder einige Lust zum Leben. Seine Geldgeschäfte betrieb er lässiger; hatte er doch niemanden mehr, für den er erwerben und sparen konnte. Aber in seinem Herzen lebte ein Trieb, anderen Liebe zu erweisen und hierzu fand er einzig und allein Regina für geeignet. Er hatte sie viel zu trösten; darüber vergaß er zeitweilig seinen eignen Schmerz. An die Maid waren mannigfache Versuchungen getreten, die sie siegreich überwandt.

Im Laufe der Zeit hatte ein anständiger Bürgerssohn um sie geworben; sie schlug es ihm ab. Darauf kam ein zweiter mit artiger Gestalt und gutem Auskommen; sie schlug es ihm ab. Und nun sie heut wieder bei Samuel war und dieser ihr einen kläglichen Brief Ernfrieds vorgelesen hatte, verließ sie den väterlichen Freund mit tieftraurigem Herzen. Auf ihrem

Rückwege zur Veste gesellte sich ein schmucker Mann zu ihr. Ehrlich blickte er und meinte er es, als er ihr gestand, daß er sie und keine andere liebe; daß sie sein lieb Eheweib werden möge, die es gar gut haben solle, denn er besäße zugleich die erste Küferei in Wertheim. Da war es der Jungfrau, als sähe sie neben dem Werber den Satan stehen, der sie mit diesem braven Manne versuchen wollte. Da stand vor ihrem Geiste Ernfried mit bleichen hohlen Wangen und verweinten Augen, der auch Versuchungen zu bestehen, aber irdische Vorteile ausgeschlagen hatte um seines Glaubens willen. Weinend lehnte Regina jenen ehrenhaften Antrag ab und der Mann ging traurig nach Hause. — Samuel hätte der Maid schon früher manchen Trostspruch aus dem alten Testamente sagen können, wenn er hierin bewanderter gewesen wäre. Der Umstand, daß Regina's langes Bitten um Jesu Christi willen ihn vom Betreten der bald darauf eingestürzten Brücke abgehalten, hatte ihn eine Zeitlang stutzig gemacht, doch das Grundgebäude seines Glaubens nicht im geringsten erschüttert. Nur folgte aus jenem Ereignis, daß er von da an eifriger in dem ihm heiligen Buche las, auch sich gemäßigter verhielt, wenn Regina in ihrer Einfalt sagte: „Ich hoffe und vertraue auf die Hilfe meines Heilandes Jesu Christi".

Regina war durch jene dritte Werbung und den trauervollen Brief Ernfrieds in große Erregung geraten. Diese erhielt sich noch, als die Maid zur Gräfin Margaretha gerufen ward zu einstweiliger Kindespflege. Margaretha sah gern freundliche Gesichter, solche, in denen sich Zufriedenheit und Wohlbehagen ausprägte. Kummer und Sorge im Antlitz konnte sie nicht lange ersehen, ohne nach deren Ursache zu fragen. Sie sah Regina auch heute wieder betrübt; dabei erinnerte sie sich der Thränen der Maid an jenem Gesellschaftsabend, eine Erinnerung, die durch die Geburt der kleinen Margaretha in den Hintergrund gedrängt worden war. Als sie mit der Maid allein war, frug sie diese nach dem Grunde ihrer Betrübnis. Regina

mußte ihr alles sagen, auch daß Samuel sich ihrer so liebreich angenommen. „Um seines Glaubens willen, sagst du, ist Ernfried Rank verwiesen und seines Amtes entsetzt worden? Und sein Oheim versagt hartnäckig seine Einwilligung?“ — „Ja, Herrin!“ entgegnete Regina weinend. „Weil Herr Thomas Rank ihn als einen Ketzer betrachtet und mich — als eine niedre Dirn, unwürdig, seinen Namen zu tragen.“ Voll Unwillen faltete Margaretha die Stirn; sie glaubte ihrer Dienerin, denn die hatte lügen nie gelernt. Nach einer Weile des Sinnens sagte sie, noch unwillig: „Beruhige dich, Regina! ich werde alles meinem Herrn und Gemahl vorstellen und hoffe, daß er helfen wird.“ Diese Hoffnung ging auch bald in Erfüllung. Georg ließ sich von Regina alles nochmals berichten. Auch Samuel mußte in die Veste kommen und aussagen, was er wußte. Darauf betrachtete Georg den Juden mit warmen Blicken. Er dankte ihm an Reginas Statt und Samuel ging voll innren Lobes für den Grafen still zurück in sein kleines einsames Heim.

Im folgenden Jahre erhielt Georg von seinem Vetter Hanns von Schwarzenberg ein Packet aus Bamberg, viel Angenehmes und Neues enthaltend. Das Neueste war, daß man den Freiherrn in den ständischen Ausschuß gewählt hatte,*) ingleichen, daß Kasimir und Georg von Brandenburg mit den fränkischen Fürstentümern des Brandenburgschen Hauses belehnt worden waren. Die fürstlichen Brüder regierten gemeinsam, doch verweilte Kasimir's Bruder Georg fast immer in Schlesien. Zugleich erhielt Graf Georg drei Druckschriften*) des Freiherrn: Das Büchle wider das Zutrinken, das Lied wider das Mordlaster des Raubens, sowie eine Sammlung von Lehrgedichten, betitelt ‚Memorial der Tugend‘. Das alles war für Georg sehr schätzbar. Freute er sich der Harmonie zwischen seinen und Schwarzenbergs Lebensansichten, befestigten ihn letztere in seinen

*) VIII.

Regierungsgrundsätzen, so hoffte er andernteils, daß die Wahl in den ständischen Ausschuß eine Hilfskraft in Bamberg nötig machen werde. Er selbst hatte zur Zeit keine Stelle für Ernfried offen, nachdem er eine geeignete mit Hönerbuhel besetzt. Er schrieb zurück an Schwarzenberg, empfahl Ernfried Rank, dessen Schicksal er mitteilte, und hatte die große Genugthuung, schon nach zwei Wochen die Antwort Schwarzenbergs zu erhalten: Wen Georg empföhle, der müsse auch brav und tüchtig sein. Es mache sich die Besetzung eines juristischen Postens notwendig. Den solle Rank einnehmen und allsogleich antreten. Was Georg von dessen ‚anderem Glauben' mitgeteilt, würde in Bamberg wohl verstanden und geschätzt, am allermeisten vom hochehrwürdigen Fürstbischof Georg von Bamberg selbst. Das war ein schwerer vollwichtiger Brief, er entschied Ernfrieds günstiges Geschick. Noch aber wollte Georg die Einwilligung des Oheims Thomas Rank bewerkstelligen, darum er diesen zu sich beschied zu einer Unterredung. —

Ein böses Stück war sie und ohne jedweden günstigen Erfolg. Rank sprach nicht gegen die Wahl von Reginas Person an sich, sondern gegen deren niedren Stand. Auch an seinem Neffen hatte er nichts auszusetzen als allein dessen starke Neigung zur Ketzerei. Aber beides war für ihn entscheidend. Über den ersten Punkt sagte Georg: „Regina ist durch meinen Willen zu einer Freien gemacht worden, die mit Euch in einem Stande ist; hört Ihr? — Ihr weigert Euch, diesen meinen Willen und diese Erhebung anzuerkennen! Das ist Widersetzlichkeit, die ich ohne weiteres strafen könnte. Im Spitzturm wüßte ich einen Platz für Euch."

Man spricht gar oft gegen den Stolz der Aristokraten; der des Bürgers aber ist oft tausendmal schlimmer, weil protzenhaft, verstockt und mitunter widerlich dummdreist. Thomas Rank sah dies nicht ein; wenn er trotzdem sich dem Willen seines Herrn fügte, wenn er zugeben mußte, daß Reginas Stand kein Hindernis

mehr sei, so geschah dies nur aus Furcht vor der Schande, in einem Turme sitzen zu sollen, in welchen nur Spitzbuben gesteckt wurden. Nun er hierin klein beigegeben, sagte Georg weiter: „Was andres ist's mit Glaubenssachen; die aufzuzwingen ist mir zuwider. Doch sagt: Was soll daran ketzerisch sein, wenn ein Christ seinen Heiland Jesum Christum höher stellt als dessen irdische Mutter Maria? Was soll daran ketzerisch sein, wenn ein Christ gegen die Heilighaltung und Wunderkraft von totem Material, von meist falschen Reliquien eifert — wenn gegen das Laster, Vergebung der Sünden gegen Bezahlung zu gewähren?" — „Euer Gnaden wollen bedenken, daß die hochgelobte Jungfrau die Mutter Gottes ist und darum über Christum steht oder gleich neben ihm; so lehrt es unsre heilige Kirche." — „Dann lehrt sie falsch!" sagte Georg. „Wenn sie soll höher stehen, warum nennen sich dann die Christen nach Christum und nicht etwa Marianer? Ich könnt Euch vieles sagen gegen die göttliche Erhebung Marias. Will nur an drei Beispielen zeigen, wie irrig sie ist. Wenn sie wahr wäre, würde da Christus nicht gefrevelt haben, wenn er auf der Hochzeit zu Kana zu seiner irdischen Mutter verweisend sagte: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?' Hieße es nicht gesündigt, da Christus am Kreuze zu Johannes sagt: ‚Siehe, das ist deine Mutter' und zu Maria: ‚Weib! siehe, das ist dein Sohn'!? Und als Christus zwölf Jahre alt in den Tempel gegangen, von seinen Eltern lange gesucht ward und von Maria den Vorwurf erhalten: Warum hast du uns das gethan? Da gab ihr der Herr einen Verweis und sagte: Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Wie konnte Christus seiner Mutter einen Verweis geben, wenn diese selbst göttlicher Natur gewesen, wie die römische Kirche lehrt? Wäre da Christus, den niemand einer Sünde zeihen konnte, nicht ungehorsam gewesen? Da seht Ihr ja klar und deutlich, daß es sündhaft ist, Maria göttlich zu verehren!?" — „Das alles habe

ich noch nie gehört," entgegnete Rank; „doch verzeihet, wenn ich sage: Ich glaube dennoch an die heiligen Satzungen unsrer Kirche und weiche keinen Deut davon ab." — „Ich sehe schon," sagte Georg mit Geringschätzung, „daß Ihr nicht glaubt, sondern blind ‚für wahr haltet', denn beides sind zwei ganz verschiedne Dinge. Ein beschränkter Geist läßt sich schwer seiner Irrtümer überführen. Wir wollen's sein lassen. Doch das eine sage ich euch: Euer Neffe überragt Euch hundertmal an Geist und Reinheit des Glaubens. Die Hochzeit wird ohne Euch gefeiert werden. Verstanden? — Geht!"

Thomas Rank ging ebenso verstockt wieder fort, als er gekommen. Daß ihn der Graf für einen beschränkten Menschen hielt, war ihm unerträglich. Wie konnte jemand wagen, an seinen hohen Geistesgaben zu zweifeln! — Statt sich nach dem Gehörten zu prüfen, verfiel er in einen um so protzigeren Stolz, der seinen Höhepunkt erreichte, als der Graf ein halb Jahr darauf die Hochzeit Ernfrieds und Reginas ausrichtete und hierzu die angesehensten Bürger wie auch schlichte einlud, ihn aber nicht.

Das war ein herrlich, freudevolles Fest; in einem Seitenflügel der Burg ward's ausgerichtet. Vorher aber ging das glückliche Paar hinab zum Juden Samuel. Als der alle Einzelheiten erfahren und ihren Dank hörte, ging es ihm zu Herzen also, daß er stumm ward. Erst nach einer Weile fand er die Sprache wieder, legte seine Hände auf die Häupter der Glücklichen und sagte tief bewegt: „Seid Ihr gekommen in großes Glück und habt doch nicht vergessen des armen Juden. Das thut mir wohl, der ich bin einsam und verlassen. Das wird Euch der Herr Zebaoth nicht vergessen. Der Gott Abrahams segne und behüte Euch!" —

Die Hochzeiter wurden durch die Gegenwart des gräflichen Paares beehrt, wenn auch nur auf ein Stündlein. In dieser Zeit erfuhren Georg und Margaretha alles, was der Jude an

Regina und Ernfried gethan, von der Warnung Samuels an, die er letzterem bei ihrer ersten Begegnung am Fährhause gegeben, bis zu seiner Fürsorge in jüngster Vergangenheit. Sinnend verglich Georg den Juden mit Thomas Rank und sagte zu Margaretha: „Mich dünkt, der Jude hat mehr Christentum als der Christ.“ Darauf befahl er einem Diener, das Beste an Speisen und Wein reichlich dem Juden zu überbringen. Samuel hat viel gedankt und gedienert für so viel Huld. Aber die Speisen rührte er erst am nächsten Tage an. Heute schloß er sich in sein Gemach ein und ließ keinen Menschen zu. Niemand sollte Zeuge des wehmütigen Schmerzes sein um den Verlust Leas und dessen traurige Art. An den Wassergeist glaubte er nicht; es lag klar vor seiner Seele: die Unglückliche war von heißer Liebe zu Ernfried ergriffen worden und verzweiflungsvoll in den Tod gegangen. Wiederum kamen abwechselnd ein Mönch und ein Priester; wiederum begannen sie in ihn hineinzustürmen, ihm vorzuhalten, daß Lea ihren Selbstmord im höllischen Feuer büßen müsse unter entsetzlichen Qualen. Samuel könne ihre Seele nur dann erlösen, wenn er Christ würde, denn durch die angerufene Fürbitte der Heiligen und christliche Werke fände er Hilfe. Schweigend hatte der Alte zugehört, geduldig die Eifrigen reden lassen; dann sagte er bedächtig: „Muß ich reden mit Davids Zunge: ‚Ich bin verstummt und bin still und der Freuden bar und muß in mich fressen mein Leid. Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die da haben zerschlagenes Gemüt. Beim Gott meiner Väter ist mein Heil, meine Ehre; meine Zuversicht ist auf Gott. Aber Menschen sind nichts, auch große Leute fehlen; sie wiegen weniger, denn nichts, so viel ihrer ist.‘ Muß ich aber auch sagen: Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie sehen den Gerechten verlassen.“ Die Geistlichen staunten über solche Worte, ließen sich aber nichts merken. Noch nie hatten sie so etwas gelesen oder gehört; darum denn der eine frug, wo er das her habe.

Samuel antwortete: „Werden die Herren doch wissen, daß es stehet geschrieben in unserm Buche, da König David von singt.“ Alsbald suchten sie ihm begreiflich zu machen, daß das Zerschlagensein des Gemüts ihm nicht helfen könne. Furchtbare Strafen des ewigen Richters würden seiner harren, wenn er nicht als Christ um Vergebung flehte und durch gute Werke, gethan an der heiligen Kirche, Gott versöhnte. Als nun Samuel aus der ferneren Entwicklung von dem, was er zu seinem und Leas Heil zu thun habe, heraushörte, er solle als Christ all sein Hab und Gut der Kirche vermachen, da ward er erregt und sagte laut: „Es stehet geschrieben: ‚Gott hat nicht Lust am Opfer, ich wollte's ihm sonst geben. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist.‘ Wollet mich lassen zufrieden! werd allein mit dem Gotte meiner Väter zurecht kommen.“ Ob solcher Sprache entsetzt, drangen die Geistlichen weiter in ihn. Als Samuel aber schwieg und sich nicht regte, wurden die Bekehrer ärgerlich und sagten ihm: Er sei ein verstockter Mensch, dem das Himmelreich auf ewig verschlossen wäre. Er solle sich's nochmals überlegen, sie kämen wieder.

Auf einen Hieb fällt kein Stamm und stetes Tropfen höhlt den Stein; das wußten die Geistlichen. Sie hielten den Juden für reich; es lebte nicht ein einziger Verwandter von ihm; zudem war er vom Schmerz gepeinigt und niedergebeugt. Hatten sie ihn nur erst zur Taufe gebracht, dann hielt es nicht schwer, sein Vermögen zu erlangen. Diese abermaligen Versuche hatten zur Folge, daß Samuel fleißiger als zuvor im alten Testamente las; an eine Umwälzung aber in seinem Glaubensleben war nicht zu denken. Der Alte blieb fest und sein Groll wuchs. In der Stadt hatte man der Bemühungen der Geistlichen nur flüchtig gedacht; andere Umwälzungen beschäftigten die Gemüter.

Aus der Ferne langte die Nachricht an, daß sich die unterdrückten Bauern von Steiermark, Kärnten und Krain empört hätten und einen furchtbaren Rachekrieg führten. Das viele

Bauernblut, was hierbei floß, nützte nichts. Die Spannung hielt an; auch die Teuerung aller Orten. Und nun man das Jahr 1516 schrieb, pflanzte sich die Not fort; die Preise für die nötigsten Lebensmittel steigerten sich immer mehr. Zu Georg kam eine Kunde nach der andern von der Armut und dem Elende der Bauern in nicht wenigen Orten der Grafschaft. Mitleid allein konnte nicht helfen. Er ritt nach Breuberg zu seinem Vater. „Hier läßt sich nichts thun,“ entschied dieser; „das ist eine Fügung Gottes, der sich die Leute unterwerfen müssen. Zeig aber ein mildes Wesen gegen die Unterthanen.“ Götz von Berlichingen sagte: „Herr! es hält schwer, zu helfen. Wo ich aber niederhauen kann, wer die Bauern schindet; wo ich ihnen wieder zu ihrem geraubten Gute verhelfen kann durch mein Schwert, so thu ich's nicht mehr wie gerne.“ — „Je mehr die Tölpel bekommen,“ äußerte Rüdt von Kollenberg, „desto mehr wollen sie haben. Sie werden nur frecher.“ Wenkheim suchte eine Besserung darin, daß die Steuern nicht erhöht, die Bauern aber gezwungen werden sollten, ihr Feld besser zu bestellen. Und als Georg Margarethen frug, schmiegte sich diese an ihn an und sagte: „Wo die Not am größten, da gib nach allen Kräften, aber gern, um Gottes willen. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Und leise fügte sie hinzu: „Ich werde dir, so Gott will, bald auch was geben.“ Da umschlang Georg die Liebliche und rief: „Bei Gott! du hast das Rechte getroffen und ausgesprochen, was ich als rechte Pflicht erkannte, und was vor ihm angenehm ist. Gott segne dich, du Holde, und was er uns bescheren will.“

Nach selben Tages schickte er Boten an alle Amtleute, die ihm über die Lage der ärmsten seiner Unterthanen allsogleich berichten sollten. Darauf reiste er nach den am meisten heimgesuchten Orten und half selbst, ließ Saatkorn reichen, gab Geld und erließ, je nach Bedürftigkeit, dem einen oder andern die Jahressteuer. Lang blieb er aus, denn diesmal besuchte er auch

sein Gebiet im Spessart. Schon unterwegs fand er einen Lohn für seine Fürsorge. Nur wenig Klagen hörte er noch über Judenwucher. In vielen Ortschaften hatte man früher den Samuel mit seinen Stammesgenossen verkehren sehen. Verhöhnt war er worden und verflucht, und er hatte doch die andern Juden auf seinen Streifzügen verwarnt und vermahnt zu billigerem Handel. Das war geschehen auf des Grafen Wunsch.

Und als nun Georg mit dieser Freude im Herzen heimkam, ward ihm eine zweite zu teil: Ein neugeboren Töchterlein konnt er und Margarethen wieder blühend und gesund an sein Herz drücken. Da ging er mit ihr zur Kirche und bracht mit ihr dem Herrn aller Herrn seinen Dank dar. Und als das Ereignis in den Städten und Dörfern bekannt geworden, läuteten die Kirchen- und Klosterglocken und luden die Andächtigen zum Dankgottesdienst ein. Manch schlichtes Herz hat da in Dankbarkeit geschlagen und den Rosenkranz abgebetet. Hold war das Kindlein wie seine Mutter, und angenehm war's, darum es auch den Namen Anna*) bekam, die Angenehme, die Holde.

Die Kunde drang weit hinaus zu Gefreundeten und Verwandten und alle schickten Boten mit Glückwünschen und Geschenken. Der Graf Schenk Eberhard von Erbach kam selbst, nebst seiner Gemahlin Maria, Georgs Schwester; die war Taufzeuge. Beide sollten längere Zeit in der Veste Wertheim verweilen. Weil aber Gräfin Maria ihr jüngstes Töchterlein Margaretha nicht lange ohne Mutter lassen wollte, kürzten sie die Zeit ihres Besuches. Doch waren sie noch Zeuge der Freude, welche dem Grafen Georg durch drei Briefe zu teil ward. Der erste kam von Hans Sachs, der ihm meldete, daß er von seiner Wanderung wieder nach Nürnberg zurückgekehrt sei. Er dankte ihm nochmals für seine Huld und die Einladung, wieder zu kommen. Im nächsten Jahre gedächte er, ihr Folge zu leisten;

*) I. II.

dann würde er als Meister kommen und seiner Gnaden ein annoch in Arbeit begriffen Schauspiel, betitelt: ‚Das Hofgesind der Venus‘, vorführen.

Der zweite Brief, aus Bamberg, stammte aus der Feder Ernfrieds. Der hatte von Annas Geburt gehört und brachte seine Segenswünsche dar, hiermit die Nachricht verbindend, daß ihn Regina mit einem Büble beschenkt habe. Voll Dank und Ehrerbietung war das Schreiben, viel länger und inhaltsreicher als der Brief des nürnberger Schusters und Poeten, denn Ernfried hatte viel in Erfahrung gebracht. Des Freiherrn Hanns von Schwarzenberg Bambergensis war in den fränkischen Herzogtümern eingeführt worden. Der Drucker, Schriftsteller und Formschneider Georg Erlinger in Augsburg, der ein ‚planetisch Werk‘ verfaßt und herausgegeben, hätte die neue Halsgerichtsordnung gedruckt. Am bambergischen Hofe sei man sehr entrüstet über einen aus Leipzig gebürtigen Dominikaner Diezel, genannt Tezel, welcher, in der Gegend von Wurzen herumreisend, den Ablaß der Sünden gegen Bezahlung im Namen des Papstes spende. Der Doktor Martinus Luther, den die Nachricht hiervon getroffen, als er im grimmaischen Augustinerkloster zur visitatio weilte, habe allda begonnen, auf den Ablaßschwindel eine Antwort zu schreiben, die Hörner und Zähne besitzen werde. Fürstbischof Georg von Bamberg sei zur Kenntnis einer Predigt gelangt, die Luther schon am 10. Sonntage nach Trinitatis gehalten und worin dieser unter anderem sage: ‚Es ist allzu verwegen zu predigen, daß durch solchen Ablaß die Seelen aus dem Fegefeuer erlöst würden. Der Papst ist grausam, wenn er den armen Seelen nicht umsonst gibt, was er für das zum Kirchenbau geforderte Geld geben kann.‘ Der hochwürdige Bischof habe dem vollauf zugestimmt und seinen Priestern verordnet, den Ablaßhandel nicht im Bistume zu dulden. Das Schreiben schloß mit dem Lobe und Preise des Freiherrn von Schwarzenberg, seines gnädigen Herrn. Der Brief gab dem Grafen Georg

viel zu denken. Der las ihn vor, erzeugte aber hiermit eine heftige Gegenrede seines Schwagers und geriet mit diesem schließlich in einen argen Streit, da sich ergab, daß Georgs und Erbachs Ansichten sich wie Wasser und Feuer verhielten. Der Gräfin Maria ward bange. Sie kannte ihren Gemahl; fromm und gut war er, konnte aber hochzornig werden, wenn jemand den Papst und die Kirche, wie sie einmal war, nur im geringsten angriff. Schon drohten die Streitigkeiten persönlich, die Schwäger auf einander erzürnt zu werden. Doch Marias milder Geist beugte vor. Sie zog den Bruder auf die Seite und sagte: ‚Auch ihr habe das starre Festhalten Eberhards am Alten schon manche Sorge gemacht, denn sie dächte freier als er. Doch solle der Bruder bedenken, daß des Gemahls Frömmigkeit aufrichtig und er sonst der beste Gatte und Vater sei.‘ Die weitere Aussprache ergab, daß auch Maria, ganz wie Georg und Margaretha, Sehnsucht nach etwas Besserem hatte, das zum wahren Heil der Seele dient. Darüber erfreut und sonst dem Schwager freundschaftlich gesinnt, brach Georg das Gespräch ab und lenkte dieses vorsichtig allmählich in andere, freundliche Bahnen. Hierzu kamen ihm ein Paar Kinderschuhe und ein Schreiben wie gerufen, welches ein Gedicht enthielt. Dies war der dritte Brief. Als der vorgelesen worden, schwand aller Groll, denn er war von gewaltiger Wirkung.

Als die Stadt Wertheim eine Beglückwünschungsdeputation in die Burg sandte, fiel es dem Meister Klaus Nappenbach wie Schuppen von den Augen: Hier müsse er unbedingt etwas thun. Er hatte die Kunst des Schreibens wohl erlernt, auch bereits drei schwungvolle Poëme gemacht, aber keines wollte zu einem Glückwunsch passen. Da kam ihm ein Gedanke. Feine Schuhlein für das gräfliche Kindchen wollte er, wie einst beabsichtigt, machen und hierzu ein „Gedicht“, eben so gut wie ein's aus Nüremberg. Sein Geschäft war im Schwung, auf das Arbeiterpersonal konnte er sich verlassen, so daß er sich ruhig seiner

Muße hingab. An der Tauber Strand sah man ihn wandern, bald den Kopf nach oben gerichtet, bald den Blick auf seine Schuhe geheftet. Er sann zunächst nach dem Grundgedanken, um diesen sodann mit Grundschwung näher auszuführen. Es war nicht leicht; die Schuhe oder das Leder mußten darin vorkommen und zugleich das hochgräfliche Kindlein hiermit in Verbindung gebracht werden. Endlich schien sein Mühen gekrönt zu sein. Wäre er Archimedes gewesen, so würde er gerufen haben: ‚Heureka‘! So er sich aber des Standes eines ehrbaren wertheimer Bürgers erfreute, lautete sein vergnügter Ruf: ‚Ich hab's!‘ — Leder! — Des Menschen Haut ist so zu sagen auch nur Leder. Flugs setzte er sich zu Hause hin und schrieb:

Gewissermaßen hat ein jeder Mensch Leder
Und wenn er geboren ist schreit er Zeter.
Das macht, weil er nit mag barfuß gehn
Und weil er will han Schuhe schön,
Um damit daß er's eigne Leder schone.
Die gnäd'ge Grävin Anna trägt eine Gravenkrone,
Aber Schuhwerk muß sie derhalb immer han,
Sintemal ihre Füßle zartes Leder han,
Der Mensch thut sich im Leben oft stoßen,
Darumb dürfen Kindlein nit gehn in bloßen
Füßle, die müssen sein beschuht.
Die gnäd'ge Grävin Anna bleib in Gottes Hut
Und wenn sie anfängt, zu laufen —

An dieser Stelle verdickte sich das Blut seiner poetischen Ader; er fand keinen passenden Reim auf ‚laufen‘. Wie er auch sann, er kam nicht weiter. Unmutig verließ er das Haus und schlenderte — um nicht aufzufallen — in den kleinsten und engsten Gassen sinnend umher; vielleicht bot ihm die Außenwelt etwas. Das that die auch, aber weder dem Geiste noch der Nase zum Ergötzen, denn dazumal lagerten die Inwohner der Stadt den Inhalt der Düngergruben in Haufen vor dem Hause ab. Laufen, laufen! — Halt!: ‚Haufen‘. — Aber nein! das ging nicht an. — ‚Kaufen, raufen?‘ — auch nicht. ‚Saufen!‘

— Und wenn sie anfängt zu laufen — So — — — Keineswegs! ja wenn die Maid keine Maid wär, sondern ein Büble, und wenn das Büble kein Büble, sondern schon ein Mann wär und keine Gräfin, sondern ein Ritter oder Bürger! — — — Plötzlich fühlte er seinen Nacken naß werden. Er blickte auf und sah reichlich Wasser aus einer Dachtraufe herniederfallen. „Welch unflätig Dreckmännlein gießt hier Wasser aus!?" rief er erzürnt, wurde jedoch Niemandes ansichtig. Ärgerlich verließ er diesen Ort und begab sich wieder heim. Die unfreundliche Außenwelt hatte ihm aber doch einen Reim gebracht. Wolle man die Eindrücke der Außenwelt auf die Seele ja nicht unterschätzen. ‚Traufen' war der Stein der Weisen. Nun ging's in vollem Zuge weiter:

Und wenn sie anfängt zu laufen
Und patscht vergnügt im Wasser unter der Traufen,
Da werd'n ihr meine Brisschuhe gut thun
Denn da geht nit a biss'l Wasser durch
Darumb schenk ich sie ihr in aller Ehrfurch
Und wenn sie groß ist und geht mit jagen,
Da muß sie könn 'nen Stiefel vertragen,
Da soll sie welche von mir han.
Mein Schuhwerk sitzt wie angegossen dran,
Daß es der Herrgott immer gnädig mach,
Dieses wünscht Klaus Nappenbach anno domini 1516.

Lächle nicht verächtlich, geneigter Leser, ob des schusterlichen Ergusses, denn dieser hatte zur guten Folge, daß die ganze vornehme Gesellschaft in der Veste Wertheim laut auflachte, also, daß des Streites zwischen Georg und Eberhard nicht mehr gedacht wurde und beide friedlich schieden.

Neuntes Kapitel.

Heinz Ries, der Schultheiß, hatte Recht gehabt, als er vor acht Jahren zur Gräfin Barbara gesagt, daß das Heimweh sie wohl öfters nach Wertheim bringen werde; denn Georgs Mutter war in der Veste zu Besuch erschienen, um sich seiner und der Seinen zu freuen und die traute Gegend wieder zu genießen. Die Frühjahrssonne des Jahres 1517 beschien eine liebliche Gruppe. Margaretha hatte die einjährige Anna auf dem Schoß und schaute mit Mutterglück auf die vier- und dreijährigen Töchterlein Maria und Margaretha, die sich an die gerngesehene Großmutter anschmiegten. Wilhelm empfand unverkennbaren Neid; er zählte schon sechs Sommer und hätte sonach die Liebkosungen der Großmutter zuerst empfangen müssen. Darum drängte er sich an diese heran, gerad wie ein Hühnerhund, der dem Dachsel den Platz auf der Herrin Schoß nicht gönnt. Margaretha bemerkte es und rief: „Vielliebe Frau Mutter! Ihr sehet, wie lieb Euch die Kindlein haben, wie eifersüchtig sie sich um Eure Gunst bewerben.“ Barbara lächelte vergnügt und befriedigt und sagte zu Wilhelm: „Ja, auch du bist mein liebes Enkelein, gerad so lieb wie die Schwestern dein.“ Und als sie ihn mit einem Kuß auf den roten Mund umschlang, da war alles wieder gut und der Schaden geheilt.

Georg trat in die Kemenate und blickte glückstrahlend bald auf sein blühendes, kaum 24 Jahre zählendes Weib, bald auf die Kleinen bei der Großmutter. Wilhelm sprang ihm schnell

entgegen und begehrte, auf seinen Knieen zu reiten. Das ward ihm gewährt; doch dauerte es nicht allzulange, denn das Gespräch ging auf ernstere Dinge über und duldete nicht das störende Auf und Nieder des bewegten Beines. Barbara erzählte von dem Unwillen Graf Michaels, ihres Gemahls, über die sich aller Orten regenden Ansichten gegen Satzungen der Kirche, wie er auch tadle, daß man gegen den, vom heiligen Vater angeordneten Verkauf des Sündenablasses durch Tezel so ketzerisch wüte. „Wie denkest du hierüber?" frug sie den Sohn. — „Ihr wißt, Frau Mutter! daß ich immerdar als heilige Pflicht gehalten, meinen Eltern in jedem Stücke zu gehorchen. Sobald es sich aber um Glaubenssachen handelt, kann ich mich keines Menschen anderem Willen fügen. Ich werde diesen Tezel nun und nimmermehr in unsrer Grafschaft dulden; 's ist eine Sünde wider Gott, deß Gnade er allein uns gibt." Barbaras Antlitz ward noch freundlicher, als sie entgegnete: „So Sinnesart hab ich auch bei Maria, Graf Erbachs Gemahlin, angetroffen. Sie klagte mir, daß Eberhard ihr stracks entgegenstünde, doch hoffe sie von der Reinheit seines Gemütes, daß dieses sich der Wahrheit nicht für immer verschließen werde." — „Eberhard ist wacker, brav und meint's mit seiner Frömmigkeit ehrlich," sagte Georg; „doch hüt ich mich, mit ihm von Religion zu sprechen; wir sind schon einmal in heft'gen Streit geraten, dessen Fortsetzung Schwester Maria durch ihre Seelengüte abgeschnitten hatte. Bei Annas Tauffest war's." — „Maria hat mir davon erzählt," erwiderte Barbara. „Sieh' zu, mein Sohn! daß du mit ihm, soviel an dir ist, in Frieden bleibst und meide auch Gespräche solcher Art mit dem Vater." — „Das soll geschehen!" sagte Georg, sich verbeugend. „Doch nun ich Euch verlassen muß, möcht ich Euch noch kund thun, daß Ritter Hartmut von Cronberg heut mein Mittagsgast ist, dazu ich auch andere Ritter unsrer Lande eingeladen. Ist's Euch genehm, den Ehrenplatz einzunehmen?" — „Ich danke dir, Georg!" sagte die Mutter, „bin von der Reise

noch ermüdet; ich merke, daß man alt wird." — „So erlaubst du wohl," sprach Margaretha, „daß ich unsrer viellieben Frau Mutter Gesellschaft leiste?" Das mußte Georg wohl oder übel zugeben, da es der Mutter galt, wenngleich die Gegenwart der Frauen ihm besonders lieb gewesen wäre. So fand das Mahl nur unter Männern statt. Es verlief sehr lebhaft und brachte manche Neuigkeiten, denn etliche der Gäste hatten Reisen gemacht und erzählten einiges von ihren Erlebnissen; nur einiges, denn die Gegenwart der Diener hielt manchen ab, noch weiteres zu berichten. Dies merkte Georg, entließ zum Schluß des Mahles die Dienerschaft und gab so jedem Gelegenheit, sich beim Weine weiter auszusprechen.

„Wie ich vorhin erzählte," fuhr Wenkheim in einem angefangenen Berichte fort, „ist man im Norden vielfach aufgebracht gegen alle Klosterwirtschaft. Als ich in Leipzig war, traf ich Herrn Caspar von Watzdorf, mir befreundet. Der hat mir davon erzählt und war entrüstet, daß man vor kurzem eine junge Verwandte von ihm als sechsjähriges Mägdlein ohne weiteres ins Kloster zu Eisleben gesteckt. Florentine von Oberweimar*) ist ihr Name. Watzdorf war gegen solchen Menschenraub eingeschritten, konnt aber nicht dagegen an; die Domina zu Eisleben war zu mächtig." — „Die Klöster haben längst sich überlebt," sagte Hartmut von Cronberg. „Ich verkenne nicht, daß sie manchen Nutzen gestiftet; aber die ganze institutio ist verfehlt, denn —" — „Und die darin stecken," rief Der von Erfa laut dazwischen, „sind schlechte Hunde und faule Bäuche!"

Das war dem Ritter von Wittstadt doch zu stark. Mit finstrer Miene entgegnete er: „Schimpf mir nicht auf die geistlichen Herrn! sonst, Erfa! hast du's mit mir zu thun." — „Hoho!" rief dieser; „woll nicht so hoch hinaus! sonst —" Georg fürchtete einen Zusammenstoß; um den zu vermeiden,

---

*) XIII. XXIII.

mahnte er die Ritter, bei der Sache zu bleiben. Infolgedessen fuhr Erfa ruhiger fort: „Sprich, Wittstadt! hältst du den Bischof von Würzburg wie auch den von Konstanz für würdige Herrn?" — „Ich erachte," sagte jener, „sie sind hochwürdige Herrn und was sie sagen, ist preislich." — „Nun gut!" rief Erfa schlau, „so laß dir sagen, daß der edle würzburger Bischof Laurentius von Bibra vor dem Klosterleben wie auch vor der Ablaßkrämerei entschieden warnt,*) und der im März erlassene Hirtenbrief des Konstanzer Bischofs steckt's den Klerikern von Stadt und Land gehörig: Die Kebsweiberei sollen sie lassen, das Raufen, Saufen und das verfluchte Fluchen.*) — Nun geh hin und sag den Hochwürdigen, sie sollen auf die geistlichen Herrn nicht so schimpfen."

Ein kräftig Gelächter ertönte rundum; Der von Wittstadt schaute in den Pokal und trank, um seine Verlegenheit nicht blicken zu lassen. Auch Georg hatte mit eingestimmt, doch schlug er einen ernsteren Ton an, als er sagte: „Nein, Wittstadt! das Lotterleben so vieler Kleriker läßt sich nicht hinwegstreiten; hab es selbst bestätigt gefunden. Aber es hat nichts zu thun mit der Einrichtung selbst. Eine gute Sache wird an sich nicht schlechter durch den Mißbrauch. Doch das ganze Klosterwesen ist eben keine gute Sache. Geb dem Hartmut Recht, wenn er sagt, die institutio ist verfehlt. Wozu Hunderttausende von Nichtsthuern füttern? Wozu Millionen wegschmeißen für deren Erhaltung? Wozu Mönche und Nonnen beten lassen, was wir doch directe zu unserm Herrgott und unserm Erlöser selbst thun können. Ich halt dafür, daß gar viele Einrichtungen unsrer Kirche dem Heidentum ähnlich sind und der christlichen Religion stracks zuwider. So kann's nicht fortgehn, es muß Besserung geschafft werden." Als die Gäste ihren Lehnsherrn so entschieden sprechen hörten, entstand unter den meisten ein beifällig Murmeln. Volk

---

*) V. VI.

und Adel Deutschlands waren längst Gegner der römischen Wirtschaft; hatten sich doch selbst die Geistlichen des Bistums Straßburg zusammengethan gegen die verhaßten Dominikaner, die sich allerlei Rechte anmaßten.

„Bin gern lustig, Euer Gnaden!" sagte Wenkheim. „Wenn aber das Gespräch auf unsre Zustände kommt, werd ich ernst und der Meinung, das Heil unsrer Seelen erreichen wir durch was ganz anderes, als was uns die römische Kirche bietet. Wir Deutsche wollen uns nicht ducken unter dogmatisches Menschenmachwerk, das gegen alle Vernunft läuft; wir wollen in Christo Jesu zu Gott halten nach deutscher Art: Mit ganzem Gemüte. Aber fort mit all dem äußerlichen Krimskrams, der die Augen blendet und die Menschen verdummt!" Als der Ritter das beifällige Kopfnicken Georgs und Hartmuts ersah, hielt er dies für eine Aufmunterung, in seiner Rede fortzufahren. „Erlaubt mir, Herr! mitzuteilen, was ich auf meiner letzten Reise nach Leipzig erfahren. Dort raunte mir Watzdorf ins Ohr: ‚Wenkheim! 's ist zwar grimme Winterkälte; aber Wittenberg liegt nicht weit. Wie wär's, wenn wir uns aufmachten, den gelehrten Mönch einmal zu sehen und zu hören.' Mir war es recht und im Dezember trafen wir dort ein. Herr! da haben wir viel erfahren, was der Doctor Martinus gepredigt. ‚Was vor allem not thut,' hatte er gesagt, ‚ist, daß die Priester das ganze Wort der Wahrheit reichlich haben. Der ganze Erdkreis sei heute überall voll von dem Schutt vieler und mancherlei Lehren; das Volk würde von solch einer Menge von Gesetzen, Menschenlehren und abergläubischen Satzungen überschüttet, daß das Wort der Wahrheit kaum spärlich durchscheine, an vielen Orten nicht mal mehr glimme. Dies sei', hat er weiter gesagt, ‚der Prälaten und Priester Schuld und diese Schuld der Unterlassung und Verfälschung sei ärger als jede Fleischessünde.' — Und, Herr! zu Neujahr waren wir in der Schloßkirche selbst und haben ihn selbst predigen hören. Das war von gar gewaltiger Art und

drang doch mild und sanft ins Herz und klar in den Kopf." — „Was hat er da gepredigt?" frug Georg, als Wenkheim eine Weile inne hielt. „Es hält schwer, Euer Gnaden," fuhr der Ritter fort, „alles so wiederzugeben, wie er es nur so aus den Ärmeln schüttelte. Der Grundzug war, wodurch der Christ zur Gerechtigkeit gelange. Er warnte vor der Einbildung auf eigne Gerechtigkeit. Nicht durch Werke erlange man sie; die Werke kämen vielmehr erst aus der Gerechtigkeit und zu dieser gelange man nur durch den Glauben." — „Blinde Behauptungen!" warf Wittstadt mürrisch ein. — „Beweise, daß es blinde Behauptungen sind," entgegnete Wenkheim ruhig, „wenn anders deine Ansicht nicht Geschwätz bleiben soll." — „Beweise du erst," erwiderte jener, „daß des Mönches Rede wahr ist und kein Geschwätz." — „Das ist leichtlich gethan, denn es sagt die heilige Schrift im Römerbrief des heiligen Apostel Pauli: ‚Im Evangelio von Christo wird die Gerechtigkeit geoffenbaret, die vor Gott gilt: welche kommt aus Glauben in Glauben. Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Und abermal: ‚Der Mensch wird gerecht ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.' — Bist nun überzeugt?" — „Noch lange nicht!" entgegnete der Ritter. „Wer bürgt, daß solche Worte auch wirklich in der heiligen Schrift stehen?" — „Glaub nicht, daß Watzdorf und ich die Lehre gleich aufgesaugt, wie ein dürrer Schwamm das Wasser. Den gelehrten Prälaten zu Naumburg, einen heftigen Gegner des Mönches, frugen wir darum. Der sagte, das seien allerdings Pauli Worte in der heiligen Schrift, indessen stünden über der Bibel Papst und Konzilien, und deren göttliche Eingebungen bestimmeten, daß nur die Werke selig machten. Wir aber wußten allsogleich, woran wir waren und ist uns klar, daß solches eine anmaßlich sündhafte Überhebung ist." Verschiedene Zurufe folgten den Worten. „Hast recht, Wenkheim!" rief einer; „Wohlgesprochen!" ein anderer. „Ich finde es bestätigt," sagte Hart-

mut, „hab selbst auch Predigten gehört von Luther. Die Heiligenverehrung, wie jetzt getrieben, verwirft er ganz als abgeschmackte Abgötterei. Die rechte Art, die Heiligen zu verehren, sei die, daß Gott geehrt werde in seinen Heiligen. Und aus der Bibel wies er's nach, daß die Heiligen selbst nicht wollten in und an sich geehrt und gepriesen sein, sondern allein im Herrn und der Herr in ihnen. Von den Wallfahrten sagte er, wer sie unterlasse, thät keine Sünde; es sei eine freie, nicht gebotene Sache. Wer aber wallfahren wolle, möge gehen, doch auch bedenken, daß er mit den Kosten zu Hause Gott unvergleichlich besser dienen könne, wenn er die Armen und die Seinen versorge." — „Habt Ihr von ihm was über Reliquien gehört?" frug Georg. „Bin zwar nicht in Zweifel über des Doktors Ansicht, möcht aber gern Näheres davon wissen." — „Reliquiendienst ist ihm ein Greuel," sagte der Ritter. „Unter die Übertreter des achten Gebotes zählt er alle die, welche an solchen Märlein und Ablaßverkündigungen mehr Gefallen hätten, als am Evangelio, weil es ihnen Geld einbrächte, während das Volk dadurch von der Wahrheit ab und den Fabeln zugewendet werde." — „Heda!" rief Rüdt von Kollenberg aufgeräumt, „was Ablaß anlangt, weiß auch ich zu erzählen. War jüngst bei Jüterbogk vorbeigereist und hab vom Tezel mancherlei erfahren. Weil Kurfürst Friedrich von Sachsen ihm den Ablaßkram in seinem Lande streng verboten, so wendete sich Tezel nach Norden, wo Joachim von Brandenburg ihm gar ergeben ist. In Berlin ist das feiste Mönchlein gewesen und dort gar feierlich aufgenommen worden, prunkvoller als der Kaiser selbst. Hei, haben da die Berliner ihre roten Dukaten hingeschleppt!*) — Für Zauberei verlangte der dicke Dominikaner zwei Dukaten, für Vielweiberei und Mord nur sechs, aber für Kirchenraub deren neun! natürlich! das ist ja schlimmer wie Mord." Hier

*) XXIII u. a. m.

lachte er. „Und die Berliner haben ihm richtig ihr halb Vermögen dargebracht. Im Städtlein Belitz freilich wollte niemand was von dem Kerl wissen; fortgetrieben haben sie ihn.*) Und ein lustig Stücklein war dort herum passiert, worüber ich noch heut mich ausschütten könnt vor Lachen."

Nach dieser Rede — die längste, welche Rüdt nach Wenkheims Versicherung je gehalten — führte der Ritter dieses Ausschütten weidlich aus, darum er denn aufgefordert ward, weiter zu erzählen. Nachdem er sich etwas beruhigt, fuhr er fort: „Kommt da ein Edelmann zum Tezel,**) sagt, er wolle sich an einem Feinde rächen, nicht durch Mord und Totschlag, sondern auf andere Art. Für diese Sünde erbat er sich einen Ablaßbrief, den er mit zehn Dukaten bezahlen wollte. Da fing der Tezel an zu schachern und zu handeln und steigerte, beim heil'gen Kilian! die Summe bis auf dreißig Dukaten. Zwischen Trebbin und Jüterbogk aber lauerte der Schlaukopf dem Tezel im Walde auf. Dort hat er dem goldnen Mönchlein sein ganzes Geld weggenommen und ihn selbst weidlich durchgeprügelt. Und als Tezel ihm wutschäumend vorfluchte, diese Unthat könne ihm nie vergeben werden, hielt ihm der Edelmann — — den Wisch vor — und sagte lachend: ‚Süßes Münchlein! ereifre dich nit; hier ist der Ablaßbrief, den du mir selbst gegeben'. Und wie auch Tezel — mit den Zähnen knirschte — 's half nix — — er war sein Sündengeld los." —

Angesteckt durch Rüdts Lachen, brachen auch die anderen in ein Gelächter aus, das manchem um so mehr behagte, als man von dem gar zu ernsthaft gewordenen Gespräche gern loskommen wollte. Auch Georg konnte die Lachlust nicht unterdrücken; doch später erhob er sich und sagte: „Es ist ein Kampf ausgebrochen zwischen Finsternis und Licht. Mich dünkt, wir

*) XXIII u. a. m.
**) XXIII, VII, XXV u. s. w.

gehen ernsten und bewegten Zeiten entgegen. Jetzo wissen wir nur, was wir nicht haben wollen; gebe Gott bald Klarheit, was wir haben müssen. Wir aber, soweit wir eine Besserung herbeiwünschen, wollen nicht durch Schimpfen zeigen, daß wir auf der Seite des Lichtes stehn, sondern durch einen Gott wohlgefälligen Wandel.“ —

Hiermit wurde die allgemeine Tafel aufgehoben, das Gespräch nur noch in Einzelgruppen fortgeführt. Wenkheim gesellte sich zum Grafen, der mit großer Aufmerksamkeit den Mitteilungen Hartmuts zuhörte und von Zeit zu Zeit unmutig den Kopf schüttelte. Es gab auch nichts Erquickliches. Franz von Sickingen war mit Worms in Streit geraten und zog mit starker Macht gegen die Stadt zu Felde. Vom Schwarzwalde her lauteten die Nachrichten nicht gut. Bäuerliche Abgesandte aus allen Gegenden im südlichen Reiche hatten sich auf dem hohen Kniebis, da wo man Aussicht hat zum Finkenberg und Roßberg, zusammengefunden und zu einem festen Bunde verschworen für alle Zukunft. So geheim, wie's auch gehalten worden, kam's doch an den Tag. Man rüstete im stillen auf beiden Seiten und die Bauern zogen umher und wirkten heimlich für die Ausbreitung eines großen einheitlichen Planes. Auch die zunehmende Teuerung ward besprochen und Wenkheim klagte, daß der Preis des Weines immer höher steige. Wo sonst das Fuder nur fünf Gulden gekostet, fordere man jetzt deren fünfundzwanzig bis dreißig. Was übrigens noch besprochen ward, konnte auch nicht behagen. Zum Glück erschien Gräfin Margaretha; da gab's wieder Sonnenschein und freundlichere Mienen. Nachdem die Gäste verabschiedet worden, erzählte Georg seiner Gemahlin alles, was sich auf geistigem Gebiete zugetragen. Die Ritter begaben sich nach der Stadt in ihre „Höfe‘, oder nächtigten in der Herberge. Hartmut von Cronberg blieb noch als Gast in der Veste.

Was hier groß Bedenken erregt hatte, die kirchliche und politische Bewegung nebst der Teuerung, schien die gute Stadt

Wertheim nicht sonderlich zu belästigen. Ein kleines Schießen war begangen worden und des Festes letzter Tag verschlang noch manches Fäßlein Wertheimers trotz des hohen Preises. Der letzte Trunk fand in der großen Trinkstube des Rathauses statt und hier gab es lauter fröhliche Gesichter. Graf Georg war nach besonderer Einladung erschienen, doch nur auf ein Stündlein; er war noch voll Unmut über die Lage der Dinge in der Welt; auch haßte er die Trinkgelage: doch wollt er gerade heut nichts dagegen sagen. So wenig Erquickliches er droben gehört — hier ward er aufgeheitert. Sein Eintritt hatte anfänglich ehrerbietiges Schweigen erzeugt, das aber bald, nachdem Georg gesagt, sie sollten sich nicht stören lassen, der früheren Munterkeit wieder Platz machte. Erst gab's ein donnernd Hoch auf seine Gnaden und dessen hohes Gemahl; dann waren die Zungen nicht mehr zu bändigen. Witze wurden gemacht, Sticheleien flogen hin und her, nicht immer für alle verständlich. Auch erscholl es von Zeit zu Zeit: ‚Nappenbach, fang an!' Es wurde dem Grafen schon etwas zu lärmig. Als er aber aufbrechen wollte, ward er von Heinz Ries und dem Schützenhauptmann Fuchs gebeten, annoch zu weilen, Klaus Nappenbach würd sich wohl hören lassen und sein dichterischer Redefluß seiner Gnaden weidlich Spaß machen. Da erinnerte sich Georg lächelnd jener Geburtstagshymne und blieb noch eine Weile. Ein Spaßvogel hatte dem Poeten zugeflüstert, der Graf möcht gern etwas aus seinem Schatze hören. Darob ward Nappenbach sehr erfreut. Wenn seine Bescheidenheit auch kein silbern Kettlein sich erhoffte, so doch ein gnädig beifällig Nicken des gräflichen Kopfes, Anerkennung seiner Leistungen. Dann — so hoffte er — würden die unliebsamen Neckereien unpoetisch angelegter, ungebildeter Menschen aufhören und endlich in einige Bewunderung übergehen. Der Dichter stand auf und ließ — nachdem sein Räuspern billig Ruhe erzeugt — folgenden Erguß vom Stapel:

Wenn mal a Paar Stiefeln
So recht schöne geraten sein,
Da duftet mein Gemüte
Gerade wie die wertheimer Weinblüte.
Und wenn die Leute mich bezahlt han,
Da kommt mir gleich das Dichten an.
Die Stiefeln kosten Geld. Die Kunst
Han die Leute hie uff Erden umsunst.
Jedennoch ist sie nit jedermanns Sach'.
Dieses spricht Klaus Nappenbach
anno 1515.

Als Georg das Poem gehört, mußte er mit seiner Umgebung lachen und lächelnd rief er dem sich verbeugenden Schuster zu: „Du trittst ja schier in Hansens Fußtapfen!?" Hiermit meinte er Hans Sachs, und dies fand Nappenbach auch für ganz begreiflich. Georgs Lächeln hielt er für wohlwollende Anerkennung, darum er sich denn vornahm, den schönen Born der Gefühle noch weiter fließen zu lassen. Aber von selbst that er es nie; aufgefordert wollte er sein. Das geschah auch: In dem wirren Durcheinander der Gespräche hörte man nach einiger Zeit die Zurufe: ‚Das Lied vom Kribbeln!' — ‚'s Mützenlied!' — und als Nappenbach bemerkte, daß der Graf ihn wohlwollend anblickte, stund er abermal auf und hub an:

Wenn ich in meiner Werkstatt sitze,
Da kribbelt's mir schier oft unter der Mütze.
Männiglich braucht der Schusterzunft,
Aber die Leut woll'n han alles halb umsunst.
Ich brauch selber Geld zu Brot und Geschühte.
Im Brachmonat riecht die Weinblüte.
's ist schlimm so Sach.
Dieses spricht Klaus Nappenbach
Als man schrieb 1514.

Kaum hatte er geendet, so eröffnete Adam Saspel mit der Mehrzahl ein homerisch Gelächter. Nappenbachs Anhang dagegen wollte das nicht gelten lassen. Das Lied sei ganz gut,

sagten sie, und es wär an dem, daß die Leute den Schustern schier so viel am Preise abzwackten, daß man kaum 's Leder bezahlt kriegte. Georg aber sagte lächelnd zu Heinz Ries: „Nun halte ich für Zeit zu gehn! — Wenn Ihr Gelegenheit finden solltet die heutigen Poeme Nappenbachs in Abschrift zu erlangen, so stellt sie mir zu." Noch ehe der Graf ging, kam dieser Wunsch dem Meister zu Ohren; darum er sich denn an die Thür stellte und der Reime parat gehaltene Abschrift unter tiefen Bücklingen dem Grafen mit den Worten überreichte: „Euer Gnaden Huld wollten die kleinen Anfänge der Kunst han! wollen Euer Gnaden Huld diese meine kleinen Anfänge andurch gnädigst annehmen." Georg dankte lächelnd und verließ das große Gemach unter Hochrufen und Becherschwenken der fröhlichen Gesellschaft. Noch ein Stündlein saß diese beisammen, dann mahnte der Schultheiß zu stillem Aufbruche, denn Ruhe auf den Straßen war ein streng Gebot.

Draußen war's schon dunkel geworden und die Nacht hatte sich herniedergesenkt auf das friedliche, fröhliche Städtchen. Manch ein Festteilnehmer lag in seinem Bett, noch kichernd, bis auch er vom Schlafe umschlungen wurde und fest umschlungen, denn nach dem Wertheimer schläft sich's bald und gut ein. Droben aber in der Veste sah man noch Licht an den zwei Fenstern eines traulichen Gemaches. Dort hätte ein Lauscher ebenfalls ein fröhlich Kichern hören können, als Georg die nappenbachschen Erzeugnisse vor dem Nachtscheiden Margarethen noch vorlas. „Bei dem Ernst der Zeiten ist solch ein lustig Stücklein gar willkommen," sagte diese lächelnd; „es gibt einen Stillstand im grübelnden Unmut. Ein Fleckchen blauer Himmel ist's inmitten grauer Wolken. Doch — ein Blumenkränzlein vermöcht ich nicht dem Dichter darzureichen." Dann ward's auch oben still. Der einzige, der noch lebte und — lachte, war der Mond; doch niemand hat's erfahren, über wen er lachte, ob über Nappenbach, ob über Saspel oder sonst wen. — —

Die Zeit der von Nappenbach so gern erwähnten ‚wertheimer Weinblüte‘ war erschienen, von dieser selbst aber leider nicht viel zu bemerken. Der Sommer brachte etliche glühend heiße Tage, um diesen eine kalte regnerische Woche folgen zu lassen. Die Natur spiegelte des Menschen Leben ab: Auf einen schönen hellen Tag kamen zehn trübe und kalte. Wohl dem, der jenen Tag nicht vergißt und dessen Genuß auf die Tage, die uns nicht gefallen, dankbar überträgt. Das glückt aber nur wenigen. Die meisten riefen Weh und Ach über den unfreundlichen Sommer. Auch Georg ward von dieser zu oft gehörten Klage angesteckt. Doch Margaretha schaute durch alles Trübe hindurch noch immer ihr ‚Fleckchen blauen Himmels‘, und als ihr Gemahl in ihrer Gegenwart einst seinen Mißmut über dieses ungeheuerliche Sommerwetter kund gab, beruhigte ihn Margaretha schelmisch durch nur wenige Worte. „Was hilft hier unser Weh und Ach. Dieses spricht Klaus Nappenbach,“ sagte sie als Nachbildung, und dieses Stücklein Humor faßte in Georg Boden und half ihm über manches Widerwärtige hinweg. Es gibt eben hunderte kleiner Gelegenheiten, welche das Leben erleichtern man muß sie nur beachten.

Solcher Widerwärtigkeiten gab es genug. Dazu gehörte die Notwendigkeit, die Grafschaft wieder einmal von Straßenräubern zu säubern. Von dieser blutigen Arbeit kaum heimgekehrt, beschäftigten Georg wieder andere Klagen: Streitende Parteien wollten sich mit der Rechtsprechung nicht zufrieden geben; darum er denn Beschuldigte und Kläger selbst verhörte und Bescheid gab unermüdlich. Kaum fünf Stunden Nachtruhe gönnte er sich. In Siechhäusern und Spitälern ward über Mangel geklagt. Georg untersuchte und gab*) aus seinem eignen Säckel Nahrung und Betten.

*) I. II.

Im Herbst ward's wieder schwül und andauernd, als seien die Naturgesetze umgestürzt und umgeändert. Da sehnte man sich wieder nach Kühlung. Drückende Schwüle lag auch auf dem Geist und Hunderttausende im deutschen Volke sehnten sich nach Reinigung der Luft zu freierem Atmen. ‚Aus der Wolke strömt der Regen, quillt der Segen‘. Es stieg ein weißes Wölkchen auf; das ward mählich größer und zu einer mächtigen Wand, aus der es blitzte und donnerte Jahrhunderte hindurch. Der sinkende Feuerball färbte sie blutig; aber die Luft ward danach anders und das Atmen freier. —

Gegen Mitte November saßen nachmittags am traulichen Kamine drei plaudernde Menschen in einem Gemache der Veste Wertheim. Graf Georg war's, Margaretha und Ernfried Rank. Den hatte Herr Hanns von Schwarzenberg aus Bamberg gesandt mit einem Briefe, mit Grüßen und einem Packete. Der Brief war gelesen, der Gruß ausgerichtet. Dann folgten Fragen nach Ernfrieds und Reginens Befinden und Antworten voll Lob, Preis und Dank. Es ging allen gut, auch den kleinen ‚Rangen‘, wie Georg scherzhaft für ‚Ranken‘ sagte; denn es ergab sich aus Ernfrieds Erzählungen, daß ihm sein trautes Weib bisher lauter Büble geschenkt, davon das älteste den Namen Georg führte. Auch nach Ernfrieds Verhältnis zu seinem Oheim frug der Graf. Es war noch dasselbe wie früher; Thomas Rank hielt vor seinem Neffen die Thür verschlossen. „Er hat einen starren Kopf," sagte Georg, „und wie ich ihn kenne, wird nur ein Wunder im stande sein, ihn zu erweichen." — „Dies ist der einzige bittere Tropfen im Kelche meines Glückes," entgegnete Ernfried betrübt. „Mein Ohm hat mir dereinst viel Gutes gethan. Gern hätt ich's ihm vergolten. Doch wie soll ich das thun? Wohl würde er mir sein Haus wieder öffnen um den Preis, daß ich meines Glaubens Richtung aufgebe; doch das kann ich nicht." — „Das thut auch nicht!" sagte Georg. „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen." — Und Mar-

garetha fügte hinzu: „Ihr könnt es ihm wohl vergelten, wenn Ihr ihm vergebt.“ — „O gnädige Frau Gräfin!“ rief Ernfried lebhaft, „das hab ich längst gethan. Nicht mein Verdienst ist's; denn lange hab ich dem Oheim gegrollt. Doch Regina hat mir vorgestellt: Gleichwie ich wünschte, daß Gott mir meine Schuld vergebe, ich auch meinen Schuldigern vergeben solle. Und das hab ich eingesehen und befolgt. Indessen halt ich für ratsam, den Oheim jetzt noch nicht aufzusuchen. Nur zum Samuel will ich gehn und zu Peter Zell, Reginas Bruder, bei dem ich nächtigen will.“ — „Bei dem werdet Ihr manches verändert finden,“ sagte Margaretha. „Mein Gemahl hat auch dessen Leibeigenschaft aufgehoben und Peter sich mit seinem Weibe ein warmes Nestlein gebaut.“ — „Übrigens,“ setzte der Graf hinzu, „Ihr seid des Freiherrn Bote und als solchen darf ich Euch nicht wo anders nächtigen lassen. Ihr bleibt in unsrer Veste. Doch eh' Ihr zurückreist, sprecht nochmals bei mir vor, daß ich Euch Antwort mitgeben kann für Euren Herrn.“

Ernfried war entlassen. Gern hätte er noch manches sagen mögen, doch mußte er's verschieben, da die Audienz zu Ende. Graf Georg öffnete darauf das Packet und fand darin ein starkes Buch nebst zwei bedruckten Blättern in vielen Exemplaren. Das Buch enthielt, wie es im Briefe stand, die ethischen Schriften Ciceros, welche Schwarzenberg mit Hilfe des Kaplans Hans Neuber fürs Volk ins Deutsche übersetzt und herausgegeben;*) gleichwie des Freiherrn Freund Pirkheimer vorher den Plutarch erschlossen hatte. Einstweilen legte er das Buch beiseite und griff nach dem einen Blatte. Das ließ er nicht so bald aus den Händen. Als Margaretha die eifrige Begierde sah, mit welcher ihr Gemahl das erste Blatt durchlas und dann das zweite, bat sie, ihr mitzuteilen, was jedes enthalte. Hierauf antwortete er: „Das sind große und bedeutende Dinge, so der gelehrte Mönch

*) VIII.

und Doktor Martinus Luther niedergeschrieben. Sie werden ein groß Feuer geben, das manche verbrennt, aber Millionen erwärmt und erleuchtet. Was hier steht, haben wir und mit uns Tausende längst schon gedacht und gefühlt. Aber Luther spricht es zum erstenmale aus, so klar und hell, daß alle Ungewißheit weichen muß. Doch da mir Vetter Schwarzenberg nichts Näheres darüber schreibt, sondern — vielleicht aus gutem Grund — auf Ranks mündliche Erklärungen verweist, so laß mich das Vorlesen verschieben, bis ich den Rechtsgehilfen herzugeholt."

Margaretha mußte sich längere Zeit gedulden, denn Ernfried war bereits zur Stadt gegangen. Erst in der achten Abendstunde kehrte er zurück und empfing von einem Diener des Grafen dessen Weisung, alsbald zu ihm zu kommen. Das abgesonderte Gemach, welches Georg zu heutigem Beisammensein erwählt, war hell erleuchtet und durchwärmt. Auf einem Tische standen Pokale und schön verzierte Krüge mit Wein, auch ein Imbiß. So konnte die zeitweilige Anwesenheit der Dienerschaft vermieden werden.

„Ich meine," sagte Georg zu dem Eintretenden, „es müsse Euch das mitgebrachte Packet schier gedrückt haben, denn es enthält gar schwerwiegende Dinge. Erzählet uns zunächst von dem, was vorausgegangen; Euer Herr verweist auf mündlichen Bericht." — „Mein Herr gebot mir," sagte Ernfried, „selbst zu ergänzen, was seinem Briefe fehlte, nicht um an Zeit zu sparen, sondern weil ich von dem Vorausgegangenen selbst Zeuge gewesen und darum frischer schildern kann und frei; ‚denn,‘ sagte mein gütiger Herr, ‚in Wertheim werdet Ihr verstanden werden.‘ Darum ich wohl auch nicht zu fürchten brauche, verkannt zu werden, wenn ich —" — „Sprecht frei und ohne Scheu," entgegnete Georg einfallend; „Ihr kennet meinen Sinn und wie ich von Glaubenssachen halte, auch daß ich Freund von Kürze bin." — „Zu Ende Oktober war's," fuhr Ernfried fort, „als mich mein Herr nach Leipzig zur Hochschule schickte, um in der dortigen Liberei

Auszüge aus berühmten Werken zu machen, die nur dort zu finden sind. Ein hundert und acht Jahre alt ist die berühmte Schule und bereits seit etwa sechzig Jahren im Besitze der ersten gedruckten Bücher. Doch nach vier Tagen erst konnte ich zur Liberei gelangen, dieweil der Custos noch verreist war. Daher ich denn —" — „Weiter, weiter!" rief der Graf ungeduldig. — „Verzeihet, Herr, daß ich dies vorausschicke. Nicht möcht ich, daß Ihr glaubtet, ich hätte meinen Urlaub eigenmächtig ausgedehnt. Ich dacht, was sollst du hier so lange unthätig liegen? — nahm ein Wäglein und fuhr zum nicht zu fernen Wittenberg, meine alten Lehrer zu besuchen. Am letzten Oktober kam ich an, sah an der Schloßkirche viel Volks versammelt, das umstand die große eichene Kirchenthür, daran eine Schrift befestigt war, in welcher Doktor Luther, entrüstet über Tezels schändlich und unchristlich Treiben, fünfundneunzig Sätze wider den Ablaßhandel aufstellt. Alsbald ward sie gedruckt und mein Herr sendet sie Euer Gnaden, ingleichen eine zweite Druckschrift, betitelt: Von Ablaß und Gnade." — „Das ist alles, was Ihr vorauszuschicken habt?" frug Georg. — „Alles, Herr! soweit die Kürze es zur Sache zuläßt. — „Recht so!" erwiderte der Graf. „Von allem Beiwerk könnet Ihr uns nachher noch erzählen. Jetzt, liebe Margaretha, will ich dir von dem Inhalte das Wesentlichste berichten. Merk auf! du wirst in Kopf und Herzen ein Echo tönen hören. Zum ersten sagt er: ‚Da unser Herr und Meister, Jesus Christus, sprach: Thut Buße . . . so wollte er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden Buße sei, eine stete Buße'. Zum zweiten: ‚Solch Wort kann und mag nicht vom Sakrament der Buße verstanden werden, so durch der Priester Amt geübet wird.' Alsdann zum zwanzigsten und folgende: ‚Der Papst verstehet unter vollkommener Vergebung der Strafen nicht das, daß insgemein alle Strafe vergeben werde, sondern nur die, die er selbst hat aufgelegt. — Daher irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß der Mensch durch des Papstes

Ablaß selig und von aller Strafe los werde. — Darum muß der größte Teil der Leute betrogen werden durch die prächtige Verheißung von der bezahlten Strafe, wobei gar kein Unterschied gemacht wird. — Der Papst thut sehr wohl daran, daß er nicht aus Gewalt des Schlüssels, den er nicht hat, den Seelen Vergebung schenkt, sondern nur fürbittweise. — Diejenigen predigen Menschentand, die da vorgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, die Seele aus dem Fegefeuer fahre. — — Vor denen solle man sich sehr wohl hüten und vorsehen, die da sagen: Des Papstes Ablaß sei die höchste und werteste Gottesgnade oder Geschenk, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt werde. — Diejenigen lehren unchristlich, die vorgeben, daß die, so da Seelen aus dem Fegefeuer oder Beichtbriefe lösen wollen, keiner Reu noch Leid bedürfen. Ein jeder Christ, so wahre Reu und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehöret. — Ein jeder lebendige Christ, er sei lebendig oder tot, ist teilhaftig aller Güter Christi und der Kirchen aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbriefe. — Doch ist des Papstes Vergebung und Austeilung mit nichten zu verachten, denn sie ist eine Erklärung göttlicher Vergebung. — — Man soll den Christen lehren, daß der Papst, so er der Ablaßprediger Schinderei wüßte, lieber wollte, daß Skt. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbauet sein. — Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes —“

Als der Graf diesen Satz mit erhobener Stimme ausgesprochen, faltete Margaretha die Hände und rief: „O wie herrlich! jetzte fühle ich, daß Licht in meine Seele dringt. — Mehr, mehr!“ — „Dieser Schatz,“ las Georg weiter, „ist aber billig der allerverhaßteste, denn er macht, daß die Ersten die Letzten werden.

Aber der Ablaßschatz ist billig der allerangenehmste, denn er macht aus den Letzten die Ersten. Derhalben die Schätze des Evangeliums Netze sind, aus denen man vor Zeiten die Leute des Mammon fischte. Die Schätze des Ablasses aber sind Netze, womit man in jetziger Zeit den Mammon der Leute fischet —" „Wahr, wahr!" rief Ernfried dazwischen. — „Daß man sagt, Skt. Petrus vermöchte, wenn er jetzt Papst wäre, nicht größere Gnaden zu geben, ist eine Lästerung wider Skt. Petrum und den Papst. — Solch unverschämte Predigt vom Ablaß macht, daß es selbst den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde gegen die Verleumdung oder doch vor den scharfen Fragen des gemeinen Mannes zu verteidigen. — — Man soll die Christen ermahnen, daß sie Christo, ihrem Haupte, durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen. — Und also mehr durch Trübsale, als durch falschen Frieden ins Himmelreich einzugehen sich getrösten." —

Nach diesen Schlußworten der Thesen herrschte eine Zeitlang Stillschweigen, hervorgebracht durch die Wucht der Sätze. Darauf nahm Georg das andere Blatt zur Hand und sagte: „Die zweite Schrift Luthers, ‚Von Ablaß und Gnade', ist eine Ergänzung der Thesen. Mögest du sie selbst durchlesen;" sagte er zu Margaretha. „Für jetzt wird genügen, den Kern zu hören; als solchen betrachte ich die Worte: ‚Man kann aus keiner Schrift beweisen, daß die göttliche Gerechtigkeit etwas Pein oder Genugthuung von dem Sünder begehre oder fordere, denn allein seine herzliche und wahre Reu und Bekehrung'. Der Doktor Luther beruft sich auf die Bibel, so zum Beispiel auf Ezechiel, allwo es heißt: ‚Wenn sich der Sünder bekehrt und thut recht, so will ich seiner Sünde nicht mehr gedenken'. Das hat der Herr auch gethan an Maria Magdalena, am Gichtbrüchigen, an der Ehebrecherin und vielen anderen. ‚Ein großer Irrtum ist's', fährt Luther fort, ‚daß jemand meint, er wolle genugthun für seine Sünden, so doch

Gott dieselben allezeit umsonst aus unschätzlicher Gnade verzeihet, nichts dafür begehrend als: hinfürder wohl leben. — Laß die faulen und schläfrigen Christen Ablaß lösen; gehe du für dich'. Und am Schlusse ruft er aus, daß, wenn auch alle die, denen solche Wahrheit sehr schädlich im Kasten ist, ihn einen Ketzer schelten werden, er doch solch Geplerre nicht achte, zumal solche Leute nur finstere Gehirne sind, welche die Bibel nie gerochen, die christlichen Lehren nie gelesen, die eignen Lehren nie verstanden, sondern in ihren löcherigen und zerrissenen Meinungen beinahe verwesen. — — Bei Gott! der Mann hat kühnen Mut und scheuet nicht die Menschen um der Wahrheit willen, denn diese, will mich bedünken, hat er ausgesprochen. Nun wird mir auch voll verständlich, was Luther vom Glauben gesagt, der in der Liebe thätig ist, als ich vor Jahren mit ihm auf der Wanderung zusammentraf. Der Gerechte wird seines Glaubens leben."

Als Georg zu Ende war mit der Kundgebung, sagte Margaretha sinnend: „Als ich noch eine junge Maid war, empfand ich dunkel: Es ist etwas nicht recht in unsrem kirchlichen und religiösen Leben. Wollt gar so gern Gott näher rücken, wollt mit ihm reden, darum ich ihn denn in seiner Schöpfung, in der Natur suchte. Hier erkannte ich seine Allweisheit, Macht und Güte. ‚Gott ist die Liebe', sagte ich mir, und seiner Liebe Endzweck ist, uns von der Seele Not zu befreien. Als ich aber von dem römischen Treiben hörte, konnt ich's nicht vereinbaren mit der Liebe höchsten Endzweck. Warum, so frug ich mich, erlöset der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegfeuer, just um der Liebe und der Seelennot willen? —" „Und statt dessen," fiel Ernfried ein, „erlöset er nur um elenden Geldes willen viele Seelen, angeblich für den Bau bestimmt zum Münster Sankt Peters." — „So meint ich's auch," fuhr Margaretha fort, „und ward irre in mir. Jetzt aber ist mir alles klar. Hingebender, thätiger Glaube in Christo Jesu ist

allein das Mittel, das uns mit Gott zusammenhalten soll und kann, nicht erst auf Umwegen. Wie ist dies doch so tröstlich und unbeschreiblich schön!" — „Und doch so einfach!" fügte Georg hinzu. „Zu was den ungeheuren Wust von unvernünft'gem Menschenwerk, den man zwischen uns und Gott schiebt, deſſ' Liebe sich so groß geoffenbaret hat in Christo Jesu! — Und Liebe braucht nicht den Ablaß, nicht Tausende von Mittelspersonen, nicht Anbetung der Reliquien und andere Dinge, die uns den direkten Weg zu Gott nur verdunkeln." Und zu Ernfried gewandt, fuhr er fort: „Angeblich nur, sagtet ihr, sei das Geld zum Kirchenbau bestimmt. Das ist nicht wahr; dem Papst ist's ernst damit. Auch lebe ich der Überzeugung, daß, wenn Papst Leo erführe, wie der Kleriker viele es im deutschen Reiche treiben, er dies scharf mißbilligen werde. Doch sagt: habt ihr erfahren, wie man Luthers Wort sonst aufgenommen?" — „Ja, Euer Gnaden!" rief Ernfried lebhaft. „Mit reißender Schnelligkeit verbreitet es sich durchs ganze deutsche Reich und darüber. In Wittenberg selbst sah ich die freudigste Bewegung, und als der fromme Mönch und Doktor, mit Namen Fleck, nach Durchlesen der Theses ausrief: ‚Ho ho! Der wird's thun! er kommt, darauf wir lange gewartet haben,'*) da brach der Jubel des Volkes aus allerorten. Und von meinem Herrn weiß ich, daß Herr Erasmus, der doch als einseitiger verbissener Humanist dem Doktor Luther sonst entgegen war, gesagt hat:*) ‚Er hat eine gute Sache unternommen, da er wider die verderbten Gebräuche der Kirche streitet, die keinem rechtschaffnen Manne mehr erträglich sind.' Der berühmte Humaniste, Rudolph von Lange, hat gesagt: ‚Jetzt kommt die Zeit, da die Finsternisse aus den Kirchen und Schulen werden ausgerottet werden und die reine Lehre einziehen.' So könnt ich euch noch viele nennen. —" — „Wie aber steht's um die hohen geistlichen Herren?" frug Georg. — „Wohl mag es

---

*) VII, XXV

denen, die vom alten Schlendrian profitieren, nicht angenehm sein,“ entgegnete Ernfried. „Doch weise und fromme Herren stehen auf des Doktors Seite. Ich weiß genau, daß die hochwürdigen Bischöfe von Bamberg und Würzburg die Schriften Luthers durchaus billigen.*) Ingleichen hat der Bischof von Brandenburg den Abt des Klosters Lenin mit einem Briefe an Luther gesandt, worin er alles für rechtgläubig erklärt und die unziemlichen Anpreisungen des Ablasses für verwerflich, wenngleich er gern gesehen, wenn Luther zur Zeit noch etwas gewartet hätte.*) Und so gibt's von den hohen geistlichen Herren, so es fromm und ehrlich meinen, noch viele, die ihm beistimmen.“ — „Gott gebe guten Fortgang!“ sagte Georg. „Für heute genug. Mag jedes von uns beten, daß wohl ausschlage, was sich ereignet zum Heile unsrer Seelen.“ — Und als Ernfried mit dem Auftrage, dem Freiherrn zu sagen, Georg werde ihm in Bälde antworten, freundlich verabschiedet worden war, sagte Georg zu Margaretha: „Wie wunderbar hat es doch Gott gefügt! Dieser Rank hat viele Trübsale erdulden müssen, und doch zum Heile; denn dadurch gelangte er nach Bamberg, von wo wir schon so vieles Förderliche erfahren. Der junge Mann kann uns noch manchmal nützlich werden.“ — —

In den nächsten Tagen sandte er die Druckschriften des Doktor Luther in die Klöster seiner Grafschaft. Nach Bronnbach brachte er sie selbst, um zu hören, was Abt Leyser, den er besonders schätzte, dazu sagen würde. Der aber sagte lächelnd: „Hab sie schon gelesen, Herr Graf! Dagegen kann niemand an; es ist die lautere Wahrheit.“ — „Es freut mich,“ entgegnete Georg, „daß wir übereinstimmen. Ich habe nur das eine Bedenken, daß das Volk nunmehr das Kind mit dem Bade ausschütten werde und nichts mehr von Erbauung in der Kirche wissen will. Sorgt dafür, ehrwürdiger Abt, daß dies nicht einreiße.“

---

*) VII, XXV.

Abt Leyser stimmte dem Grafen bei. „Was in meiner Macht steht, soll geschehen," sagte er. „Euer Gnaden Bedenken teilt auch der Bischof von Speyer, der nach der Kenntnis der Thesen gesagt hat:*) Für den großen Haß der Laien gegen die Kleriker, der jetzt durch unsere Schuld viel größer ist, als je, können wir kein besseres Mittel finden, als ein sittliches Leben des Klerus selbst, damit das Volk nicht Geistliche und Gottesdienst zugleich verachten lerne." — „Wohlgesprochen!" sagte Georg. „Wie aber steht's mit Euren Konventualen?" — „Sie scheinen alle sich nach Wittenberg zu neigen und nur einen einzigen hab ich gefunden, den Frater Bastian, der zornig und erbost ist über jede Neuerung. Hab deshalb schon mit ihm in Streit gestanden." —

Nach wenigen Stunden ritt Georg zurück nach Wertheim. Hier war inmitten sein Schwager Eberhard von Erbach eingetroffen. Der wollte sich Rezepte holen und Salben für sein erkranktes Töchterlein Margaretha. Das ward ihm zu teil. Am andern Tage aber eilte er zurück, schon um der Kranken willen; doch auch wegen harten Streites, den er mit Georg gehabt, als Eberhard begonnen, was Georg zu vermeiden suchte, gegen Luthers Thesen zu sprechen. Die Ruhe, mit welcher Georg ihm entgegnete, hatte ihn noch aufgebrachter gemacht, und zornentbrannt gegen den wittenberger Ketzer verließ er die Verwandten. Es war kein schöner Abend gewesen, vielmehr das gerade Gegenteil von dem, an welchem Ernfried Rank mit dem gräflichen Paare einmütig verkehrte.

---

*) V.

Zehntes Kapitel.

Der Odenwald ist auch im Winter schön. Zwar bleibt das grüne Laub sein schönster Schmuck; doch wenn der weiße Schnee dicht auf den Ästen liegt, von außen wie überzuckert, und die Sonne scheint darein und es blitzt und blinkert überall — da stehet der Wanderer auch bewundernd still und schauet auf die kalte Winterpracht. Zwar sagt man heut von jener Zeit, daß damals kein Sinn für die Schönheit der Natur geherrscht habe. Das aber halt ich für eine große Verirrung. Mag sich des Menschen Geist auch vorwiegend mit staatlichem und kirchlichem Wirrwarr beschäftigt haben, so schließt dies doch durchaus nicht aus, daß es genug gab, die sich des Schönen der Natur erfreuten.

Also erging es auch dem Rüdt von Kollenberg, der, sonst schlicht und nüchtern, doch für Gottes Schöpfung ein warmes Herz in sich trug, selbst in der Winterszeit. Der Ritter hatte einen langen scharfen Ritt gethan, hielt nun vor dem Schlosse Erbach still und schaute mit Behageu, wie dessen Braungrau gar kräftig hervortrat inmitten der Pracht des beschneiten Odenwalds. Dichter Schnee auf den Dächern der ansehnlichen Burg hielt mit seiner Weiße der eingetretenen Dunkelheit noch stand; doch aus der Fenster rotgelbem Scheine war zu ersehen, daß des leuchtenden Schnees guter Wille im Innern nicht ausreichte. Auch das Gemach des Grafen Eberhard und die Kemenate seiner Gemahlin Maria waren hell erleuchtet. Dort saß der Graf mit seinem Schloßkaplane am Kamin; hier die Gräfin neben einem großen

weichgepolsterten Lehnstuhle, besorgt auf ihr krankes Töchterlein Margaretha blickend. Am Kamin wurden finstere Pläne gegen Ketzer geschmiedet; im Krankenzimmer manche Seufzer der Bangigkeit ausgestoßen.

Die Meldung von der Ankunft des wertheimer Ritters unterbrach das Schmieden und Seufzen. Rüdt von Kollenberg überbrachte dem gräflichen Ehepaare einen Brief des Schwagers und Bruders Georg, datiert vom 2. Februar des Jahres 1518, sowie die Meldung, daß abermals ein Töchterlein den Kreis der wertheimischen Familie vermehrt habe. Drob freuten sich die Erbachs aufrichtig. Doch schien's, als ob Graf Eberhard zerstreut sei, und Maria, ohnehin besorgt um Margarethlein, mocht wohl betrübt der häufigen Unterredungen ihres Gemahls mit dem finster eifernden Kaplane gedenken. Sie wußte nicht, um was sich's dabei handelte, doch hatte sie hin und wieder garstige Worte gehört, die einen geplanten Gewaltakt verrieten. Darum sie denn einen Seufzer nicht unterdrücken konnte, als sie zum Ritter sagte: „Gott gebe, daß das Kindlein in diesen ernsten Zeiten einst recht glücklich werde." —

Rüdt von Kollenberg ward gastlich aufgenommen und beherbergt. Doch war er froh, als er andern Tages wieder heimreiten konnte. Ihm als Pfaffenfeind war es entsetzlich schwer gefallen, vor dem pfaffenfreundlichen Grafen Erbach und dem Kaplane die Zunge im Zaume zu halten. Wiederum in scharfem Ritte begab er sich mit seinen Knappen über Miltenberg nach Wertheim zurück. Als er hier den Glückwunsch der Gräfin Erbach überbrachte, daß die Neugeborene recht glücklich möchte werden, beschlossen Georg und Margaretha, dem schwesterlichen Wunsch zu Ehren das Kindlein Felicitas*) zu nennen.

Was der Ritter sonst noch meldete, machte den Grafen froh und besorgt. Froh ward er, als er hörte, daß allerorten die

*) I. II.

fünfundneunzig Theses Wurzel gefaßt, zumal im schönen Miltenberg, allwo die ganze Bürgerschaft treulich und einmütig auf Luthers Seite stünde. Besorgt ward er, als er von Marias Traurigkeit vernahm, wie auch von des Schwagers verschlossenem und finsterbrütendem Wesen. Hiervon konnte er sich bald selbst überzeugen.

Von Breuberg kam nach Wertheim eine frohe Kunde. Graf Wolfgang von Castell, den Georg bei seiner Hochzeit in Tettnang kennen gelernt, bestätigte die damalige Vermutung Wenkheims. Er war nach Breuberg gereist, hatte dort um die Hand Marthas, Georgs Schwester, angehalten, und nicht nur diese, sondern auch deren Herz erhalten. Warum Wolfgang so lange gezögert, weiß bis heute niemand zu sagen. Gewiß aber ist, daß der Heiratsbrief am 18. März ausgestellt wurde.

Zur Feier dieser Verbindung reiste Georg mit Margaretha nach Breuberg. Aus Erbach erschien Graf Eberhard allein; seines Töchterchens Zustand hatte fast alle Hoffnung auf Genesung zertrümmert, darum Maria nicht von ihrer Seite wich. Der Graf nahm sich zusammen; doch Georgs Argwohn entdeckte an ihm bald eine finstere Unruhe, die bis zum Ingrimm wuchs, als Eberhard in der Unterhaltung mit dem ähnlich gesinnten Graf Michael seinem Herzen Luft machen konnte. Georg hörte davon nur einige Sätze: ‚Verdammliche Freigeisterei, Wittenberg, Vertilgung der Ketzer‘ und dergleichen. Doch mischte er sich nicht darein, sondern beschloß, auf des Schwagers Thun acht zu geben. Zum Verlobungsfeste war unter anderen Vasallenrittern auch Der von Vilborn erschienen, deſſ' Burg nicht weit von Erbach liegt. Den zog er auf die Seite und trug ihm auf, nach Wertheim allsogleich Nachricht gelangen zu lassen, falls Graf Eberhard etwa zu einer Fehde oder einem Handel gerüstet ausrücken sollte. Vilborn versprach es und Georg reiste nach einigen Tagen wieder zurück, begierig der Dinge, die da kommen würden.

Nach seiner Rückkehr gab es viel Arbeit zu bewältigen. Gar manches hiervon hätte können leicht und schnell erledigt werden, wenn nur die ihm verhaßte Weitschweifigkeit des Stiles nicht gewesen wäre, von der die Berichte der Städteoberhäupter und Amtmänner strotzten. Ein an sich einfacher Fall, doch überschwülstig dargestellt, bewog Georg, dagegen einzuschreiten. Ein Bürger Wertheims hatte sich über allzuhohe Forderungen seines Gläubigers Samuel beschwert und wollte nur die Hälfte geben. Gegen das Urteil des Stadtgerichts hatte der Jude protestiert; so kam die Sache als dringlich zur Entscheidung vor den Grafen. Ein dickes Aktenstück war hierzu bereits entstanden. Mühsam arbeitete sich Georg hindurch. Er dekretierte kurz, daß Samuel in allen Stücken Recht habe. Zugleich aber erließ er anfangs April eine ‚Anordnung in dringenden Schuldklagen', worin er streng befahl, ‚mit wenig Worten gründlich der Parteien Gerechtigkeit anzuzeigen und sich jeder Weitschweifigkeit zu enthalten'.*) „Wenn doch alle Leute so kurz und bündig wären, wie Herr Hanns Freiherr von Schwarzenberg," sagte er darauf zu Hönerbuhel; „um wie viel mehr könnten sie leisten zu Nutz und Frommen der Menschheit."

Der Freiherr war ihm in allen Dingen sein Vorbild. Daß er dessen vor dem Gerichtsschreiber gedachte, das machte ein Brief des Vetters aus Bamberg, worin er ihm in wenig Worten mitteilte, er müsse in Geschäften seines Herrn vom 19. bis 25. April in Würzburg am bischöflichen Hofe weilen; er bäte ihn, am letztgenannten Tage zu einem Stelldichein in Würzburg zu erscheinen, um mit ihm Familienangelegenheiten zu besprechen. Graf Hugo XI. von Montfort, cousin von Graf Ulrich, Georgs Schwiegervater, sei bedenklich erkrankt; eventualiter würde sein etwaiges Abscheiden Margarethas Erbgut mit berühren. Zugleich erhielt der Brief die Nachricht, Papst Leo sei über Luther

*) I, II, XV.

und seine Thesen sehr aufgebracht und habe dem General des Augustinerordens, Gabriel Venetus, strengen Befehl gegeben, gegen den ‚widerhaarigen‘ Mönch Untersuchung einzuleiten. Derhalb sei er, Schwarzenberg, um die Person Luthers besorgt. Papst Leo sei wohl ein kunstsinniger und wissenschaftlich tüchtiger Mann, auch von Person sonst angenehm; doch verstünde er nichts von geistlichen Dingen und jedenfalls folge er gehässigen Einflüsterungen seiner Kardinäle.

Georg schrieb zurück, er würde gedachten Tages in Würzburg eintreffen. Des Vetters große Besorgnis um Luther könne er jedoch nicht teilen; des Papstes Weisheit werde und müsse die Wahrheiten der Schriften Luthers sicher noch anerkennen. Als aber bald darauf ein Brief Ernfrieds eintraf, worin er meldete, es sei vom Augustinerorden auf den 26. April ein Konvent ausgeschrieben worden, zu halten in Heidelberg, und Luther habe sich trotz allen Abratens um Quasimodogeniti gehorsam auf den Weg gemacht, wohl über Würzburg, — da ward ihm doch um Luthers Sicherheit etwas bange. Die Ablaßprediger eiferten gegen ihn und hetzten das Volk auf, ihn zu fangen und zu verbrennen oder zu spießen; dies sei ein christlich Werk.

Tagelang trug Georg seine Besorgnis mit sich herum. Er bat Ernfried brieflich um schleunige Mitteilungen, wenn er etwas über Luther erfahre; hatte auch einen Vertrauensmann in Würzburg um Gleiches ersucht. Die durch Eilboten eingegangenen Nachrichten lauteten zwar beruhigend; Luther war in Weißenfels, in Judenbach und anderen Orten gut aufgenommen worden und sei jetzt auf dem Wege von Koburg nach Würzburg. Doch fürchtete er für die Weiterreise nach Heidelberg. Darum und weil er den ihm teueren Gottesmann gar zu gern wieder getroffen hätte, kam er auf den Gedanken, ihn von Würzburg unter sicherem Geleit abzuholen und zu bereden, bei ihm in Wertheim zu rasten. Ein Eilbrief aus Vilborn änderte dieses Vornehmen. Was der Ritter ihm mitteilte, lautete nicht schön. Er habe, so schrieb er,

sichre Kunde, daß Graf Erbach sich angelegentlichst erkundigt habe, wann der Ketzer Luther etwan in Miltenberg sein könne. Das gab Georg zu denken. Sein Argwohn, daß der Schwager gegen Luther Schlimmes im Schilde führe, wuchs. Am Morgen des 19. April ward's ihm zur Gewißheit. Schon früh 8 Uhr langte ein zweites Schreiben Vilborns an, darin gemeldet ward, Graf Eberhard sei mit seinem Kaplan, seinem Schloßvogt und einer Schar Knappen wohlgerüstet von Erbach abgeritten auf Miltenberg zu, zumeist durch versteckendes Gebüsch. Da ließ Georg sofort satteln und ritt mit Wenkheim und acht handfesten Knappen allsogleich fort, um den Schwager abzufangen und, wenn es sein müßte, in Gewahrsam zu nehmen. Der erste Tag verstrich, ohne eine Spur zu liefern. Ermüdet nächtigte er mit den Seinen in Amorbach. Erst am Spätabend des nächsten Tages fand Schott deutliche Spuren zahlreicher Pferdehufe in einem Acker, der an einen Wald stieß. Die Richtung wies nach Miltenberg. Georg sah deutlich, daß Mannschaft und Tiere nach solcher Anstrengung der Ruhe bedurften. Gleichwohl ward er immer besorgter; sein Roß hätte die Fortsetzung der Streifzüge aushalten müssen. Wenkheim und Schott rieten davon ab. Als aber Georg endlich mitteilte, was er suche und warum, und daß es gälte, Luther zu schützen, da brach die Knappschaft in ein, wenn auch unbedacht lautes Hurra aus, und mit Freuden sah Georg, daß auch diese schlichten Leute Luther hochhielten. Den Rossen gönnte man eine Zeit Rast, dann ging's die Nacht hindurch weiter.

Am nächsten Vormittage schon hielt der Reitertrupp vor den Thoren der Stadt Miltenberg. In den Gassen herrschte reges Leben. Als Wenkheim nach dem Grund fragte, erfuhr er von etlichen Bürgern, der Doktor Luther aus Wittenberg sei hier gewesen und vor etlichen Stunden unter bürgerlichem Geleit nach Vilborn zu gefahren, denn die Bürger hätten sich nicht nehmen lassen, ihm auf ein lang Stück Weges ein Wäglein zu

stellen. Auf diese Nachricht fiel ein Stein von Georgs Herzen, wenngleich nicht gänzlich ausgeschlossen war, daß sein fanatischer Schwager, nachdem er hier schliff gebacken, dem Doktor über Vilborn hinaus zu schaden trachtete. Doch die Notwendigkeit gebot, vor weiterem Nachforschen in der Stadt zu ruhen und sich gründlich zu stärken. Der Wirt des Gasthofes ‚Zum Riesen' mußte herbeibringen, was Küche und Keller vermochten. Darauf wurden jedem 3 Stunden Schlaf gegönnt; die verflogen wie Minuten, gaben aber Kräfte wieder zu fernerem Suchen.

Der Wirt kannte den Grafen Georg wohl; der war schon als Jüngling mit seinem Oheim Asmus aus dem nahen Freudenberg in der Stadt gewesen. Er kannte auch Georgs nächste Verwandtschaft und glaubte, ihm etwas Angenehmes zu verkünden, als er kurz vor dem Fortreiten des wertheimer Trupps sagte: „Euer Gnaden Herr Schwager, Graf Erbach, ist auch im Riesen gewesen." — „Wann?" rief Georg begierig. — „Hat hier genächtigt und ist mit seiner Schar vor etwa drei Stunden wieder fortgeritten." — „Wohin?" — „Der Graf sagte: Auf Erbach zu." Unklar, was er hiervon denken sollte, hielt Georg doch für geraten, den Weg nach Erbach einzuschlagen, diesmal aber ohne Umwege; war's doch leicht möglich, daß Luther über diesen Ort nach Heidelberg reisen würde. Die Länge des Weges, den er zurückzulegen hatte, betrug zwar nur an 6 Stunden; immerhin war dies für die Pferde nach mehrtägiger Anstrengung viel, sobald es einen scharfen Ritt galt. Auch Wenkheim gab dies zu bedenken. Doch Georg antwortete: „Und wenn die Rosse samt und sonders zu Grunde gehen! ich muß den Doktor Luther schützen."

Die Aussage des Riesenwirtes bestätigte sich; die Erkundigungen in den zwischenliegenden Dörfern ergaben, daß Graf Eberhard sie berührt habe, doch nur mit dem Kaplan und einem Knappen. Wo aber blieben Eberhards Burgvogt und die übrigen Reißigen? Konnte der Graf sie nicht nachgeschickt

haben, um Luther einzufangen? Mochte es werden wie es wolle; die Rosse mußten noch einmal tüchtig ausgreifen. Abends gegen 6 Uhr war Georg in Erbach. Die Knappen ließ er vorläufig draußen und ritt nach geschehener Meldung nur mit Wenkheim in die Burg. Sein Erstaunen war groß. Eberhard sprang ihm entgegen, umarmte und küßte ihn und zeigte ein so treuherzig heiteres Wesen, daß Georg, der sich ihm gegenüber mehr als kühl verhielt, nicht wußte, was er daraus machen sollte. Es sollte ihm bald Aufklärung werden.

Der Graf selbst führte den Besuch in die Gastgemächer, in deren Kaminen er ein erwärmend Feuer anzünden hieß. Auch sorgte er für bequemere Kleidung und ließ, nachdem er auf seine Frage nach dem Gefolge kurze Antwort erhalten, die wertheimschen Knappen sogleich hereinholen und stärken. Doch ehe Georg weitere Gastfreundschaft annahm und nach der Schwester frug, verlangte er von Eberhard eine Unterredung unter vier Augen; er wollte klar sehen. Es kam auch zu einer solchen, aber ganz anders, als er sich gedacht hatte. Kaum waren beide allein in Eberhards Gemach, so umarmte dieser seinen Verwandten abermals und unter Thränen lachend, rief er lebhaft: „Georg! alter Junge! Des lieben Doktors Luther Segen war gut. Mein Margarethlein ist außer aller Gefahr und wird wieder gesunden. Ich bin's nicht wert! — — — bin so vielen — Glücks nicht wert! — — — Gott führe Luther unter meines — Vogts Geleit — heil nach Heidelberg." Hocherstaunt über diese Worte und deren Herzlichkeit blieb Georg anfänglich sprachlos und ließ den Schwager sich ruhig an seiner Brust ausweinen. Noch nie hatte er Thränen in Eberhards Augen gesehen, noch nie ein solch aufgeregt Wesen. Dann löste er sich sanft aus der Umarmung und sagte: „Des *lieben* Doktors Luther? — Und dein *Vogt* gibt ihm Geleite? — Wie kommt es —" „Hast recht, daß du so fragst," rief der Graf gefaßter. „Ich bin ein unwürdiger Bärenhäuter. Werde dir alles erzählen; doch nicht

hier. Maria soll's auch erfahren und — ja! dein Wenkheim mag auch dabei sein. Bin erst vor zwei Stunden hier angekommen und hab vor Freude noch keinen Bissen essen können. Das wollen wir mitsamt jetzt thun." — „Und Margaretha?" frug Georg. — „Ist schon zu Bett und schläft gesunden Schlaf. Doch morgen sollst du sie sprechen. Der Kaplan wird nicht am Mahle teilnehmen; er sagte, er sei zu sehr erschüttert und hat sich zeitig ins Bett gelegt. So bleiben wir: Maria, du, Wenkheim und ich allein bei Tische." —

Ehe das Nachtmahl stattfand, begrüßte Georg seine Schwester. Er sah ihre verhärmten Züge, aber die Wangen hatten sich wieder gefärbt und die schönen Augen erglänzten vor Freude. „Ach Georg!" sagte sie mit verklärtem Antlitz. „Mir ist heut so unbeschreiblich selig zu Mute, daß ich möcht Gott danken ohne Unterlaß, so lang der Atem reicht. Mein Margarethlein ist errettet aus Lebensgefahr und — wenn nicht alles trügt — mein Gemahl aus traurig finstrer Glaubenswut. Ich bin aufs höchste gespannt auf seine Erzählung. Daß er nach Miltenberg geritten, verriet mir ein Roßknecht. Wie gut! so konnt ich ihm durch einen Eilboten dorthin Kunde geben von unsres Töchterleins Rettung. 's wird ihm willkommen gewesen sein, denn schwer schied er und tiefbewegt von uns." —

So gleichmäßig Leib und Seele stärkend ist wohl selten ein Mahl gewesen. Es wurde wacker zugelangt und wacker gesprochen. Keine lärmige Freude entwickelte sich, aber aus aller Augen und Munde sprach frohe Zufriedenheit. Und als Graf Eberhard den Pokal erhob und sagte: „Derhalb ergreife ich jetzt den Becher, daß ich dem herzlieben Luther eine gute Wandrung wünsche ohn alle Fahr unter'm Schutz der heiligen Jungfrau. Dem trink ich zu," — da hoben auch die Erstaunten ihre Becher und folgten seinem Beispiele. Maria that einen guten Zug, also, daß ihr Gemahl sie munter neckte: So was hätt er noch nie an ihr gesehen, daß sie sich wollt ein Spitzlein holen und gar trunken

werden. Maria aber legte die Hand auf die seine und sagte hold lächelnd: „Ich war schon trunken, mein Gemahl, als du kamst, und das vor Wonne. Und hab ich jetzt am Weine mehr gethan, als ziemlich sein mag für Frauen, so ist allein der teuere Gottesmann daran schuld."

Als Luthers Name erwähnt wurde, erwachte das Begehr nach Eberhards Erzählung von neuem. Die Diener wurden fortgeschickt, die Geistesverwandten rückten an den Kamin und Eberhard hub an: „Will's kurz machen, was ich zu sagen hab. War schon längst grimmig auf den Luther und sein Treiben wider unsre heilige Kirche und hätt was d'rum gegeben, wenn der Mann wär' beiseite geschafft worden oder mundtot. Manch geheim Gespräch hatt ich darob mit unserm Kaplan. Der bracht's so weit, daß ich für ein verdienstlich Werk hielt, den Doktor einzufangen und in ein Dominikanerkloster abzuliefern. Dort hätte man ihn verschwinden lassen und die schnöden Angriffe gegen unsre Kirche — so dacht ich ehedem — wären zu Ende gewesen. Darum, als ich von Luthers Näherung erfuhr, bin ich vor kurzem ausgeritten, um ihn zu fahen und mir dadurch eine Stufe im Himmel zu erwerben. Nicht leicht ward mir's, vom Krankenlager Margarethleins zu lassen, das schier dem Tode nahe war. Doch der Kaplan drängte und sagte: Das Kind stehe unter der heil'gen Jungfrau Hut und erwürbe ich mir ein groß Verdienst um die ganze Christenheit; das ginge vor. Also bin ich geritten zwei volle Tage und hab gekundschaftet, wo ich den Doktor aus Wittenberg könnt fangen. Doch vergeblich. Todmüde von dem strengen Ritt kehrte ich in Miltenberg ein und nächtigte mit dem Kaplan, dem Vogt und meinen Knappen in der Herberge ‚Zum Riesen'. Rings um mein Zimmer war es totenstill; die Fenster führten nach einem engen Raum, wo hart ein Haus anstieß. Ich löschte das Licht aus, wollt' nicht, daß Neugierige mich beobachteten. Wie ich so am Fenster lange stand, fern vom Heim, ward mir das Herz schwer ob Margarethlein. Dazwischen fuhr

der Grimm durch meine Seele über Luther und Gram und Grimm tobten abwechselnd gar wild in meiner Brust. Beten wollt ich, bitten, daß die geliebte Kranke gesunde und Gott mir mein Vorhaben wider den Ketzer gelingen lasse. Aber es war dürr in meiner Seele und ward mir schwer, den Geist zu ordentlichem Gebete zu sammeln. Mocht so wohl mehr als eine Stunde verstrichen sein, da sah ich Licht machen gegenüber, sah's ganz deutlich, denn das nahe Fenster stand offen. Froh, eine Ablenkung zu haben, schaute ich neugierig zu. Ein Mönch war dort zu sehen; der setzte sich an einen Tisch und las in einem großen Buche. Nach einer Weile aber stand er auf, blickte mit gefalteten Händen nach oben und betete. Anfangs sah ich nur, wie seine Lippen sich bewegten. Dann aber ward sein Gebet laut, immer lauter, also, daß ich jedes Wort verstehen konnt. War schier erstaunt, wie ein Mensch mit Gott so directe und so kühnlich reden konnt. Doch als der Mönch Gott seinen Vater nannte und sich sein Kind, da ward mir's warm ums Herz; dacht ich doch auch an mein Kind. Das Gebet ward dringender, so herzlich, wie ein Kind seinen Vater bittet. Immer inniger ward's und flehete um Gottes Schutz wider die Feinde der lauteren Kirche und die im eignen Innern. Hab nicht alles behalten, aber in mir ward's licht und hell und immer wärmer, und als der Mönch sein lang Gebet schloß mit Worten, die ich nicht vergaß, als er anhob mit fromm verklärten Augen: ‚Herr, meine Seele ist stille zu dir, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes. Du bist mein lieber Vater in Christo Jesu und ich bin dein Kind im Glauben. Ich darf dir alles sagen und du erhörest mich. Du verstehest meine Gedanken von ferne, du wartest auf mein unaussprechlich Seufzen. Weichet alle, ihr meine Feinde und Verfolger! Der Herr erhöret mein Schreien; mein Gebet nimmt der Herr an. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein lebelang und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar. Amen!‘ — als ich solcher

Worte vernahm, da rannen mir die Thränen stromweis aus den Augen. Solch groß und heilig und innig Gebet hatt' ich noch nie vernommen. Nun konnt ich beten und hab's gethan gleich dem Mönche zum himmlischen Vater. Hab gebetet um mein Kind und daß der Herr mein Vorhaben wolle gelingen lassen." —

Graf Eberhard war tief bewegt. Nach einer Weile erst fand er wieder Worte und fuhr fort: „Am nächsten Morgen frug ich den Wirt, wer der Mönch sei, der drüben wohne. Darauf antwortete er mir nur: ‚Das Haus, in dem der Mönch sein Losament habe, gehöre dem Syndikus, Herrn Zacharias Eppelein'. Mein Entschluß stand fest: Ich wollte mir des frommen braven Mönches Segen erbitten zu meinem christlichen Werke, denn fürwahr, wer also beten kann, der mußt ein frommer und heiliger Mann sein. Als ich in sein Gemach trat und er meine Bitte um Segen zu einem verdienstlichen Christenwerke vernahm, hat er's mit freundlichen warmen Worten gethan und mich so erquickt, daß ich den Kleidsaum dieses Hochwürdigen küssen wollt. Er aber lehnt' es ab und frug in unsrer Unterhaltung, ob es ein Geheimnis sei, was ich vorhätte. Drauf sagt ich ihm, das sei es wohl, doch ihm, dem Hochwürdigen, der so innig für die Kirche gebetet habe, wie ich alles gehört, wolle ich es anvertrauen: Ich wolle den Erzketzer Luther fangen und verderben. — Darauf ward der Mönch blaß, trat aber nahe an mich heran und sagte unerschrocken: ‚Siehe! Euer Gebet ist schon erhöret. Gott hat Euren Feind in Eure Hände gegeben — ich bin der Luther! — Ist's in Gottes Rat beschlossen, daß ich falle durch Eure Hand, so geschehe sein Wille.' — — — Erlaßt mir, alles Weitere ausführlich zu erzählen," fuhr der Graf gerührt fort. „Wollt's anfangs nimmer glauben, daß er der Luther sei. Doch als er dabei beharrte, da hab ich mein Schwert weit von mir geworfen, bin niedergesunken auf die Knie und hab gefleht: das könne er mir nimmermehr vergeben, daß ich so fluchwürdige That begehen wollte. Mit Blindheit war ich geschlagen bisher

und alles erlogen, was man von Luther gesagt: er sei ein Kind des Unglaubens und der Gottlosigkeit, eine Pest des Verderbens. Nun wußt ich, daß der, den man einen Höllensohn genannt, ein Bote Gottes sei und ein Gesalbter des Herrn. — Noch einmal bat ich um seinen Segen; nun erst recht. Und darauf sagte er mir noch vieles aus der heiligen Schrift, legte seine Hände auf mein Haupt und sprach mit vor Rührung unsicherer Stimme etwa die Worte: ‚Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, nämlich das Licht deines heiligen Evangeliums, Herr Zebaoth, du großer Hirte und Bischof unsrer Seelen, Herr Jesu! Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da werden der Blinden Augen aufgehen und der Tauben Ohren sich öffnen und werden alle voll sein der Erkenntnis Gottes und seines Gesalbten. Und wird eine neue Zeit anbrechen und ein neuer Frühling grünen auf der Stätte des Todes. Amen! hilf, lieber Herre Gott, Amen!‘ — Und als ich ihm herzlich dankte und mich nicht satt sehen konnte an den ehrlichen Augen voll Demut und Frömmigkeit, reichte er mir die Hände und sagte zum Abschiede: ‚Ziehet hin in Frieden, vielwerter Herr Graf! Der in Euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen nach seinem Wohlgefallen. Sein Wort mag niemand dämpfen; das bleibet in Ewigkeit!‘ — — Darauf ging ich und befahl meinem Vogt, er solle mit den Knappen dem Doktor Luther nachziehen und ihn schützen, als sei er der Kaiser oder Papst. Ich aber ritt mit dem Kaplan zurück. Als der ins kleinste vernahm, was ich erlebt, blieb er eine lange Zeit stumm und in sich gekehrt. Dann hielt er an und sagte: ‚Bei Gott, Herr! nun es sich so verhält, so ist der Luther ein echter Gottesmann und was er sagte, ist die lautre Wahrheit.‘ — Ich aber ward im Herzen doppelt froh, denn auch der Vogt erwies sich als ein Freund des Doktors. Kaum eine Stunde war verstrichen, als mir ein Bote entgegenkam, zu melden, daß Margarethlein gesunde und außer Gefahr sei. Da wogte meine Brust heftig auf und nieder und ich sagte: ‚Kaplan!

haltet mich nicht für weibisch. Aber ich kann nicht anders: Ich muß weinen.‘ Und der Kaplan weinte mit mir und betete und sagte zu mir: das ist ein sichtlich Walten unsres allgütigen Gottes, der Leib und Seele behütet um Jesu Christi willen, unsres einzigen Erlösers.‘ — — — Nun steh ich hier und danke meinem Gott und Herrn für seine Gnade, daß er mich hat aus finstrem Wahn errettet und geführt zum Lichte. Nun ist mein Herz erfüllt mit Jubel, denn jetzo weiß ich, wie ich beten soll und daß allein in Christo Jesu unser Heil ist.*) — Dir mein Herr und Gott sei Dank und Preis für deine Gnade! erzeig sie mir fort und fort und meinem ganzen Hause!“ —

Als Eberhard vollendet hatte, hielt Maria die gefalteten Hände an den Mund, blickte verklärt nach oben und sagte unter reichen Freudenthränen: „Wie hat mich doch Gott so unsäglich glücklich gemacht wider mein Verdienst!“ Georg umschlang den Schwager stumm und Wenkheim schämte sich der Thränen nicht, die durch die deckenden Hände flossen. Der Augenblick war groß und ward im ganzen Leben von keinem vergessen. Bis in die tiefe Nacht saßen sie beisammen und plauderten, wie Maria sagte: So herzerquickend wie noch nie. — —

Das hieß aber ausgeschlafen! — Als Georg am andern Tag erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel; die ersten Singvögel des beginnenden Lenzes priesen es durch ihre Lieder, die durch die milde Luft bis in das Gastgemach drangen. Georg öffnete die Fenster und sog mit Behagen den Duft des nahen Waldes ein. Hierin wurde er durch einen Diener gestört, der ihn frug, ob er zum Frühstück in den Speisesaal kommen, oder dieses allein einnehmen wolle, ganz wie es ihm beliebe. Georg verhieß, zu erscheinen und frug: „Warum in den Speisesaal?“

*) Die Geschichte von Erbach und Luther ist vielfach bekannt durch zahlreiche Erzählungen. Nur war damals Rieneck höchstens 14 und Margarethe 12 Jahr alt. Von einer ‚Verlobung‘ konnte nicht die Rede sein.

„Es ist Besuch gekommen, Euer Gnaden. Zwei Herren von Rieneck sind's.“ Erschrocken über die Versäumnis kleidete sich Georg schnell an und begab sich hinab in die Familienräume. Hier traf er alle beisammen, die seiner längst geharret hatten. Die Ankömmlinge waren Graf Johann von Rieneck, Domherr zu Speier und Würzburg, sowie dessen Neffe, Graf Philipp von Rieneck, ein Jüngling noch an Jahren. Beide hatten sich eingefunden, nach dem Befinden Margarethleins zu fragen. Es mocht beim jungen Grafen wohl noch ein andrer Grund sein; Maria hatte gestern dem Bruder anvertraut, daß Philipp ihr kaum dreizehnjährig Töchterlein gar sehr ins Herz geschlossen.

Die Begrüßung war herzlich; gehörten doch die Rienecks zur Verwandtschaft. Dies ist zwar noch kein Grund zur Herzlichkeit, da doch die engsten Blutsverwandten geistig nicht selten ferne stehn und wahre Freunde oft nur unter Fremden gefunden werden. Doch hier waltete ein besondrer Umstand ob: Graf Georg war auch durch die Gesinnung mit den Verwandten verbunden. Herr Rüdt von Kollenberg ist ja nicht zugegen, so können wir von jenen auch mitteilen und sagen, daß bereits vor einhundert und vierundsechszig Jahren der Graf Johann von Wertheim, Erbauer der dortigen Stadtkirche, eine Margaretha von Rieneck geehelicht hatte. Ein späterer Graf von Rieneck,*) Philipp, besaß zwei Töchter und zwei Söhne: Gräfin Anna, vermählt ao. 1478 mit Ernst von Schönburg, Herrn zu Glauchau, Kunegundis, ward ao. 1483 des Freiherrn Hanns von Schwarzenberg Gemahl, der, wie wir wissen, noch jetzt untröstlich war über ihr Hinscheiden. Graf Johann, der Domherr, heut zum Besuch auf Erbach und sein Bruder Reinhard; der aber war bereits zu Anfang des Jahres 1518 zu seinen Vätern heimgegangen; sein junger Sohn Philipp, deß' Herzenswunsch auf Margarethlein stand, fand in seinem Oheim Johann einen väter-

*) Und Folgendes: XIV.

lichen Berater. Auch ist noch zu vermelden, daß die Wertheims ebenso durch Georgs Oheim Asmus verwandt waren, dessen vor vierzehn Jahren verstorbene Gemahlin Dorothea stammte gleichfalls aus dem Hause Rieneck.

Mit Schwarzenberg aber stand Georg in engster Geistesverwandtschaft und von den anwesenden Grafen Johann und Philipp wußte er, daß sie Kopf und Herz den geoffenbarten Wahrheiten der Neuzeit nicht verschlossen hielten. Darum also die Herzlichkeit; darum auch beim Frühstück die allgemein warme Teilnahme für Luther. Graf Johann ward tief ergriffen, als er von Eberhard in kurzen Worten dessen Herzenswandlung und das miltenberger Ereignis vernahm. Kein festeres Band gibt es unter den Menschen, als die Einmütigkeit im Höchsten: in lauterem Glauben, der in der Liebe thätig ist.

Zwei schöne Stunden gab's, flüchtig gleich Minuten. Und als nun gar das Töchterlein des Hauses, Margaretha, geführt von ihrer Mutter, den Saal betrat, viel sicherer und wohler, als man zu hoffen wagte, da erreichte die Freude ihren Gipfel. Schnell sprang Georg an Margarethas andre Seite und half die Nichte führen, bis zum Vater. Dann sagte er: „Eberhard! Du hattest einen sondern Kampf gekämpft. Du wardst besiegt und bist doch Sieger blieben in Sachen der Wahrheit. Ich mein', hier diese Maid ist des Kampfes Lohn." „Kein Lohn!" rief Eberhard von neuem bewegt. „Bin dessen nun und nimmer würdig. Ein freies Gnadengeschenk Gottes ist sie," setzte er hinzu und umschlang Margaretha. Die aber neigte ihr Haupt zu dem sitzenden Vater und gab ihm ein Küßlein auf den Mund, also, daß der junge Graf Philipp dachte: ‚Ach wärst du doch in diesem Augenblicke der Vater!' — Diesen Wunsch konnte man dem Jüngling nicht verdenken. Margaretha war für ihr Alter groß und frühreif. Dazu das sanfte Rot auf ihren Wangen und diese Augen! — Potzvelten! Da mußte man dem Grafen Johann Recht geben, als er beiseite zu Maria sagte: „Die

Länge hat Margarethlein von ihrem Vater. Die Schönheit aber ist wertheimisch. Hab noch kein Männlein oder Fräulein aus deinem Geschlecht gesehen, das nicht schön wäre. Auch dein Urahn, Graf Johann, bezeugt es, dess' Bildnis in der Stadtkirche getreulich die schönsten und edelsten Züge aufweist." Maria errötete sanft, als sie erwiderte: „Ich würde meinen, der Herr Vetter wollte schmeicheln, wenn ich nicht wüßte, daß dir ein edles Innere und frommer Sinn ungleich höher stünde, als das vergängliche Äußere." „Das ist es auch, vielliebes Bäschen," sagte der Domherr, indem er die Hände segnend auf ihr Haupt legte. „Daß Gott dir diesen Sinn bewahre, dazu gebe er dir und deinem ganzen Hause seinen Segen in Ewigkeit." — Drauf setzte er flüsternd hinzu: „Ich schaue etwas weit; doch ist mir's nicht zu verdenken, wenn ich wünsche, daß unser Philipp den Segen, der auf Eurem Hause ruht, dereinst durch Margarethlein als Mitgift erhielte." — „Das liegt in weiter Ferne," entgegnete Maria, „und steht allein in Gottes Hand. Doch —", fuhr sie lächelnd leise fort, „nicht sündhaft ist, es als stillen Wunsch im Herzen zu hegen." — „Wirklich?" rief der Domherr erfreut. „Nun so bringt mir der heutige Tag doppelte Freude, mir und Philipp, der Margarethlein mehr als gerne hat." „Das weiß ich," sagte Maria. — „Woher? Er hat doch nicht etwa bereits davon gesprochen?" — „O nein! Dazu halt ich ihn als zu vernünftig. Doch reine Liebe kann sich nur schlecht verbergen. Das ließ sich auch an Bruder Georg bemerken, als er um Margaretha von Montfort sich bemühte, da sie erst fünfzehn Jahre zählte." Maria hatte es doch etwas zu laut gesagt, denn plötzlich ertönte Georgs Stimme hinter ihr: „Was ist mit mir? Und was hast du bemerkt?" — „Nichts, nichts, du Neugieriger!" bekam er zur Antwort, wurde aber doch in das Besprochne eingeweiht. „Das walte Gott!" sagte er dem Domherrn und schüttelte ihm und der Schwester die Hand.

Unterdessen hatte sich Philipp mit Graf Eberhard und Margaretha unterhalten, zumeist über seinen verstorbenen Vater und daß er so jung die Herrschaft übernehmen mußte. Margaretha that gar verständige Fragen, doch blieb der Inhalt des Gespräches nur bei geschäftlichen Dingen. Darauf wurde die Maid wieder zurückgeführt in ihr Gemach, damit sie sich nicht allzusehr anstrenge. Die Gäste mußten den ganzen Tag und die folgende Nacht in Erbach bleiben. Georg nahm indes schon am Spätabend Abschied, weil er frühzeitig mit seinem Gefolge aufbrechen wollte. —

Mit angenehmen Erfahrungen reich beladen, langte er in Wertheim wieder an. Es waren sorgliche und unruhvolle Tage gewesen, deren Erlebnisse Georg seinem Gemahl mitteilte. Daß er seinen Schwager im Fall der Not hatte fangen und bis zu Luthers Rückkehr nach Wittenberg in ritterlichem Gewahrsam halten wollen, sollte niemand erfahren; nur Margarethen und Wenkheim hatte er es anvertraut und beide waren verschwiegen. Es verblieb auch keine Zeit, viel davon zu reden; den einzigen Tag der Rast in Wertheim, ehe Georg nach Würzburg ritt, füllten Gerichtssitzungen aus, Verfügungen und Meldungen seiten Hönerbuhels. Erst 12 Uhr nachts ging er zur Ruhe, aber schon nach fünf Stunden saß er wieder im Sattel.

Der Aufenthalt in Würzburg währte nur einen Tag; doch brachte er, geistig gewogen, fast mehr noch ein als der jüngst vorausgegangene in Miltenberg und Erbach. Die Familienpakte waren in wenigen Stunden durchsprochen worden. Die übrige Zeit verrann unter gegenseitiger Mitteilung von Lebenserfahrungen und Klärung mancher kirchlicher wie religiöser Wirren. Schwarzenberg erzählte von seinen Söhnen Christoph und Friedrich, daß auch sie mit ihm übereinstimmten, und war hocherfreut, so angenehmes zu hören über Graf Erbach und die beiden Rienecks. „Deine Fürsorge um Luther war gut," sagte er, nachdem er alles erfahren. „Wenn er auf mainzisches Gebiet gekommen ist, so

bürg ich nicht dafür, daß man ihn ungehindert ziehen läßt. Doch nun deines Schwagers Mannschaft ihm zum Schutze nachgeritten, bin ich weniger in Sorge. Mich dünkt, wir gehen großen Zeiten entgegen, denn die Bewegung erfaßt alle denkenden Menschen und — wie ich erfahren — zählen diese nach Hunderttausenden." — „Weißt du, wie sich Bischof Laurentius verhalten, als Luther in Würzburg war?" — „Wohl sah ich voraus, daß ein so fein denkender und frommer Herr der Sache gewogen sein mußte; doch wurden meine Erwartungen noch weit übertroffen. Als ich hier ankam, war Luther soeben abgereist. Droben aber im Bischofssitze erfuhr ich durch den Hofmeister und den Kaplan, wie gütig der Bischof den Doktor Luther aufgenommen.*) Gleich nach dessen Ankunft ward er zur Audienz befohlen. Hierbei hat der Bischof viel mit ihm gesprochen und ihn aufgemuntert; auch — besorgt um ihn — einen besondren Boten nach Heidelberg mitgeben wollen zum Schutze.*) Bescheiden lehnte Luther das Angebot ab, nahm aber gern einen Geleitsbrief seiner bischöflichen Gnaden an. Was ich noch mit dem Bischof gesprochen, gab mir die Gewißheit: Er denkt so edel und rein wie mein Herr, der Bischof von Bamberg." — „Es befestigt mich immer mehr," sagte Georg, „zu sehen, wie die hervorragendsten Geister und frömmsten Männer unsrer Zeit dem Werke der Reinigung unsrer Kirche mit Fleiß und Eifer ergeben sind." — „Kann ich dir dienen, Vetter, zu weiterer Befestigung, so nimm die Schriften, die ich dir mitgebracht; sie geben zumeist die Geschichte früherer Zeiten bis jetzt. Mir ist daraus so manches klar geworden, also, daß es kommen kann, ich denke noch viel weiter hinaus als Doktor Luther. Ich gebe dir die Bücher selbst, damit sie dir nicht Ungelegenheiten bereiten seiten fanatischer Pfaffen; 's ist um der Vorsicht willen." — „Ich danke dir, Hanns!" sagte Georg beim Abschiede. „Doch brauchst du nicht um mich besorgt zu sein. Was ich von Wahr-

---

*) VI.

heit vor Gott und meinem Gewissen vertreten kann, das bekenne ich offen und frei und ohne Menschenfurcht." „Das sieht dir ähnlich, Georg!" erwiderte Schwarzenberg, dem Scheidenden die Hand schüttelnd. „Offen eintreten für eine Wahrheit, das ist männlich. Doch vergiß der Klugheit nicht, wie sie der Kurfürst Friedrich von Sachsen so weise zeigt und ohne Falsch. Die nützt mitunter mehr und ist nicht zu entbehren. — Leb wohl! und grüß dein mir lieb Gemahl von Herzen." — —

Ein Gruß aus solchem Munde war Margarethen immer lieb und wert. Als Georg ihn ausgerichtet, lauschte sie mit Aufmerksamkeit den weiteren Erzählungen, bei deren Schlusse sie sagte: „Daß Friedrich Schwarzenberg so denkt wie sein Vater, nimmt mich nicht Wunder. Daß aber Schwager Christoph desgleichen thut, das wundert mich, doch freut es mich zugleich. Wäre er hier, so würden wir uns sicher besser verstehen, als je zuvor. Gott gebe, daß auch Eva dem Gedankenfluge folgt; dann wären wir, die Wertheims, Schwarzenbergs, die Erbachs und die Rienecks einmütig in der Erkenntnis." — „Diese wird uns wohl vermehrt werden durch die Bücher, die mir der Vetter mitgegeben," sagte Georg. „An stillen Abenden wollen wir zusammen darin lesen. Doch müssen wir's verschieben. Ein Berg von Arbeit liegt wieder vor, wie sie sich immer ansammelt, wenn ich eine Zeitlang fern gewesen bin." Jetzt hielt es Margaretha für geboten, den Gemahl zu bitten, daß er sich nicht allzusehr anstrengen solle; ihr bangte um sein Wohl. Doch wußte er sie zu beruhigen. „Hab keine Furcht," sagte er. „Gott gibt jedem seine Last, aber auch die Kraft zum Tragen. Arbeit erhält mich. —" — „Nur Arbeit?" frug Margaretha mit sichtlicher Betrübnis. Darum er schnell hinzusetzte: „Nicht Arbeit nur, lieb Weib; auch deine Liebe und das Glück in unseren Kindern. Auch kommen genug Zwischenfälle und Genüsse, die zur Erholung dienen. Siehe da einen Brief von Hans Sachs; der muß schon

da sein, denn er schreibt, er würde sich eingedenk früherer Einladung erlauben, uns dieser Tage ehrerbietig zu begrüßen.“ —

So war es auch. Hans Sachs war schon 5 Tage vor Georg's Rückkehr in Wertheim angelangt, vom Schützenhauptmann Fuchs gastlich aufgenommen worden und hatte die Stadt in angenehmen Aufruhr versetzt, denn nichts Geringeres trug der Poet im Sinn, als mit wertheimer Bürgern eine Komödie aufzuführen, so er im Jahre 1517 verfaßt. Ein Fastnachtsspiel war's, betitelt ‚Das Hofgesind der Frau Venus‘, und bedurfte 13 Personen ohne die Statisten. Was jeder einzelne zu lernen hatte, war nur wenig; vielmehr kam's auf den richtigen Einsatz an und das Zusammenwirken. Ingleichen mußte jeder seiner Rolle getreu sprechen, und die Arme geziemlich bewegen, also, daß ‚der Landsknecht‘ nicht etwa lieblich sprach und ‚die Jungfrau‘ barsch, sondern umgekehrt. Recht unbequem ward für Hans Sachs der Umstand, daß die ganze Schusterzunft als Kollegialrecht beanspruchte, die handelnden Personen allein darzustellen. Dieweil aber zu den Schustern etliche zählten, die bei aller sonstigen Ehrbarkeit hervorragende asinarische Eigenschaften besaßen, so entstand ein Streit, den endlich Hauptmann Fuchs entschied. Nicht der Gewerbsberuf sollte maßgebend sein, sondern die höhere Begabung im allgemeinen und diese war dem ledernen Handschuhmacher Melchior Spann ebenso wenig abzustreiten als dem Schneider Adam Saspel. Und Klaus Nappenbach? — Der schwankte noch. Ein fürnehmer Geist lebte in ihm, der ihm geflissentlich einflüsterte, er stünde dem Kollegen Sachs gleich, oder wenigstens nahezu. Wie Dädalus dem Ikarus, so hatte jener Geist dem nappenbach'schen Pegasus Flügel angeklebt, freilich auch nur mit Wachs. Doch bis jetzt war für die Schwingen noch keine Gefahr vorhanden, dieweil der Pegasus in Wahrheit mit allen Vieren noch auf der Erde trampelte, um fortzukommen. Wie sollte sich Nappenbach zum Thon erniedrigen, geknetet von dem Nürnberger, wo er doch selbst ein Bildner

war? Doch anderenteils flüsterte auch Neid und Eifersucht in ihm, also, daß er unschlüssig blieb. Als er aber hörte, sein Feind Saspel sei erkoren, den ‚Spieler‘ darzustellen, war kein Zweifel mehr; er lehnte vornehm ab.

Während die Darsteller noch den Thespiskarren schmierten, war Hans Sachs geladen worden, am gräflichen Hof zu erscheinen und hier seiner Lieder etliche vorzutragen. Georg und Margaretha empfingen ihn mit warmen Worten. Auch diesmal war eine größere Gesellschaft zugegen, die von des Meisters Kunst vernehmen wollten. Aus dem Gesellen war ein Meister, aus dem Jüngling ein junger Mann von 24 Jahren geworden, aus dessen Antlitz sich Schönheit und Treuherzigkeit, heller Verstand und warmes Gemüt widerspiegelten. Er begann mit einem munteren Liede ‚Der Rock‘, eine Erinnerung an die Wanderschaft. Dem folgte sein ‚Dichter und Singer‘, sowie ‚Guiscardus und Gismonda‘. So kam er zu dem ernsteren Teile seiner Dichtungen. Und als nach leiblicher Stärkung sein Lied von der ‚Vermahnung zur Buß‘ mit den Worten begann: „Wach auf! daß Gott dich nicht schlafend find“, da wurden auch die meisten Zuhörer ernst.

Nach Schluß der Vorträge beschied der Graf den Poeten zu sich. „Es ist fein und löblich,“ sagte er im Laufe der Unterhaltung, „daß du auch Gottes Preis singest, denn das soll das höchste Ziel der Dichtkunst sein.“ — „Wenn ich's doch besser könnt',“ entgegnete Hans Sachs bescheiden; „denn unser Herrgott verdient das Allerbeste, gleich der Mutter Gottes. Hab auch im Sinn, ein Lied auf sie zu machen, das Lied ‚Maria zart‘ soll sie besingen.“ — „Warum auf sie,“ frug Georg, „und nicht auf unsern Herrn und Heiland Jesum Christum?“ — „Euer Gnaden wollen verzeihn, wenn ich sag: Mir ist gelehrt worden, die Mutter Gottes stünd über Jesu Christo, und diese Lehr steckt noch in mir.“

Kopfschüttelnd hörte Georg diese Rede. Der Same, den gereifte Geister, vor allen Vetter Schwarzenberg, in ihn gestreut, war längst aufgesprossen. Sein Denken hatte ihn auf neue Bahnen geführt. Andere darauf hinzuweisen, hielt er für Pflicht, darum er denn nach einer Weile entgegnete: „Wiederum ersehe ich, wie not es thut, daß alles Volk Einblick erhalte in die heilige Schrift! 's schlimm und unverantwortlich, daß man uns die Bibel noch immer vorenthält, auch nie daran geht, das Latein zu ersetzen durch deutsche Sprache. Erst durch gelehrte Männer von Geist bin ich ins Evangelium eingeführt worden, aber auch nur in einzelne Stellen. Mich wundert, daß dein heller Geist nicht von selbst darauf gekommen, daß die göttliche Verehrung Mariä, durch die die Hauptperson, Jesus Christus, verdunkelt und herabgesetzt wird, wider die Wahrheit streitet. Wenn du im lateinschen Texte der Bibel forschen könntest, so würdest du auf andere Gedanken kommen. Sieh, Hans! darinnen ist gar oft kundgegeben und leichtlich zu ersehen, daß Maria wohl die gebenedeiete unter den Weibern ist, aber doch nur ein Mensch war. Wenn sie Gott gleich und über Jesum Christum stünde, wie hätte da der Herr auf der Hochzeit zu Kana der Maria verweisend, wenn auch mild, sagen können: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?‘ — was da bedeutet: Was haben wir mit einander gemein? Wär das nicht sündhaft gewesen? Wie hätte der Herr am Kreuze sagen dürfen: ‚Weib! siehe, das ist dein Sohn!‘ da Johannes mit gemeint war. Und zu diesem: ‚Siehe, das ist deine Mutter.‘ Wär das nicht sündhaft gewesen? Ich könnte dir noch manche Stellen aus den Evangelien nennen, welche beweisen, daß Christus allein der Herr ist und Maria nur ein Mensch gewesen. Doch ist jetzt nicht der schickliche Augenblick. Ich mag dir nichts aufzwingen. Doch wenn du es einst selbst einsiehst in einer stillen Stunde, dann komm zu mir; dann wollen wir nochmals darüber sprechen.“ Hans Sachs bedachte sich und nach einer Weile des Sinnens sagte er: „Ich danke

Euer Gnaden für den Fingerzeig. Das ist gewißlich wahr: Wenn es so steht, läßt sich die Lehr beim besten Willen nit aufrecht erhalten. So tief gewurzelt war sie übrigens in mir nit, daß ich mich nit könnt überzeugen lassen. Ja ja! — mich dünkt, Ihr habet Recht —" — „Nicht ich, Hans! die heil'ge Schrift ist's, die da recht hat." — „Wohl, wohl! — O hätt ich doch die heil'ge Schrift zu deutsch in meinen Händen! wie wollt ich lesen Tag und Nacht. — Was Ihr, Herr, mir gesagt, fängt an zu keimen. Ich mein, ich hab ein empfänglich Herz hierzu, sonst könnt's so schnell nit gehn. Nit jedes Wort zündet auf der Stelle. Es ist dem nassen Pulver gleich; erst muß das Herz warm sein, auf daß man's drin trocknen und zünden lassen kann." — „Recht so!" sagte Georg erfreut. „Wenn ich mir's überleg, so mein' ich, braucht's gar nicht groß Disputierens über Bibelstellen. Ist's nicht genug, wenn wir beschaun, was der Herr für uns gethan hat? — Gottes Zorn lag auf den Menschen, dieweil sie seine Gebote nicht gehalten. Das Gesetz mußte erfüllt werden, danach der Mensch zu ewigem Tode verdammt ist. Doch Gottes Liebe wußte einen Ausweg. Ihn jammerten die Menschen, denn sie hätten viel leiden müssen. Damit dem Gesetze Sühne werde, opferte er nicht sie, sondern seinesgleichen durch Jesum Christum, den Göttlichen in Menschengestalt. Der hat für uns gelitten; der hat für uns auf Erden gewandelt und eitel Liebe gelebt und gepredigt, was noch nie zuvor geschehn. Er, der Schuldlose, hat die Strafe auf sich genommen und ist gestorben für uns am Kreuze unter bitteren Qualen und hat die Wucht der Sündenstrafe empfunden, auf daß wir Frieden fänden und Seligkeit. Wird's da nicht warm im Herzen, wenn wir deß gedenken? Muß da nicht unsere ganze Lieb und Dankbarkeit auf ihn, den Erlöser, gerichtet sein? Auf ihn allein? — Und nun sag: Was hat Maria gethan? Aus höherer Kraft hat sie ihn geboren, aber nur als menschlich Weib; sonst nichts. Warum stellt man den über alles geliebten Heiland noch unter Maria?

Ist das nicht sündhafte, himmelschreiende Undankbarkeit und Lästerung? Denk wie du willst, Hans! mir aber geht nichts über Jesum Christum. Der ist mein höchstes Ziel." Da rief Hans Sachs mit freudig fester Stimme: „Auch mir, auch mir! — Längst regte sich's in mir, daß es doch nit wohl angeht, den Herrn so in den Hintergrund zu drängen und durch die Maria zu verdecken. Doch heut erst hab ich durch Euch ein so beweglich Wort darüber gehört, das da ist warm und hell. Hell wird's auch mir in Kopf und Herzen, das fühl ich, wenngleich's nit immer möglich ist, alles sogleich zu begreifen und mit dem menschlichen Verstande einzusehen: Im Anfang war das Wort und Gott war das Wort." — „Der menschliche Verstand hat seine engen Grenzen," erwiderte Georg. „Der Mensch hält ein Ding nur dann für wahr, wenn er's betastet hat mit seinen Sinnen. Weil er die Sonne sieht, so glaubt er, daß sie ist. Warum soll da das Herz nicht auch glauben können, was es mit geist'gem Auge sieht? Zumal es doch kein schwierig Rechnenproblem gilt, sondern — was auch der niedrigste bedarf und einsehn kann — nur Liebe, göttliche Liebe? Soll ich das göttliche Liebeswerk bloß darum mir nicht zu eigen machen im Glauben, weil ich es nicht begreifen kann? Das wäre beschränkt und ein Zeichen von nur niederem Verstand, der sich aus dem Erdendunst nicht herausschwingen kann. An die ewige Liebe in Christo zu glauben, ist nicht schwer. Aber die aus der Liebe von selbst strömenden Gebote zu halten — das ist schwer. Doch eben dazu will der Herr, nur er allein, uns helfen, dafern wir danach begehren." — „Ich mein'," sagte Sachs, „so Sach müßt jeden Christen froh machen." — „Ja, das sag ich auch!" rief Georg. „Froh im Herrn sein, ist die rechte Fröhlichkeit." Und ernst fügte er hinzu: „Wenn sie uns nur nicht so verbittert würde durch Hinterlist und Lüge und widerstreitende Menschensatzungen. — Doch lassen wir uns heut deß nicht verdrießen und noch ein Stündlein froh beisammen sein."

Beide wendeten sich der übrigen Gesellschaft wieder zu, vornehmlich Margarethen, die dem Poeten manch ein freundlich Wort sagte. Man kam auch auf das Fastnachtsspiel zu sprechen. Georg versprach, es mit anzuhören.

Als Hans Sachs angezeigt fand, sich zu verabschieden, hielt ihn Georg noch zurück und sagte: „Nimm unsern Dank für deine Lieder. Kein Silber geb ich dir zum Lohn, doch Gold, lauter und rein. Hier, nimm den dicken Band! 's sind Walthers von der Vogelweide Lieder, darinnen im ‚Leich' zu lesen ist, was Anklang gibt zu dem, was wir vorhin gesprochen:

Was aus dem Worte einst entstand,
Ist nicht für kindlichen Verstand:
Es wuchs zum Wort und ward ein Mann.
Nun schauet all das Wunder an:
Ein Gott, der stets gewesen, ward
Zum Manne ganz nach Menschenart.
Was er an Wundern auch schon that,
Er hier noch überwundert hat.

Das, denk ich, wird dich nicht verdrießen."

„O Herr!" rief Hans Sachs voll Freuden aus, „was thut Ihr doch so viel und unverdiente Huld an mir. Die Gabe ist mir lieb und wert und doppel teuer, da sie doch so schwer zu erlangen. Nicht weniger aber auch die ernste Stunde, in der Ihr mich im Höchsten fördertet. Das war mehr als Kirche."

Als der Poet fortgegangen, wurde über ihn noch gesprochen. Die Urteile gingen in Einzelheiten auseinander; doch enthielten sie im allgemeinen Lob und Beifall. Georgs Urteil fand bei allen Anklang. „Er ist bei weitem nicht ein Walther von der Vogelweide. Sein Lied ist in der Form mitunter hart; doch die Gedanken sind biderb deutsch und groß und glänzen oft durch Scharfsinn, wie sie durch Frömmigkeit wärmen und erheben. Thöricht wär's und beschränkt, um der Form willen die Gedanken nicht hoch anzuerkennen." —

Am Tage der Aufführung des Fastnachtsspieles befand sich die ganze Stadt in begreiflicher Erregung. Gelernt hatte man gut, auch zeigte sich die Darstellung in der letzten Probe als zufriedenstellend. Dagegen gab es noch viel zu thun, um die entsprechenden Gewänder der Mitwirkenden zu vervollständigen, sintemalen ein jeder von ihnen möglichst schön gekleidet sein wollte. Endlich schlug die Stunde des Beginnens. Der Rathaussaal war gedrückt voll, jeder Zuhörer in größter Spannung und sicher auch, wer dieses lieset.

Manch drollig Stücklein könnt hiervon berichtet werden, obgleich bis zur jetzigen Beschreibung 373 Jahre verflossen sind. Weil aber Rudolph Baumbach schon 370 Jahre später in seinem „Truggold" mit der ‚Hochzeit zu Kana' etwas bringt von ähnlicher Gattung und seinem köstlich sprudelnden Humor es keiner nachmacht, so ist es fein ratsam, der Einzelheiten Beschreibung klüglich zu unterlassen und nur des Haupteindruckes zu gedenken.

Der ‚Ehrenholt' steht vor dem Bühnenraum und spricht die Versammlung an. Auf der Bühne kost Tannhäuser mit Frau Venus, deren Liebreiz eine Menge Leute verschiedner Stände anlockt. Wenngleich der getreue Eckart jeden vor seinem Eintritt warnt, so ist doch die Macht der Venus zu groß. Der Ritter erklärt sich durch Frau Venus als besiegt und erklärt am Schlusse seiner Rede: ‚Das Rennen und Stechen hat ein Ende'. Der Doktor sagt zur Göttin: ‚Nun laß ich liegen alle Kunst und geb mich ganz in deine Gunst'. Auch den Bürger und Bauer hat Venus überwunden, darum der erstere auf Geld und Gut nicht mehr achtet und der andere sein Dreschen aufgeben will. Selbst der rohe Landsknecht wird gezähmt, er hat ‚keine Lust mehr zum kriegen'. Den größten Triumph aber feiert Venus, als selbst der Spieler erklärt: ‚Mein Spielen nun ein Ende hat', und gar der Trinker: ‚Nun laß ich stehn den kühlen Wein'. Darauf sprachen noch die Jungfrau und das Fräulein, beide durch Frau Venus ganz bezaubert. Doch die Wonne hat

keinen Bestand. Nachdem sie verronnen, kommt die Reue. Alle klagen und möchten gern von Venus wieder lassen und stöhnen zusammen: ‚Ach weh uns, ach! und immer weh! Werd'n wir denn ledig nimmermeh?‘. Die Antwort wird ihnen vom Eckart; der stellt ihnen vor, wie sehr er sie gewarnt; doch hätten sie nicht hören wollen. Nun läßt Frau Venus wieder ihre verlockende Stimme hören, also, daß alle zu tanzen beginnen. Und als die Verführerin noch einmal gesprochen, ruft der ganze Chor zum Schlusse aus:

Wir wollen in Frau Venus Berg! —
So spricht Hans Sachs von Nürenberg.

Daß hierauf ein groß Klatschen und Beifallsrufen erfolgen mußte, war vorauszusehen, schon deshalb, weil jede Sippe seinen Darsteller krönen wollte. Auch der Graf zollte dem Poeten seinen Beifall. Der Grundgedanke, wie die Liebe im stande ist, alle anderen Regungen und Leidenschaften in den Hintergrund zu drängen, ingleichen auch die Art der Darstellung und Darsteller hatten ihm viel Spaß gemacht. Er reichte dem Verfasser die Hand und verabschiedete sich, nach allen Seiten huldig grüßend.

Mit dem Spiele hatte die Vereinigung so vieler künstlerischer Kräfte noch kein Ende. Sie alle und ihre Gefreundeten blieben in der großen Trinkstube noch beisammen und Hans Sachs ward hoch geehrt und feurig gegrüßt mit manch einem guten Zutrunke.

Nappenbachs Zustand war einer Limonade zu vergleichen, deren Genuß durch bittere Zitronenschale zweifelhaft geworden. Wohl spendete auch er dem nürnberger Kollegen seinen Beifall, wenn auch sehr herablassend, wie Hans Sachs leicht merkte. Indessen lag in ihm das Bestreben, sich nicht verdunkeln zu lassen und der Welt zu zeigen, daß er auch nicht auf den Kopf gefallen sei. Der Ikarus begann, der Sonne zuzufliegen. Als sich der Trubel etwas gelegt, verlangte er zuerst das Wort, stand würde-

voll auf und hub an: „Die Dichtkunst ist ein gar schön Ding, wie Meister Sachs aus Nüremberg gezeigt. Sie ist gleich einem Weinberg, deren es nit überall gibt. Man soll aber nit meinen, daß in dem Weinberg nur ein einziger Rebstock sei; 's gibt just auch andere, die auch nit zu verachten sind. Und wenn man die Weinblüte riechen thut, so riecht man nit, welcher Stock am besten riecht." Hier hielt er kurz inne, räusperte sich und sagte ohne jedwede Vermittlung:

„Das Leder vom Kalbe, Rinde und vom Schwein
Drei ganz verschiedentliche Dinge sein.
Das Kalbsleder ist weich und zart,
Das Rindsleder hingegen von harter Art.
Darumb tragen die Weiber Brisschuhe von Kalb —"

Hier rief Saspel: „Nee! von Klaus Nappenbach!" Doch der ließ sich nicht stören und fuhr fort:

„Alle mitsamen, jung und alt."

(Saspel: „Das reimt sich doch nit!")
Nappenbach giftig: „Wer so Sach nit versteht, der halt sei ungewaschen Maul!

Das Mannsvolk aber braucht Rindsleder,
Aber nur die Städter,
Weil die Bauern Bundschuh han
Und sind nit gar so wohlgethan.
Die Bücher wer'n in Schweinsleder gebunden,
Darmit sie just nit wer'n zerschunden.
Denn dadrin stehn auch Gedichter fein.
Ein Schuster kann auch ein Poeter sein.
Denn die Gedichtermacherkunst
Schenkt jedem ihre Gunst,
Der was im Koppe hat
Und führnehmlich's Zeug darzu hat.
Deren sein aber nit viele.
Die Weinblüte mir gar wohl gefiele"

(Saspel: „Schon wieder Weinblüte!" — Gelächter. — Stimmen: ‚Ruhig!' — ‚Nappenbach, setz dich lieber!')

Wer's aber kann,
Der ist ein gescheiter Mann
Und versteht sei Sach.
Dieses spricht Klaus Nappenbach."

Erst jetzt setzte er sich nieder.

Der Erfolg dieses Aderlasses war ein ungeheurer. Rauschender anhaltender Beifallssturm lohnte über alles Erwarten. Nappenbachs Brust hob sich stolzerregt auf und nieder. Doch so dumm war Klaus nicht, daß er nicht bemerkt hätte, wie etliche, darunter Saspel, aus reiner Schalkheit einstimmten. Auch kam ihm eine dunkle Ahnung, daß das mit dem Beifall verbundene Gelächter doch nicht mit dem Ernste seines Liedes vereinbar sei. Immerhin wärmte er sich an der Sonne seines Ruhmes. Nur wollte ein traurig Verhängnis, daß sein Glaube, Dem aus Nüremberg ‚nahezu' gleich zu sein, fürchterlich erschüttert ward. Es ergab sich, daß er der Sonne ‚zu nahe' gekommen war.

Hans Sachs stand auf und alles ward still. Er aber trug in gutmütig-schalkhafter Weise ein Liedlein vor, das er anno 1518 verfasset und mit ‚Kennzeichen' betituliert. Daß er die letzten Zeilen aus dem Stegreife hinzugedichtet, konnt niemand wissen. Das Lied gibt an, woran man die verschiedentlichen Dinge, so sich in der Welt befinden, erkennen kann: Die Sterne an dem Glanze — den Kranich an dem Kragen — den Strauß an seinem Magen — und an dem Kamm den Hahn — an weißer Farb den Schwan — die Pfauen an dem Schwanze ꝛc. — man kennt die Nachtigalle an ihrem süßen Schalle — die Schlangen an dem Schlupfen — den Frosch an seinem Hupfen — die Flöh an ihrem Springen — den Sänger an dem Singen — u. s. w. Das Ganze wird am Schlusse gekrönt durch den Gedanken: Die Freundschaft aber kennt man in großer Not daran, daß sie

nichts weiß von Hintertücken. — Indessen änderte Hans Sachs den Zeitverhältnissen angemessen und schloß:

„Den Ritter an den Sporen.
Den Esel an langen Ohren.
Den Unglücksmann an vielem Pech.
Maulhelden an der Rede frech.
Und —“

Weiter kam er nicht. Ein donnerndes Gelächter unterbrach den Redner, der vielleicht noch etwas Liebliches zum Ausgleich auf der Zunge hatte. Zum Überfluß schrie der tief gesunkene Saspel durch das Getöse hindurch: „Der Poete Nappenbach lebe hoch!“ — Das Wachs an den Flügeln war geschmolzen. Ikarus fiel auf die Erde hinab und Nappenbach auf die Idee, allsogleich nach Hause zu gehen und zu Bett. Allmählich nur kam der Schlaf, aber unruhig=traumvoll. Eine Gestalt wie der höhnische Saspel saß auf dem emporfliegenden Pegasus, hinter ihm Hans Sachs, der die Zügel führte und mitleidig=sanft ganz deutlich sagte: „Nappenbach! setz dich lieber!“

Elftes Kapitel.

In Lust und Leid verstrich das Jahr, da Hans Sachs in Wertheim gewesen, und danach in Frankfurt eine Singe=schule eingerichtet. Tezels Schrift ‚Vorlegung‘ vom Ende des Mai erregte allgemein groß Ärgernis, so auch in der Veste Wert=heim. Dem Ketzermeister kräftig zu erwidern, ließ Graf Georg

seine Feder fliegen. Doch als er bald darauf Luthers ‚Sermon‘ zu lesen bekam, legte er den Griffel weg, denn der Doktor hatte mit schlagenden Gründen den Tezel überwunden. Zwar kam darauf ein heller Sonnenblick, als am 15. Juni die Vermählung Marthas *) mit Graf Wolfgang von Castell vollzogen ward, wobei sich alle Gleichgestimmten aus Georgs großer Verwandtschaft zusammenfanden; doch brachten die folgenden Monate manches, was Unruhe und Besorgnis erregte. Georg war aus seiner zuwartenden Haltung herausgetreten; offen nahm er Partei für die Sache der Aufklärung und Luthers Person. Als im August bekannt ward, Luther sei nach Rom citiert worden, allwo er sich verantworten sollte, durchschaute Georg die Heimtücke des Citates und ließ den Doktor warnen. Der hatte sich auch — von vielen Seiten angegangen — entschlossen, nicht nach Rom zu reisen. Darauf erhielt er die Vorladung, am 7. Oktober sich dem Kardinal Cajetan in Augsburg zu stellen. Dort sollte um Mitte September der Reichstag abgehalten werden. —

Als Georg von seinem Streifzuge zurückgekehrt war, der des Schwagers Eberhard schädlich Vorhaben gegen Luther verhüten sollte, hatte er vernommen, es sei ein Augustinermönch in der Stadt Wertheim gewesen, der gefragt hätt, ob der Graf zu Hause sei. Weil dies nicht der Fall, wär der Mönch am andern Morgen bald abgereist gen Miltenberg. Das konnte kein anderer als Luther gewesen sein und that es dem Grafen leid, ihn nicht getroffen zu haben, wo er doch, ohne es zu wissen, ihm so nahe gewesen. Zwar sagten einige Bürger aus, der Mönch habe seine Bratwürste nicht bezahlt, die er im ‚Adler‘ genossen — und dieses Gebaren würde auf die Person Luthers nicht gepaßt haben — doch erachtete er solche Rede für Geschwätz und war nun doppelt begierig, den Doktor näher kennen zu lernen. Dies und der Umstand, daß er um Luthers Sicherheit fürchtete, wenn dieser

---

*) I. II.

der Vorladung nachkam, bewog den Grafen, gen Augsburg zu reiten, um dem kühnen Mönche erforderlichen Falles schützend zur Seite zu stehen; darum er denn mit einem ansehnlichen Gefolge von gewappneten Reißigen nebst einigen Rittern von Wertheim aufbrach, als die Zeit gekommen war.

Wenngleich der Reichstag selbst sich aufgelöst, weilte doch Kaiser Maximilian noch in Augsburg. Georg bat um Audienz und ward vom Kaiser huldreich aufgenommen und mit großer Gunst behandelt. Bei dieser Gelegenheit hätte der Graf den Kaiser gern ausgehorcht, wie er von der anhebenden Bewegung der Geister dächte. Doch Maximilian verweilte längere Zeit bei Georgs Familie, seinem Vater Michael; frug auch nach des Grafen Asmus Ende, nach Montfort, Erbach, Schwarzenberg und war überaus gnädig. Die gewährte Zeit war bereits überschritten, als Herr Degenhard Pfeffinger, Rat des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, angemeldet wurde. Georg wollte sich entfernen; doch der Kaiser hielt ihn noch zurück. „Ihr könnt getrost bleiben," sagte er. „Nichts Geschäftliches ist es, was den Rat herbeiführt; er will sich nur verabschieden."

Nur kurze Zeit sprach er mit Pfeffinger von des Reichstags Verlauf. Darauf trug er dem Rat Grüße auf an seine Liebden, den Kurfürsten. „Noch eins!" fügte er hinzu. „Sagt: Was macht Euer Mönch? Wahrlich, seine Thesen sind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen."*) Als Georg dies hörte, erstaunte er freudig. Jetzt wußte er, woran er war. Pfeffinger berichtete über Luthers jetziges Wirken und die Meinung seines Herrn, des Kurfürsten. Darauf entgegnete der Kaiser: „Sagt Euerm Herrn, dem lieben Kurfürsten, er solle den Mönch fleißig bewahren; es möchte sich zutragen, daß man seiner bedarf.*) — Was haltet Ihr von ihm, Wertheim?" — „Eure Majestät wolle mir gestatten, zu bekennen,

---

*) VII u. a. m.

daß ich des Doktors Luther Ansichten über Reform der Kirche durchaus teile. Wie er, so glaube auch ich, daß Seine Heiligkeit, der Papst, von seinen Kardinälen übel beraten und es wohlgethan ist, dem heiligen Vater die Augen zu öffnen." Doch der Kaiser schüttelte den Kopf und sagte: „Glaub nicht, daß dies was nützen wird. Papst Leo ist ein Freund und Förderer von Kunst und Wissenschaft. Von kirchlichen Dingen aber versteht er nichts. Nicht daß ihm das Können abginge; sein Verstand ist hell genug dazu. Doch ist der religiöse, ingleichen auch der kirchliche Stoff ihm unangenehm, daher er sich nicht gern damit befaßt und alles seinen Räten überläßt." — „Wenn es so steht," sagte Georg, „wenn selbst Eure kaiserliche Majestät nicht groß Vertrauen hat zu des Papstes Haltung — darf ich mir erlauben, unterthänigst eine Bitte zu stellen?" — „Sprecht, Wertheim!" entgegnete Maximilian freundlich. „Gern möcht ich Euch, gerade Euch und Eurem Vater eine Gunst erweisen." — Nicht für mich bitte ich," rief Georg. „Eurer kaiserlichen Huld verdanken wir schon vieles. —" — „Nichts Anderes, als kleinen Dankeslohn für Eure mir unvergessnen Verdienste um mich und mein Regiment. Daran erkenn ich meine Wertheims, daß sie nicht für sich, sondern immer nur für andere petitionieren, wo es gilt, zu helfen. Wen habt ihr nun im Sinn?" — „Der kühne Mönch ist geladen, vor Kardinal Cajetan in Augsburg zu erscheinen. In wenig Tagen kann er hier sein. Ich fürchte für seine Sicherheit —" — „Beruhigt Euch!" fiel der Kaiser ein; „Rat Pfeffinger kann bestätigen, daß Luther kurfürstlich Geleit hat." — „Wie aber, Eure Majestät, wenn man dessen nicht achtet?" — „Was?" rief Maximilian halb unwillig, halb erstaunt. „Wer sollte wagen, des kurfürstlichen Herrn, meines Freundes, Geleitsbrief nicht zu respektieren?" — „Die Wut der Kleriker, so für die Schlotterwirtschaft des Ablasses eintreten, ist grenzenlos. Und selbst die, welche sie verdammen, sind gegen Luther fanatisch eingenommen wegen seiner kühnen Schriften. Man will die Wahr-

heit nicht hören und was die Christen aus Finsternis zum Lichte führt. Also seh ich im Geiste kommen, daß des Papstes römische Kreaturen, wie sie der göttlichen Wahrheit nicht achten, um wie viel weniger den Schutzbrief eines Fürsten respektieren werden, zumal eines deutschen Fürsten. Freimütig bekenne ich, mein gnädiger Kaiser: Was Luther will, beruht nicht auf Menschenmachwerk. Der heil'gen Schrift reiner Ausfluß ist's, was er uns mitteilt; das Licht des Evangeliums, dem hunderttausende von deutschen guten Christen willig die heilsbegierigen Herzen öffnen. Wie ich von Eurer Majestät heut vernommen, verachtet auch sie die Thesen nicht. Wolle mein Kaiser auch den Leuchter hüten, auf daß die Kerze des göttlichen Lichtes nicht umgestoßen werde. Stellt unsern Luther unter Euern kaiserlichen Schutz durch einen Geleitsbrief."

Maximilian war ernst geworden; doch lag in seiner Erwiderung warmes Wohlwollen, als er entgegnete: „Ihr sprechet Euch gar frei und kühnlich aus vor mir und scheinet darum anzunehmen, daß ich Eurem Gedankenfluge entgegenkommen werde. Daß Ihr frei gesprochen, lieb ich an Euch; ich habe offene gerade Menschen gern und hasse alles Verstecken, denn zumeist liegt Falschheit und Heimtücke darin. Was Ihr gesprochen, veranlaßt mich, Euch zu warnen, nicht allzurasch zu denken und zu sagen; es könnte sich ereignen, daß die Kurie noch schneller über Euch denkt und bei allem Schutze, den ich Euch gewähre, hinter meinem Rücken Euch gefährlich schadet." — „O Majestät!" rief Georg lebhaft. „Vor denen, die den Leib töten, fürcht ich mich nicht. Was kann die Kurie höchstens thun, als Gut und Leben mir zu nehmen? Das aber, was der Geist gereift an Wahrheit, das sollen und können sie mir nicht nehmen. Ich habe keine Scheu und Menschenfurcht. Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen." — „Auch mehr als Eurem Kaiser?" — „Ja! — Doch weiß ich ganz gewiß, daß Eure Majestät nie etwas fordern wird, was wider Gott ist." — „Und wer sagt Euch, daß eine

neue Idee, die an Euch herantritt, Gott wohlgefällig sei?" — „Die heilige Schrift, mein Gewissen, die Vernunft und die Sehnsucht des Gemütes, geläutert zu werden am inwendigen Menschen in Christo Jesu."

Als Georg so fest und offen sprach, betrachtete ihn Maximilian, in seinem Anblick verloren. Vor ihm stand ein kräftiger schöner Mann von nur 31 Jahren, aus edlem Geschlecht und reich begütert an irdischem und geistigen Besitz, glücklich als Gatte und Vater — und dennoch bereit, alles dem Einen zu opfern um der Wahrheit willen. Solche Menschen mochten ihm wohl selten vorgekommen sein. Sein Ton ward väterlich, als er mit freundlichem Ernste erwiderte: „Genug, Wertheim! — Ich will meinen kaiserlichen Schutz gewähren, Euch zu Lieb' und auch dem Mönch zu Lieb', denn mich dünkt, seine Absichten sind rein und lauter." Auf dieses Wort rief Georg begeistert aus: „O mein Kaiser! ich wußte es wohl, daß ich bei Eurer Majestät verstanden würde. Empfanget meinen unterthänigen und wärmsten Dank für diese Gunst. Mein Leib und Leben gehöret Euch." — „Nur möcht ich nicht," fuhr der Kaiser fort, „daß mein Freund Friedrich irrig von mir denke, als hielt ich seinen Schutz für nicht genügend. An Euch, Rat Pfeffinger, wird's sein, seine Liebden darüber aufzuklären." — „Ich weiß im voraus," versetzte Degenhard Pfeffinger, „daß mein erlauchter Herr und Fürst Eurer Majestät noch ganz besonders danken wird für die erhöhte Fürsorge um den wittenberger Doktor, deß Walten er überwacht und schützt." — „Nun gut!" sprach Maximilian; „schon morgen will ich den Brief ausstellen lassen. — Grüßt Euren fürstlichen Herrn von mir und Ihr, Wertheim, Euern Vater. Lebt wohl! — Ich bleibe Euer gnädiger Kaiser." — —

Ehe Georg vom Rat Pfeffinger schied, sagte dieser: „Wie wird mein hoher fürstlicher Herr sich freuen, wann er von mir erfährt, welch treues Herz im Frankenlande so lauter für die gute Sache schlägt. Wenn unser deutscher Adel Eurer Gnaden

nachfolgt, so mein ich, müßt das Pflänzlein zu einem starken Baum gedeihen.“ — „Nicht nur der Adel, Freund!“ entgegnete Georg. „In alle Schichten der Bevölkerung muß das Tageslicht dringen, fürnehmlich in die Bauern. Es sind geschlagene und geknechtete Leute voll Unwissenheit und doch nicht ohne Trieb im Herzen nach reiner Stärkung in Christo. Darum erachte ich, es müssen Linderung der Leiden und geistliche Erhebung im Glauben Hand in Hand gehen.“ — „Genau so denket auch mein Fürst,“ sagte der Rat; „darum denn in unsrem Sachsen durch dessen Weisheit und Güte der schlichte Mann sich wohl befindet nach Leib und Seele.“ Auf Georgs weiteres Fragen nach der Haltung der Augsburger, versicherte er: „Die Bürger lechzen allesamt nach geistiger Freiheit, deren Morgenröte jetzt leuchtet. Ich glaube, Augsburg und Nürnberg werden dereinst starke Bollwerke werden für die evangelische Sache.“ Zur Bekräftigung teilte er noch mit, daß Kurfürst Friedrich den Dr. Luther dem augsburger Rate zu besonderm Schutz empfohlen habe, weil er gewußt, der kühne Mönch sei hier gut aufgehoben. Die Ratsherren Auerbach, Langenmantel und Peutinger hätten bereits versprochen, den Doktor unter ihre Hut zu nehmen. Zu den eifrigsten Freunden Luthers gehöre zudem noch der Ratsschreiber Lazarus Spengler. Der aber sei eine Perle von Biederkeit, Klarheit des Geistes, Entschiedenheit des Charakters. — Darauf schieden beide als Freunde. Pfeffinger suchte den Dr. Staupitz auf und Georg seine Herberge.

Dieser war um Luthers willen beruhigt, verweilte aber annoch, um ihn näher kennen zu lernen. Dies geschah schon nach zwei Tagen, als durch die ganze froh bewegte Stadt die Kunde ging, der wittenberger Mönch sei am 7. Oktober in Augsburg eingetroffen und im Augustinerkloster abgestiegen. Ohne Säumen begab sich Georg dorthin. Das Wiedersehen gab ein Freuen, das dem Grafen bis zu seinem Tode im Gedächtnis blieb. Er und Luther schüttelten sich die Hände und blickten sich

voll und treu in die Augen. Zuerst ward des Zusammentreffens gedacht vor 8 Jahren. Dann folgte in gedrängter Kürze ein Austausch der Gedanken, wie auch der Freude Ausdruck über Graf Erbachs Sinneswandlung.

„Ich hab mein Sach allein auf Gott gestellt," sagte Luther im Laufe des Gesprächs. „Doch thut es wohl, zu sehen, wie so edle mächtige Geschlechter voll innren Adels zu ihm halten. Ich hab mich nicht getäuscht: im deutschen Volke wohnt ein guter Kern von Gottesfurcht und Glaubensmut." Drauf teilte er ihm mit, daß der Kreis gesinnungstüchtiger, gelehrter Männer in Wittenberg vergrößert worden sei durch den Gelehrten Dr. Philippus Melanchthon, der, zwar jung an Jahren, doch an Geist alle anderen überrage und sicher eine Hauptstütze sein werde für evangelische Freiheit.

Auch der Zweck von Luthers Hiersein ward besprochen. Georg bat ihn, sein steter Begleiter sein zu dürfen, soweit die Art der zu erwartenden Verhandlungen mit Cajetan es erlaubte. Das wurde ihm gewährt. Voll Bewunderung sah und hörte er, wie sanft und demütig Luther war und doch auch fest. Der trauliche Verkehr ward unterbrochen durch weiteren Besuch. Dr. Lingk kam und eine Anzahl Ratsherren. Georg nannte dem Wiedergefundenen seine Herberge und verabschiedete sich.

Daß an den folgenden Tagen keinerlei Aufforderung Luthers zum Kommen geschah, war ihm verwunderlich. Doch bald erfuhr er den Grund. Luthers Freunde, darunter jene Ratsherren, hatten ihn gewarnt, den wiederholten Vorladungen des Kardinals Folge zu leisten; sie fürchteten die ärgste Tücke. Besorgt sahen sie, daß Luther dennoch fest blieb und nur aus Rücksicht auf die dringlichen Bitten seiner Freunde sein Erscheinen verschob. Als Georg dies vernahm, beruhigte er die Ratsherren mit der Nachricht, daß der Kaiser ihm versprochen, Luther zu schützen. Zur Beschleunigung ging er in die kaiserliche Kanzlei. Dort lag der Schutzbrief schon bereit, so daß Georg das kaiserliche Geleit am

11. Oktober Luthern zustellen konnte. Jetzt erst, und nach des Dr. Staupitz sowie Georgs Versicherung, ihm nicht von der Seite zu weichen, ließen ihn die Freunde ziehen. Noch ehe sich Luther zum Kardinal begab, hatte dieser wiederholt, als hätt er's gar eilig, seinen Bevollmächtigten Urbanus geschickt.*) Der Augsburger Mißtrauen gegen die Welschen fand Georg bestätigt durch die Zwiegespräche, die Luther mit Urbanus gehalten hatte. Der bracht das eine Mal die unsinnigsten Behauptungen vor und gestand ganz frech, „man könne falsche Sätze predigen, wenn sie nur Gewinn brächten und die Kasse füllten. Über des Papstes Gewalt dürfe man nicht disputieren, sondern müsse sie so hoch stellen, daß er alles, auch in Glaubenssachen, durch seinen bloßen Befehl abschaffen könne".*) Am dritten Tage kam Urbanus wieder und höhnte Luther, ob er sich vor Cajetan fürchte. Als Luther darauf sagte, er sei vom Kurfürsten an rechtschaffene Männer empfohlen worden und diese rieten, nicht ohne kaiserlich Geleit zu erscheinen — ging das Gespräch dahin:*) „Meinst du denn, der Kurfürst werde dir zulieb seine Länder in die Schanze schlagen?" — „Das verlange ich ganz und gar nicht," sagte Luther. — „Wo willst du dann bleiben?" — „Unter dem Himmel." — „Wenn du den Papst und die Kardinäle in deiner Gewalt hättest, was wolltest du mit ihnen vornehmen?" — „Ich wollte ihnen allen Respekt und Ehre beweisen." Unwillig hatte Georg dem unverschämten Wesen des welschen Abgesandten zugesehen. Doch als dieser auf Luthers wohlanständige Schlußworte sich nach italischer Art in den Finger biß und höhnisch rief: „Hm! ha ha ha!"*) — da wallte Georgs Blut und seine Geduld riß. „Mach daß du fortkommst, welscher Mönch!" rief er laut und scharf. „Und sage deinem Kardinal, daß, wer es wagt, dem Dr. Luther trotz kaiserlichen Geleites nur ein Haar zu krümmen, ich dem den frechen Schädel spalten würde, und wärst du's selbst!"

---

*) VII. XXIII.

Mit einem Blick ohnmächtiger Wut auf Georg ging Urbanus davon und kam nicht wieder. Luther aber sagte zum Grafen: „Nicht also, Herr! wider Geist soll Geist streiten. Auch hat Gott alle Haare auf meinem Haupte gezählt. Er wird mich hüten.“ — So lang auch die Disputationen mit dem päpstlichen Legaten dauerten, konnte sich Georg doch nicht entschließen, vor deren Ende abzureisen. Getreu seinem Vorhaben, wollt er Luther schützen bis zuletzt. Es gab ein langes Hin- und Herreden, bis endlich Dr. Staupitz trotz Cajetans Sträubens durchsetzte, daß Luther seine Antworten schriftlich wiedergeben solle, damit kein willkürlich Verfälschen möglich werde. Den fragenden Ratsherren erstattete Georg den Bericht: „Gegen die beweiskräftigen Stellen, die Luther aus der Bibel anführte, konnte der Legat nicht aufkommen. Dies und die ehrerbietige, demütige aber feste Haltung des Doktors hatten den Kardinal in Zorn gebracht, also, daß er am Schlusse ausrief: ‚Geh! und komm mir nicht wieder unter die Augen! es sei denn, daß du widerrufest.‘ Luther sagte hinterher kopfschüttelnd zu uns: ‚Wie ungeschickt und so gar unbewandert in der heiligen Schrift ist doch dieser Mann! und der will ein christlicher Oberhirt sein.‘

Bald nach Luthers Abreise traf Georg den Notar Gall Künigender von Herbrachtingen auf der Straße, dazu zwei Schreiber. Auf die Frage ‚Wohin?‘ sagte jener: „Zum Dom. Soll dort die Appellation des Dr. Luther an das Thor anschlagen“. Nachdem dies geschehen, sammelte sich viel Volks dort an. Als es erfahren, warum sich's handelte, brach es in lauten Jubel aus; darum denn Georg erfreut ward und sich von den Ratsherren der guten Stadt Augsburg, besonders aber vom Ratsschreiber Spengler unter Händedruck verabschiedete. Die Tage hatten ihm ein gut Stück Geld gekostet; doch voll der Ereignisse und stark gewachsen in der Einsicht und der Treue zur Sache, ritt Georg mit seinem Gefolge zurück nach Wertheim.

Hier fand er zu seinem Erstaunen nur wenig vor, was ihn zu anhaltender Arbeit veranlaßt hätte. Hönerbuhel hatte für alle vorgekommenen Streitfälle bereits die entscheidenden Urteile ausgearbeitet, so klar und treffend, daß sie Georg nach dem Durchlesen nur zu unterzeichnen brauchte. Das verdiente Anerkennung. Er ließ den Gerichtsschreiber zu sich kommen. Nachdem er mit ihm des Geschäftlichen Teil erledigt, sagte er wohlwollend: „Hab mich lange nicht um Euer Wohl und Wehe kümmern können und wie es steht mit Eurer Familie. Sagt, was macht Sabine? Und lernt Peter tüchtig?“ — „Ich danke Euer Gnaden für die Nachfrage,“ erwiderte Hönerbuhel. „Sabine ist herangewachsen zu einer frommen Jungfrau und mein Sohn Peter ein Jüngling geworden von viel Kenntnissen und bescheidnem Sinn. Gott sei gelobt dafür! denn wäre er nach andren seinesgleichen geraten, so stünd es schlimm um ihn. 's ist kein gut Zeichen unsrer Jugend, daß, wenn sie kaum an Wissenschaft gerochen haben, sie hochmütig wähnen, sie seien erhaben über allen andern, vermaulieren sich und sind doch noch nicht trocken hinter'n Ohren.“ — „Das will ich den Burschen bald austreiben,“ sagte Georg. „Bescheiden soll die Jugend sein; wenn sie frech wird, muß sie gezüchtigt werden wie Kinder; sie verdienen's nicht anders. — Wie aber steht's um Peters Zukunft?“ — „Er soll ein Handwerk lernen.“ — „Warum dieses? Hat er Lust hierzu?“ — Hönerbuhel stockte und ward verlegen; er wollte doch nicht sagen, daß seine Mittel Höheres nicht erlaubten. „Das nicht,“ sagte er langsam; „doch denk ich, wird er sich drein finden.“ — „Nein!“ rief Georg, „wenn ihn die Lust zu etwas andrem treibt, dann darf ihm nicht aufgedrungen werden, wozu er kein Begehr hat. Ich ehr' und achte den Handwerksstand; doch wenn Peter wo anders besser am Platze ist, gehört er dorthin. — Ist er etwa geschickt zu einem Priester?“ — „Ja Herr! das ist er, doch —“ — „Doch fehlt's an Geld, meint Ihr? Dann irret Ihr. Ist er der theologia geneigt, so soll er

nächste Ostern nach Wittenberg gehen und studieren. Was dies erfordert, das sei meine Sache.“ Als Hönerbuhel dies hörte, ward er sprachlos vor Freude. Seine Brust bewegte sich lebhaft auf und nieder. Er konnte die Thränen nicht länger zurückhalten und flüsterte: „Ach meine Dorothea!“ — „Habt Ihr den Schmerz um sie noch nicht überwunden?“ — „Ach immer, Euer Gnaden, wenn ich an sie denke, seh ich ihr liebes Antlitz vor mir, entstellt von Gram und Kummer. Doch heute, denk ich, wenn sie herabschaun könnt auf diese Erde, müßt sie verklärten Angesichts dreinschauen und ihren Segen für Euer Gnaden vereinen mit dem meinigen. Meine Zunge findet keine Worte für gebührlichen Dank. Möge unser Herr und Heiland Euer Gnaden tausendfach lohnen, Euer Gemahl und herzliebe Kinder schützen und behüten zur ew'gen Seligkeit.“

Georg ward bewegt, wie damals, als auch Schwarzenberg kund gab, daß er seiner Kunegundis nie vergessen könne. Er legte seine Hand auf des Gerichtsschreibers Schultern und sagte: „Gern nehm ich solchen Segen an von guten Christenmenschen. Doch danket Gott allein, deß Werkzeug ich nur bin. Dazu hat mir der Herr an ird'schem Gut verliehen, daß ich es teile da, wo's not thut.“ —

Hönerbuhel ging freudetrunken zu den Seinen und meldete die frohe Kunde. Als er in seiner Tochter freudig verklärtes Antlitz sah, das Abbild Dorotheas, da fand er Worte des Dankes. Er umarmte sie und rief: „O Sabinle, mein lieb's Töchterlein! was bin ich doch heut reich geworden durch Gottes Gnade und des Grafen Huld. Ihm soll mein Herz bis zum letzten Atemzuge dankbar schlagen. Zwiefach bin ich beglückt; denn von nun an seh ich das liebe Antlitz deiner Mutter nicht mehr ewig gramerfüllt vor mir. Freudig strahlt es, gleichwie du dich freust. Weg ist nun auch der letzte Stein, der mein Gemüt gedrückt. Bete für unsern Herrn und sein ganzes Haus zum Herrn aller Herren.“ —

So kam denn Peter Hönerbuhel zu Ostern des Jahres 1519 auf die hohe Schule zu Wittenberg, allwo er nach Abgabe eines Brieflein des Grafen Georg von Wertheim von Luther warm empfangen wurde.

Doch so glatt und eben verging der Winter nicht, daß die Erzählung darüber hinweggleiten könnte. Großes war geschehen und manches hatte sich ereignet, was Georg mit neuen Sorgen nach außen erfüllte. Luther war abermals zum Widerrufe vorgeladen worden; anfangs Januar sollte er Dem von Miltitz in Altenburg Rede stehen. Luther blieb auch hier fest, trotz aller Liebkosungen und Schmeicheleien des päpstlichen Gesandten. Die Zahl der römischen Versuche, den Wittenberger durch Vorstellung, Drohung und Gütelei zum Widerruf zu bringen, wuchs immer mehr; mit ihr auch die Gefahr. Georg baute auf des Kaisers ferneren Schutz. Auch diese Hoffnung sollte ihm zu nichte werden; Maximilian hatte am 17. Januar das Zeitliche gesegnet. Und am 6. Februar folgte ihm ein Mann nach, dessen Ansehen, Gelehrsamkeit und Biederkeit dem Reformator noch viel hätte nützen können. Der edle Lorenz von Bibra, Bischof zu Würzburg war gestorben. Ihm die letzte Ehre zu erweisen, ritt Georg mit Wenkheim und einem stattlichen Zuge anderer Vasallen dorthin. Aufrichtige Trauer um den Verlust erfüllte ihn und alle, die dem Sarge folgten. Auch Bischof Georg von Bamberg war erschienen, nachdem ihm sein Oberhofmeister Schwarzenberg vorausgereist. Der hatte mit Laurentius vor dessen Ableben gesprochen und war Zeuge eines Auftrages, den der leidende Bischof Dem von Berlepsch gab: Er solle seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, das wohl letzte Brieflein geben, was er schreiben würde. „Darinnen aber," erzählte Schwarzenberg seinem Vetter Georg, „darinnen hat gestanden: Eure Liebe wolle ja den frommen Mann, Dr. Martinus, nicht wegziehen lassen, denn ihm geschiehet Unrecht."*) Beide Verwandten ent-

*) VII u. a. m.

deckten einander ihre Befürchtungen. Wer wird Kaiser werden und wer Bischof von Würzburg? Wie werden sich die Neuen stellen zu dem Streit der Geister? „Du kennst," sagte der Freiherr zu Georg, „den durch seinen Streit mit Reuchlin berüchtigten Dominikaner, den Ketzerrichter Hogstraten zu Köln. Dieser teuflische Blutmensch wütet gegen Luther und verlangt vom Papst eindringlich, der solle gegen ihn mit Feuer und Schwert verfahren. Solch Andringen an den Papst mehrt sich mit Macht. Weiß nicht, wie es noch werden soll, wenn sich nicht mächtige Fürsten erheben gegen so greulich Antichristentum." „Auch ich war von Befangenheit nicht frei," entgegnete Georg. „Seitdem ich aber Luther selbst gesehen und gesprochen, ist nicht anders zu sagen als: Wir verlassen uns zu sehr auf Menschen. Luther aber baut ganz allein auf Gott und seine Hilfe — und mich dünkt, das ist das Rechte." — „Diesmal hast du mich belehrt," sagte Schwarzenberg, „und hast gar gut gesprochen. So wollen wir's auch ferner zusammen halten. Indessen ist es weise, trotz alledem das Schwert zu lüften, daß es nicht einroste." —

Das behielt Georg wohl im Gedächtnis und sah zu seiner Befriedigung, daß sich der Schwerter viele rührten. Als Hönerbuhel von Wittenberg zurückgekehrt war, brachte er seinem Herrn Grüße von Luther und solcher Schwerter etliche, als da sind: Luthers Antwort gegen Hogstraten; das war ein scharfes Schwert. Ingleichen Luthers Schrift ‚Sermon vom ehelichen Stande', so im Laufe von vier Jahren dereinst in 13 Auflagen erschienen war. Auch vom Ratsschreiber Lazarus Spengler ward das Schwert gelüftet. Der sandte an Georg eine kräftige Apologie, mit dem vorgedruckten Titel: ‚Schutzred und christliche Antwort eines Liebhabers göttlicher Wahrheit der heiligen Schrift auf etlicher Widersprechen, mit Anzeige, warum Dr. Mart. Luthers Lehr nicht unchristlich verworfen, sondern mehr als christlich gehalten werden soll'.

Es regte sich im deutschen Reiche überall. Druckereien entstanden immer mehr und welche Stadt dergleichen besaß, war dessen froh und hielt den Drucker warm. Graf Georg hätt gern gesehn, wenn sich ein solcher in Wertheim niedergelassen. Ihm ward in Augsburg Georg Erlinger empfohlen, der war nicht bloß Formschneider und Drucker, sondern auch Schriftsteller. Schon im Jahre 1516 hatte er ein Buch verfaßt und unter dem Titel „Planetisch Werk" herausgegeben. Doch zog er im Jahre 1519 nach Bamberg und druckte mit dem Meister Pfeyl unter den Augen und Zulassen des Bischofs manch eine Schrift, die Luthern günstig war.

In Würzburg duldete auch der neue Bischof, Konrad von Thüngen, die Verbreitung solcher Schriften und ließ sich an, als wolle er in allen Stücken in die Fußstapfen seines Vorgängers treten, also, daß von hier kein Rückgang zu befürchten war. In der Erwählung eines neuen Kaisers hatten sich die deutschen Fürsten noch nicht einigen können; bis dies geschehen, sollte Kurfürst Friedrich von Sachsen als Reichsvikar die höchste Gewalt haben. Für die Sache der reformatorischen Bewegung war dies günstig, doch enthob es nicht der Besorgnis, daß die Denkart des neuen Kaisers entgegengesetzt sein könne. Darüber nachzudenken fand Georg reichlich Zeit, mehr als ihm lieb war. Was Margaretha längst befürchtet hatte, trat ein: Das übermäßige Arbeiten hatte ihn niedergeworfen zu hartnäckiger Krankheit. Zu deren Hebung forderte der Arzt vor allem geistige Ruhe und Dämpfung der Gedanken. Anfänglich schien es auch, als folgte der Kranke dem Rate. Er lebte seinen Kindern, unterrichtete den kleinen achtjährigen Wilhelm und fand hierin Zeitvertreib und Befriedigung. Als aber eine Nachricht nach der andern kam, welche Kunde brachte von dem Fortgange des kirchlichen und politischen Wogens, war's mit der Ruhe aus. So sehr sich Margaretha auch bemühte, den Gemahl durch ihr helles warmes Wesen auf andere Gedanken zu bringen, begann er doch, mit den Ereignissen sich

grübelnd zu beschäftigen. Am 28. Juni sollte die Kaiserwahl in Frankfurt stattfinden, im selben Monat auch eine Disputation in Leipzig zwischen dem ingolstädter Dr. Johann Eck und Luther. Georg sprach davon, daß er an beiden sich beteiligen wolle, seine Unruhe wuchs. Da schrieb Margaretha in ihrer Herzensangst nach Breuberg; das half. Graf Michael kam und machte dem Sohne freundliche Vorwürfe; er solle doch sein lieb Gemahl bedenken und sich ruhig halten. Von Reisen gen Leipzig und Frankfurt konnte keine Rede sein. Graf Michael versprach, an Sohnes Statt der Kaiserwahl beizuwohnen, auch alles treulich zu berichten, wie sich's zugetragen.

So ward das thörichte Beginnen Georgs, zu reisen, wohl vereitelt, doch nicht sein unruhig Wesen beseitigt, das die Genesung aufhielt. Die Nachricht, daß Karl V. Kaiser geworden, drang bald zu ihm und gab ihm viel zu denken, doch so, daß er annoch mit keiner Gewißheit rechnen konnte, wie der junge Kaiser Karl sich anlassen würde. Im Juli schrieb Schwarzenberg. Der wußte nichts von Georgs Krankheit, sonst hätte er's wohl verschoben. Der Brief enthielt Nachrichten über die leipziger Disputation; Dr. Eck habe mit seiner bombastischen Spitzfindigkeit zwar nichts ausrichten können; doch zeigte sich hierbei, wie groß die Kluft schon sei, die sich zwischen den Päpstlichen und den Anhängern Luthers gebildet. Als sich Eck auch durch seine große Unwissenheit in der Kirchengeschichte gar viele Blößen gegeben und sich damit zu helfen gesucht, daß er Luthers klare Schriftbeweise, von denen der Freiherr etliche anführte, als hussitische Ketzerei ausgab, habe Luther erwidert: „Lieber Herr Doktor! nicht alle hussitischen Lehren sind ketzerisch." — Darauf habe Herzog Georg von Sachsen zornesrot laut gerufen: „Das walte die Sucht!" und sei davon gegangen als Luthers grimmigster Feind. Gott wolle geben, daß der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen den Gottesmann weiter schütze. Im Volke aber beginne man, den Eck weidlich zu beschimpfen, das ihn nicht

Dr. Eck nenne, sondern Dreck, auch Geck und Keck. Das sei nach seiner Ansicht nicht recht. Wenn auch die Päpstlichen am Ende nichts anderes wissen, als zu schimpfen, so sollte dies doch auf seiten der Aufgeklärten nicht stattfinden, sondern ein würdig festes Auftreten mit klaren Beweisen. — Vom Kaiser Karl vermute er, daß er für den Kirchenstreit kaum ein Interesse zeigen werde; man sage, er ginge damit um, eine habsburgisch spanische Weltmonarchie zu gründen; das lenke ihn von den geistigen Bewegungen ab.

Der Brief enthielt noch Einzelheiten, wie: Der Spanier Magellan ist mit fünf Schiffen ausgefahren, die Erde zu umsegeln; ein kühn Unternehmen. — Christoph und Eva, wie auch Friedrich, seien bei guter Gesundheit; doch Graf Ulrich von Montfort, Christophs und Georgs Schwiegervater, klage über schlimm Befinden — und andres mehr. ‚Ein kühn Unternehmen!‘ wiederholte sich Georg, als er den Brief gelesen. ‚Noch kühner aber dünkt mir Luthers groß Beginnen und Kampf gegen die Macht der Finsternis.‘ Er dachte sich wieder hinein in den großen Streit und ward von neuem unruhig. Trotz aller Bitten Margarethas ließ er nicht ab, zu grübeln. Noch weitere Kunde vernahm er von Weltereignissen. Der Schweizer Zwingli begönne, in seiner Heimat zu reformieren; Herzog Ulrich von Würtemberg sei geächtet worden und geflohen; in der Türkei wäre ein neuer Regent, der kriegerische Soliman, auf den Thron gestiegen, von dem man sich für Deutschland nichts Gutes verspräche. Das ließ erneuete Türkenkriege erwarten, die auch Georg als Kriegshauptmann des Kaisers berühren mußten.

All diese Dinge gingen dem Kranken im Kopf herum wie ein Kreisel. Es ward immer schlimmer mit ihm und Margaretha kam selten von seinem Lager weg. Da zeigten sich die Freunde in der Not. Burkhard Hund von Wenkheim und Rüdt von Kollenberg lösten die geängstete Gräfin im Wachen treulich ab, und mancher aus Stadt und Grafschaft bot sich an, zu helfen

Abt Leyser von Bronnbach kam und suchte Margaretha zu trösten; die hatte längst gebetet zum Herrn und bat noch, daß er ein wirksam Heilmittel angeben möge; denn alle andern Mittel, wie ein von Götz von Berlichingen gesandtes, schlugen nicht an. In weite Kreise drang die Nachricht von der Lebensgefahr, in welcher Georg schwebte. Sickingen schrieb voll Teilnahme und Ulrich von Hutten einen herzerquickenden Brief. Auch Schwarzenberg, Pirkheimer, Hans Sachs und viele andere wollten wissen, wie es um den viellieben Mann stünde, der vielen Verwandten zu geschweigen. Hönerbuhel hatte Tag und Nacht zu thun, um jedem mit einigen Zeilen im Auftrage Margarethas Nachricht zu geben; die war's nicht mehr im stande. Vergeblich rang sie nach Kraft zum Tragen und nach Gottvertrauen, und als sie keine Stärkung empfand, keine Erhebung und Festigkeit, da versuchte sie in ihrer Angst, zurückzugreifen zu den alten Satzungen der Kirche, that gute Werke, flehete ein Dutzend Heilige an und wollt pilgern. Schmerzerfüllt verzagte sie an Gottes Hilfe, der doch am nächsten ist, wo die Not am größten.

Luther hatte keine Kenntnis von Georgs Krankheit; darum er denn in dem Briefe, den er nebst zwei Büchern an ihn sandte, nur von dem Stande der Dinge schrieb. Aus diesem Briefe, welchen der Kranke Margarethen gab, vermochte sie keinen Trost zu schöpfen. Sie nahm der Bücher eines zur Hand und las, las immer eifriger und kam nicht weg davon; denn dieses Buch enthielt des Doktors ‚Auslegung des Briefes Pauli an die Galater.‘ Darin fand sie geschrieben: ‚Mich wundert, daß ihr euch so bald abwenden lasset von dem, der euch berufen hat in die Gnade Christi, auf ein anderes Evangelium. — Aber so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht. — Nun ihr aber Gott erkannt habt, ja vielmehr von Gott erkannt seid, wie wendet ihr euch denn wieder um zu den schwachen und dürftigen Satzungen, denen ihr von neuem dienen

wollt?' — Und als sie immer weiter las, da ward's ihr licht im Kopfe und warm im Herzen nach dem Lesen des andern Buches: ‚Die ersten zweiundzwanzig Psalmen.' Die aber wirkten doppelt auf sie ein; sie befriedigten die nach Klarheit strebende Seele und trösteten die verzagte Gattin. „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne." — Das erweckte von neuem die Erkenntnis, daß alles, was außer dem Herrn ist, nichts nützt zur Seligkeit der Seele. Darum kehrte sie sich ab von den vielen Menschensatzungen, die wider die Bibel streiten und hielt allein zum Herrn. Und als sie im 5. Psalm die Stelle fand: „Laß sich freuen alle, die auf dich trauen; ewiglich laß sie rühmen, denn du beschirmst sie; fröhlich laß sein in dir, die deinen Namen lieben" — da erhielt sie wieder Lebensfreudigkeit und Mut. ‚Das', dachte sie, ‚müßt doch das rechte Heilmittel sein, davon Georg gesunden wird'.

Als der Kranke eine ruhige Stunde hatte, schilderte sie ihm die kräftige Nahrung, die in beiden Büchern enthalten, also, daß Georg danach begehrte. Auch er las mit Eifer, las wiederholt und laut, und Margaretha sah mit innerem Jubel, daß der Gemahl im Geiste ruhig wurde. Nun kehrten sichtlich auch die Kräfte des Körpers zurück, zwar allmälich, doch beharrlich. Die Gefahr war verschwunden; nach wenig Wochen schon durfte sich Georg im Schloßgarten am Sonnenschein laben, auch am geistigen, denn Hans Sachs hatte ein munter Reimbrieflein geschrieben, worin er seine Verehelichung mit Jungfrau Kunegunde Kreuzer anzeigte, darum er denn auch aus der engen Kotgasse in die freundliche Vorstadt gezogen. In des Poeten Humor spiegelte sich sein ganzes Glück. Alles, was von Hans Sachs Heiteres kam, that wohl und munterte zu freundlichem Lächeln auf. Das gräfliche Paar sandte dem Liebling und seiner Ehefrau ein gülden Kreuzlein und einen silbernen Humpen. Erst als das Dankschreiben Sachsens kam, ergab es sich, daß Georg sich verschrieben, also, daß das Kreuzlein dem Hans und der Humpen der Kunigunde be-

stimmt sein sollte. „Wollen Euer Gnaden indes verzeihen, daß wir getauscht haben,“ hatte Hans hinzugefügt. Da gab es mitten in der ernsten Zeit ein freundlich Ergötzen über den Schreibfehler, wie auch, daß Sachs ihn ernst genommen.

Von Stund an blieben beide Gatten innerlich gestählt, was auch von außen auf Geist und Körper einstürmte. Und zur Erkenntnis gelangte es dem Paare: In höchster Not ist Gott am nächsten; darum man nie verzagen soll, wenn es auch scheint, als sei der letzte Atemzug gekommen. — — —

Wie es in der Natur ein Säen, Sprießen, Reifen und Ernten gibt, so auch in großer Zeit auf geistigem Gebiete. Schon manches Samenkorn war ausgestreut, fand guten Boden und keimte. Im Jahre 1520 kam's zum Lenze; es sproß und blühte überall im deutschen Reich in Wort und Schrift. Daß Georg in diesem Lenze sich sonnte, blieb nicht unverborgen. Bei dem hohen Ansehen, das er im ganzen Reiche genoß, wie auch bei der besondern Gunst, die ihm Kaiser Karl V. frühzeitig schenkte, konnt es nicht fehlen, daß die Blicke gleichgesinnter, gleichviel weß' Standes, sich auf ihn richteten, und wer noch schwankte, ihm folgte. Der größte Teil seiner Verwandtschaft stand auf Georgs Seite, die Erbachs, Schwarzenbergs, Rienecks, Graf von Castell und andere mehr. Die Kunde von seiner Thatkraft, wie von der Einmütigkeit jener geschlossenen Macht drang bald durchs ganze Reich. Hunderte vom hohen Adel schlossen sich an und erklärten sich bereit, Person und Sache mit dem Schwert zu schützen. Der ehrenfeste und getreue Hans von Landschad hielt es bereit, mit ihm Franz von Sickingen und der edle ritterliche Ulrich von Hutten das eiserne und das Schwert des Geistes. Von allem, was beide an Luther und Melanchthon schrieben, kam Kunde nach Wertheim. Schon am zwanzigsten Januar und acht und zwanzigsten Februar hatte Hutten den hochgelehrten und geklärten Melanchton brieflich gebeten: ‚Er möge Luthern insgeheim sagen, Franz von Sickingen lasse ihm erbieten, daß er, wenn

ihm in seiner Sache etwas Widriges zustoßen und er sonst keine bessere Hilfe haben sollte, zu ihm nach Naustall kommen möge'. Ein Gleiches that der fränkische Ritter Sylvester von Schauenburg; auch Hartmut von Cronberg rührte sich von neuem. Im ganzen schönen Frankenlande gab's nur wenige Unschlüssige; teilnahmslos blieb keiner, sei es so oder so. Von jetzt moderner Gleichgiltigkeit gegen das Höchste, die Religion, wußte man nichts. Da galt es noch, zu bekennen; da schämte sich niemand der Frömmigkeit, noch dessen, durch den wir sind, von dem wir alles haben.

Weil nun fast alle Freunde kirchlicher Säuberung meinten, zu deren Förderung mit dem Schwerte dreinfahren zu müssen, so betrachteten sie auch den Grafen Georg, den Mächtigsten im Frankenlande, im stillen als Führer. Von ihm war bekannt, daß er gegen die Stegreifritter ‚fleißig aus- und eingeritten'; daß er in kaiserlichem Auftrag manche ‚gefährliche, schwere Reise gethan', manch Raubschloß gebrochen. Bis zu den Landsknechten herab verpflanzte sich die hohe Meinung, da sie doch nicht selten das Liedlein sangen: *)

Graf Jörg der ist ein kühner Mann,
Sein' Feinde greift er tapfer an
Mit eigner Person und Hande.
Thut dem römischen Kaiser allzeit beistahn;
Der Bund **) ist ihm bekannte, ja bekannte.

Ihr Heckenreuter, thut gemach!
Schießt die Fiederling nit zu hoch
In dem grünen, finstern Halte!
Erschnappet euch Graf Jörg mit seiner Hilf,
Den lieben Gott läßt er's walten.

Von ihm, dem ersten der fränkischen Großen, erwartete man die kräftigste Unterstützung der großen Sache. Die hatte

*) XV.
**) Der fränk. Ritterbund.

er ihr bisher frei und ohne Menschenfurcht auch angedeihen lassen; nur kannten seine Anhänger nicht, daß Georg durch den Verkehr mit Schwarzenberg und Luther das wahre Heil der Sache sich weit mehr von des Geistes Schwert versprach. Jedwede große Wahrheit bricht sich durch sich selbst Bahn, auch ohne äußerliches Zuthun, und thöricht ist es, anzunehmen, durch Hinterlist, Folter, Schwert und Scheiterhaufen Meinungen vertilgen zu können, welche der Wahrheit entsprießen. Wer's dennoch thut, kennt eben die Geschichte der heidnisch-römischen Christenverfolgung nicht, auch nicht die Weltgeschichte. Mit dem Schwerte dreinzuschlagen, ist keine Kunst. Bei innerem Zwiespalt aber beständig zu bleiben, bei allen Zweifeln dennoch treu, das ist eine Kunst. Zu beiden Kampfesarten bedarf es der Ermunterung. Die aber kam in reicher Menge. Im Februar erhielt Graf Georg von Luther dessen ‚Trostbüchlein'; im März sein ‚Büchlein von der Beicht — Sermon von den guten Werken — die zehn Gebote'. Da ward am gräflichen Hofe an Jagden und Gastereien nicht viel gedacht. Hand in Hand mit Margaretha und auserlesnen Freunden, verbrachte Georg den Winter mit dem, was geistig frische Nahrung bot. Hierin ward er nur einmal unterbrochen.

Ein Bote kam aus Tettnang und bracht ein Schreiben, darinnen stand, Graf Ulrich, Margarethas Vater, sei nach Anhebung seiner Krankheit im vorigen Jahre, am dreiundzwanzigsten April dahin geschieden.*) Da gab es nicht geringe Trauer, denn Tochter und Schwiegersohn hatten den Verstorbenen lieb. Ihm noch die letzte Ehre zu erweisen, mußte Margaretha unterlassen; die aufreibende Pflege ihres kranken Gemahls hatte ihre Gesundheit erschüttert. So kam es, daß Georg allein abreiste, um der in Langenau stattfindenden Bestattung beizuwohnen.

---

*) XX.

Während seiner Abwesenheit war in der sonst so friedlichen Stadt Wertheim ein Streit entstanden. Auch in ihr hatte die große geistige Bewegung die eigne erzeugt. Die meisten Bürger gaben sich ihr offen hin. Als aber geschah, daß ein Freigeist weit über's Ziel hinausschoß, so zogen sich nicht wenige, hiervon verletzt, wieder zurück in die bisherige Kirche. Ein Stümper schadet mehr als ein geübter Schütze. Den man für einen Freigeist hielt, war ein Landsknechtshauptmann, Ägidius benannt. Der hatte sich nach Kaiser Maximilians Tode vom rauhen Kriegsleben zurückgezogen und wollt nun sein ansehnlich Vermögen, das er zusammengebracht, als Bürger des anmutigen Wertheim in Ruhe genießen, allwo er, des Schreibens kundig, nicht mehr das schwere Schwert, sondern höchstens die leichte Feder zu führen gedachte. Nun er sich aber etlicher Ausdrücke bediente, welche einigen als reformationsfreundlich erschienen, anderen dagegen als gotteslästerlich für jeden Fall, so kam es, daß diese gegen die Aufnahme Ägidii stimmten, jene dafür. Man brachte es zu keiner Einigung. Gewöhnt vom Grafen Georg in noch geringeren Dingen überwacht zu werden, beschloß man, ihm die Entscheidung anheim zu geben.

Als Georg zurückgekehrt war, befand er sich nicht in rosigster Stimmung. In Tettnang hatte er erfahren müssen, daß die dortigen Verwandten in religiösen Dingen unduldsam waren, so daß Georg, da er sich nicht verstanden sah, mit der Aussprache über die gegenwärtige Zeit fortan zurückhielt. Auch Margaretha fühlte tiefe Betrübnis; ihr war, als sei ein Riß entstanden und konnte doch unmöglich die Gesinnung ändern. Erst als Georg sagte: „Lieb Weib! du hast Vater und Mutter verlassen um meinetwillen, warum nicht und erst recht um Christi willen?" — da ward sie wieder ruhiger, wenngleich ein solcher Abschied der Menschennatur nicht leicht fällt.

In Tettnang hatte Georg erfahren, daß die Bauern im Süden wiederum feindselige Zusammenrottungen abgehalten, so

ernst, daß zwanzig Grafen sich verbündeten auf Zeit, um ihnen kräftig entgegentreten zu können. Auch diese Nachricht gab Anlaß zu Verdruß.

In solcher Stimmung fand der Graf des Magistrates Schreiben vor, in welchem des Streites in Sachen des Ägidius gedacht war. Vor der Entscheidung ward dieser in die Burg beschieden. Hier frug Georg nach seinem Herkommen, seinem Leben und sonstigem Wirken. Wohl entfuhr hierbei dem Hauptmann manche Ansicht, welche dem Grafen als gar zu frei und verworren vorkam. Doch weil dieser in religiösen Dingen durchaus duldsam war und in Ägidii Benehmen und Haltung nichts Tadelnswertes fand, so dekretierte er: Dem pp. Ägidius sei Aufnahme zu gewähren und der Schutz, den jeder Bürger genießt. So ward Genannter Insasse von Wertheim.

So klein dieses Ereignis war, würde man in der Stadt doch noch lange davon gesprochen haben. Weil aber die bewegte Zeit immer mehr Neues gebar, was den Geist zu höheren Betrachtungen zwang, so verlief die Betrachtung jenes Zwischenfalles mählich im Sand.

Die Büchereien von Stadt und Burg vergrößerten sich immer mehr. Schwarzenberg schickte sein inhaltreiches Werk: ‚Ein verdeutscht Büchlein Ciceronis, daß der Tod nicht zu fürchten und die Seele untötlich sei‘. Auch gelangte in die Veste die Abschrift eines begeisterten Briefes Ulrichs von Hutten an Luther, beginnend: ‚Wache auf, du edle Freiheit!‘ — Bald darauf sandte letzterer dem Grafen eine große Anzahl gedruckter Exemplare seiner Schrift ‚An den christlichen Adel‘, nach wenigen Monaten das bedeutsame Werk: ‚Von der Freiheit eines Christenmenschen‘. Das waren neue Vorstöße, welche im ganzen Reiche, so auch in der Burg Wertheim mit Begierde aufgenommen wurden. Von hier aus verbreitete Georg die Schriften in seiner Grafschaft, insonderheit in Städten und Klöstern. Abt Leyser kam von Bronnbach, ihm dafür zu danken! er und der Burg-

kaplan waren dem aufgehenden Lichte hold. Da gab's ein lang Gespräch über die 95 Thesen und alles, was Luther in seinen letzten Schriften kundgegeben. Doch frug der Graf auch nach des Klosters Bronnbach engeren Angelegenheiten, und weil er diesem seine Gunst von neuem erweisen wollte, frug er, womit er ihm förderlich sein könne. Zu Bronnbach gehörte der Hof Weickerstetten; der war mit vielen Lasten beladen, deren der Abt gern ledig gewesen wäre. Gern ging Georg darauf ein und befreite zu gunsten des Klosters jenen Hof von Fron und Dienstbarkeit.*) —

Das Jahr verstrich unter äußeren und inneren Kämpfen. Die ersteren führte König Franz I. von Frankreich, der einen Feldzug wider Spanien und Navarra unternommen. Des Kaisers Karl Truppen schlugen ihn bei Pamplona. Erst hierauf, als der Herbst eingezogen war, konnte die Krönung Karls zu Aachen stattfinden. Das geschah am 22. Oktober. Der großen Handlung beizuwohnen, war dem Grafen versagt. Gewöhnlich, wann Kriege in der Nähe entstanden, mehrte sich die Zahl der Straßenräuber und beutegierigen Stegreifritter. Diese auszurotten erschien ihm wichtiger zu sein, als einen bloßen Zuschauer abzugeben bei den Krönungsfeierlichkeiten. Daher er denn wiederum fleißig ausritt zur Vertilgung der Strolche. Auch hielt ihn der Verlauf der inneren Kämpfe in Wertheim fest.

Luther hatte alles Mögliche gethan, den Papst zu versöhnen. Die Antwort war, daß Dr. Eck in Rom eine Bannbulle gegen Luther und nach Belieben auch gegen andere erwirkt und in verschiednen Städten hatte anschlagen lassen. In vielen, voran in Leipzig, war ihm dies nicht gelungen; am wenigsten in Wertheim. Wie auch der ehemalige Disputator alles höllische Feuer auf die Grafschaft herabfluchte, so ließ doch Georg bei Strafe scharfer Kerkerhaft jedermann verbieten, die Bulle irgendwo zur

*) I. II.

Veröffentlichung auszuhängen. Und als die Kunde nach Wertheim drang, Luther habe in Wittenberg unter lautem Jubel der Studenten und des Volks die päpstliche Bulle verbrannt, da verpflanzte sich dieser Jubel auch in die Stadt Wertheim, deren meiste Bürger der großen Bewegung Schritt für Schritt willig folgten. Eine Deputation, begleitet von vielem Volk, erbat sich Zutritt zur Veste, um dem Grafen für den kräftigen Schutz zu danken, den er den reformatorischen Bestrebungen angedeihen ließ. Dieser stieg herab zur Menge, dankte für ihr Zutrauen und mahnte, in Gottesfurcht zu leben und Ehrbarkeit; die dürften niemals eingerissen werden. Der Menschenschwarm hatte sich wieder verlaufen, als Georg erstaunt bemerkte, daß Samuel ihm nachlief, so schnell es bei seinem gebrechlichen Körper ging. Er hielt ihn an und frug, was er dabei wolle. Und der Jude antwortete: „Euer Gnaden! Hab ich mal gesehen einen großen Bluthund, der da hat wollen abschütteln ein jung und klein Hündlein und beißen und erwürgen. Aber das Hündlein war gegangen ihm zu entwischen. Und als war gewachsen das Hündlein, ward's stark und ist gegangen mit vielem Mute auf den Bluthund los und hat den niedergeworfen um der Notwehr willen, also, daß der nie wieder hat gewagt zu beißen und die Hunde jeder für sich lebten. Aber sie knurren fort. Und's waren doch Beide Hunde." — „Was willst du mit diesem Gleichnisse?" frug Georg. — „Will ich sagen: Hab gehört, daß es sei ein Gebot der Christen, daß sie sich untereinander lieben. Gott der Gerechte! wie haißt, lieben!? Zerfleischen thun se sich untereinander — und —" — „Nun, und?" — „Nu, der Herr Ägidius hat gesagt: Christus sei gewesen kein göttlicher Messias, sonst müßte sein Gebot mehr Kraft haben zu wirken unter die Christen." Als dies Georg vernahm, runzelte er unwillig die Stirn und frug: „Das hat Ägidius gesagt?" — „Ja, Euer Gnaden! hat er zu mir gesagt und hat gesagt, sein Gott und mein Gott stimmten miteinander und hat gesagt, daß er wolle

machen eine neue Religion und hat sich gegeben grausam Mühe, mich dazu zu bereden.“ — „Und was hast du ihm geantwortet?“ — „Und ich hab gesagt: Herr Hauptmann! hab ich gesagt, lasset mich beim Glauben meiner Väter! der ist rein. Hab ich aber auch gesagt: der kleine Hund wird siegen, weil er will auch rein haben und weil er ist sanft nnd nit ungeberdig.“ — —

Verwundert hatte Georg die Worte Samuels gehört. Die gaben ihm lange Zeit zu denken und bestimmten ihn, des Ägidius Gebahren zu überwachen, wie auch zu gelegener Zeit dem Samuel in Ruhe begreiflich zu machen, daß es Thorheit sei, ein gut Gebot wegen Mißbrauches zu verwerfen. Das verschob sich bis zu einer Zeit, in welcher das Licht immer heller strahlte bis ins tiefste Dunkel der Menschenbrust.

Zwölftes Kapitel.

Beim Dorfe Kist am Guttenbergwald liegt ein moosbegrenzter klarer Quell, deß Wässerlein nicht gleich zu wissen scheint, wohin es wandern soll. Es ist noch gar zu jung und unerfahren in der Welt und kühn. Selbständig und allein will es gen Westen dem Ozean zufließen, will ein großer Strom werden und stolz sich huldigen lassen von vielen Landen, um dann im großen Weltenmeere aufzugehen. Lustig sprudelnd durchstreift das Bächlein duftigen Wald; hier kann es noch munter springen, denn

der alte Wald ist kühl und schützt vor den sengenden Strahlen draußen in der Freiheit. Doch eben diese will das Bächlein erringen. Voll Undank läßt es den alten treuen Hüter seiner Jugend links liegen und tritt hochmütig eingebildet hinaus ins Freie. Ja, laufe nur, du Narr! Bald wirst du keuchen und schwitzen. Hier fühlt es sich bereits als Bach und rufet selbstbewußt und dünkelhaft: ‚Wer mir entgegentritt, den reiße ich um!‘ Und ihm wird entgegengetreten, gar vielfach und hart wie Gestein. Der Bach versucht unmutig, dies hinwegzureißen; doch die Felsblöcke weichen nicht und zaghaft kommt er zu der Erkenntnis: Es ist nicht jeder Bach zu einem Strom geboren. Was nun thun? Ratlos hält er inne und sinnt in einem stillen Tümpel nach dem rechten Wege. Wen aber soll er fragen? Den alten treuen Hüter? Nein! das ist unter seiner Würde! Da lieber glänzend untergehen in einem Sumpfe. Jetzt sieht er ein: Er kommt allein nicht durch. Doch wem sich anvertrauen? — Da hört er von Würzburg her den stolzen Main rufen: ‚Komm zu mir, holdes Bächlein! in meinen Armen führ ich dich durch reiche Lande, vorbei an herrlichen Bischofssitzen und Klöstern, an deren Pracht du teilnimmst, denn die spiegelt sich in mir.‘ Eilig verläßt da der Bach den Tümpel und wendet sich gen Osten. Zu seinem Verdrusse sieht er, daß er der lockenden Stimme nur folgen kann, wenn er den Wald durchbricht; von diesem will er ja nichts wissen, auch schämt er sich vor ihm. Unwillig fängt er an zu murmeln. Doch es hilft nichts, er muß hindurch. Da rauscht es traulich und mit alter Treue in den Wipfeln und dieses Rauschen sagt: Geh nicht zum Main nach Würzburg; dort fließet mancher Unrat in den Fluß und macht ihn trübe. Hörst nicht von Westen her ein lieblich Singen? Die holde Tauber ist's, die ihre Wellen klar und hell zum schönen Wertheim treibt. Nicht prunken kannst du, wenn du dich der anmutigen Tauber anvertraust. Doch bleibt sie klar und ohne Schmutz. Und rein

sein im Schlichten ist doch besser, als prunken im Trüben, wo man dir deine Fische nimmt.‘

Als der Bach den alten treugebliebenen Freund hörte und die herzgewinnenden Töne der lieblichen Tauber, da rannen seine Thränen immer reichlicher und süßer Wehmut voll rief er: ‚Ich hab dich undankbar bei Seit' geschoben und dennoch bliebst du treu? Ja, du starker deutscher Eichwald! Ich will doch lieber deinem altbewährten Rate folgen, wie auch der Stimme der bescheidnen reinen Tauber. Was hülfe es, wenn ich die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an meiner Seele?‘ — Darauf umschlang der Bach den Freund und lief voll reiner Freude weiter dem Westen zu, bis ihn die jungfräuliche Tauber freundlich aufnahm und mit ihm wanderte gen Norden, weil's dort licht ward. Sorglos verließ er den Freund, denn dieser hatte dem Bach eine gute Wehr mitgegeben. Waldgeister mochten es dereinst den Menschen verraten haben, denn diese nannten ihn Werbach und gründeten am Einfluß in die Tauber ein Dorf von gleichem Namen, und weiter aufwärts ‚Werbachhausen‘. Weil es nun am Thale des Baches gut wohnen war, so kam ein starker Krieger, Wenk mit Namen, und baute sich noch weiter oben eine Burg als Heim, also, daß die Veste dereinst auf Burkhard Hund von Wenkheim überging.

Der aber stand zu Anfang März des Jahres 1521 am Fenster seines Burggemaches und sprach lebhaft auf einen Gast ein, mit dem er eng vertraut zu sein schien. Der Ritter von Berlepsch war es, weit hergekommen zum Besuch nach Wenkheim. „Wie kannst du fragen, mit wem ich's halten werde!“ sagte der Wirt zu seinem Gaste. „Ich mach es wie der Bach hier unten im Thale“. — „Wie meinst du das?“ frug der Gast, und Wenkheim fuhr fort: „Des Baches Ursprung liegt in der Wasserscheide zwischen Main und Tauber. Er hätt sich auch zum größren Fluß hin ergießen können; doch wählt er sich die kleinre Tauber. Warum? Sieh, Berlepsch! in Würzburg scheint mir's

nicht mehr rein zu sein. Auf Bischof Konrad ist kein Verlaß mehr; ich meine, der hat einen Januskopf. Jetzt schaut er noch mit Augen seines Vorgängers zur guten Sache; hat's jüngst öffentlich ausgesprochen: Seine Geistlichen begriffen nicht das Evangelium und ihrer Gebrechen wären viele. Das andere Gesicht aber blickt nach Rom. Gib acht! sobald von dort ein stärkerer Wind bläst, dreht er sein erst Gesicht auch dorthin und von unsrer Sache weg. Er wird ein Feind des Wittenbergers werden. Darum ich's wie der Bach mache: Ich halt es mit der Tauber, das ist: Mit Wertheim. Hier ist der Eifer für die gute Sache rein, wie das Flüßlein. Auf meinen Herrn Georg können wir uns verlassen." — „So meinst du," frug Ritter Berlepsch, „wir wenden uns an ihn, auf daß er etwas thue, wenn Luther Gefahr läuft?" — „Das nicht, Freund! — Ist er nach dem Reichstag gefährdet, so wird's auch schlimm sein; dann muß ein Mächtigerer, als Graf Georg, für ihn eintreten. Dein Kurfürst soll es thun. Doch dann muß er auch offen sich zu ihm bekennen und nicht mehr heimlich." — „Du thust ihm unrecht, Wenkheim! Der Kurfürst Friedrich nützt im Stillen dem Doktor mehr, als alle Fürsten des Reiches. Muß denn ein Schutz allemal laut sein, damit er kräftig werde? Mein Herr hat eine sondre Stellung und weise benutzt er sie. Er ist der mächtigste von allen, ja! doch kann es sich ereignen, daß er, wenn's zum Treffen kommt, allein steht unter den großen Fürsten. Dann ist die ganze Sache verloren. Durch Friedrichs weise Mäßigung erzielt er, was er will: Daß vor einem entscheidenden Auftreten die gute Sache erst im Volke starke Wurzel fasse und reife. Dann erst ist es an der Zeit, hierfür das Schwert zu ziehen! dann erst wird ein Schutz unfehlbar sein." — „Wie aber," frug Wenkheim, „wenn es Gott gefallen sollte, den Kurfürsten mitten im Wurzeln abzurufen?" — „Hat keine Gefahr. Sein Bruder Johann, der ihm auf dem Throne folgen würde, ist gesinnt wie er und gar beständig."

Wenkheim schwieg und begann im Gemache sinnend hin und her zu gehen. Er schien auf einen Mittelweg zu denken. Drauf blieb er vor dem befreundeten Ritter stehen und sagte halblaut: „Wie ich dir gleich zu Anfang mitgeteilt, hat sich Graf Georg mir gegenüber dahin ausgesprochen: Es könne sich ereignen, daß der Doktor Martinus beim Reichstage und mehr noch hinterher sonderen Schutzes bedürfen werde; derhalben es geraten sei, ihn so lange, bis man Gewicht und Zahl seiner hohen Freunde entschieden kenne, in ein heimlich Gewahrsam zu nehmen. Nun gut! — Ich meine, dies läßt sich immerhin vereinbaren mit des Kurfürsten weiser Vorsicht. Wie wär' es, wenn er uns beauftragte, das Geschäft auszuführen, doch also, daß Friedrich selbst nicht erfährt, wo das Gewahrsam ist?" — „Hm! — das läßt sich hören," sagte Berlepsch. „Der Fürst, wird er befragt, kann ja auf Treu und Glauben versichern, er wüßte nicht den Aufenthalt. Jedoch — — wird Graf Georg dich entbehren wollen?" — „Wie ich ihn kenne, wird er mit allem einverstanden sein; ingleichen damit, daß auch er nicht erfährt, wohin wir ihn gebracht. Nur muß ich erst mit ihm darüber sprechen. Zwar ist auch Kurfürst Friedrich mein Lehnsherr, doch nur mit Burg Altenstein, während ich die meisten meiner Güter vom Grafen Georg zu Lehen trage." — „So wird der Handel guten Abschluß finden," erwiderte Berlepsch befriedigt. „Doch sag: Als ich zu dir kam, begrüßtest du mich mit den Worten: ‚Gut, daß du jetzo kommst, denn die nächsten Wochen hättest du mich nicht getroffen.' Hattest du im Sinn, einen langen Ritt zu thun? Oder ist's eine Fehde? Ich stell mich dir zu Diensten." — „Ich dank dir, Berlepsch!" sagte Wenkheim. „In unsrer Grafschaft gibt es keine Fehde, die duldet schon der Graf nicht; auch sind wir alle eins. Das Räubertum tilgt er allein aus, in wenig Jahren mit Stumpf und Stiel. Nein! meine Mission ist eine friedliche. Wollt Urlaub nehmen, um nach Altenstein zu sehen. Hab auch dem Watzdorf versprochen, bei Gelegenheit mich um

Florentinen von Oberweimar zu kümmern. Das Fräulein wird nun vierzehn Jahr alt sein und jetzt muß sich's entscheiden, ob sie im Kloster zu Eisleben bleiben will, oder nicht. Doch schieb ich Urlaub und Reise noch hinaus bis nach dem Reichstag."

Der Eintritt eines Dieners unterbrach die Unterhaltung. Dorothea, Wenkheims Gemahl, ließ fragen, ob sie die Herren durch ihre Gegenwart störe. Darauf sagte der Ritter zu Dem von Berlepsch: „In der Hauptsache sind wir zu Ende. Über Einzelheiten, das Wie und Wo, können wir später sprechen," — und, zum Diener gewandt: „Sag der Herrin, sie sei uns willkommen." —

Während die Ritter nach Einladung Dorotheas beim Nachtmahl sich vergnügten, saß Graf Georg bei Margaretha und las ihr aus einer Abschrift ‚Ein neu Lied Ulrichs von Hutten' vor, welches dieser um Neujahr gedichtet und das also beginnt:

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag deß noch kein Reu.
Mag ich nicht dran gewinnen,
Soll man doch spüren Treu;
Darmit ich mein':
Nicht einem allein —
Wollt man es doch erkennen! —
Dem Land zu gut!
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

„Was eine Stütze der guten Sache ist er doch!" sagte Margaretha unterbrechend: „'s ist eine Freude, seiner zu gedenken." Als Georg aber weiter las, ward die Freude verkehrt in Leid; denn der Inhalt des Folgenden ließ erkennen, daß Hutten um seines Glaubens willen verjagt worden oder nahe daran sei, vertrieben zu werden. Doch als gegen Ende des Poems die Worte klangen:

Bin unverzagt.
Ich hab's gewagt!
Und will des Endes warten —

da blitzten Georgs Augen freudig auf. „Das ist ein rechter Streiter für die Wahrheit!“ rief er aus. „Stark an Geist und jederzeit bereit, das ritterliche Schwert zu ziehen, und wenn's auch Leib und Gut kostet. Der Ulrich soll mir ein Vorbild bleiben immerdar.“ Margaretha war still geblieben und blickte vor sich hin, dem Gatten dünkte, betrübt; darum er frug: „Hat mein lieb Gemahl Bedenken?“ „Verzeih,“ sagte sie, „wenn ich mich stiller Trauer nicht erwehren kann. Wohl fühl ich so ganz mit dir die Begeisterung, mit der du der Fahne Luthers folgst, um die sich so viele große Männer geschart. Wie gern, so hab ich oft gewünscht, möcht ich ein Mann sein, um mit verteidigen zu helfen und einstehen für die Wahrheit. Doch, wenn ich es auch wär — was könnt ich nützen? Ich seh im Geiste viel Blut der Märtyrer fließen, die nicht von unserm Herrn und Heiland lassen können; seh im Geist den Rauch von unzähligen Scheiterhaufen aufwirbeln, auf denen bestialische Scheusale um ihrer schnöden Herrschsucht willen die verbrennen und martern, die in Christo Jesu allein ihren Seligmacher und Erlöser finden. Der Geist der Wahrheit aber, wie er uns aus dem heiligen Evangelium in die Herzen dringt, wird siegen trotz aller Foltern; sein Licht wird gerade so wie ehedem, als die ebenso heidnischen Römer die glaubensstarken Christen verfolgten mit Feuer und Schwert, die Finsternis durchdringen mit Geistesgewalt, vor der sich alle herrschbegierigen Heuchler und blutdürstigen Finsterlinge beugen müssen. Einst wird es heißen: Bis hierher und nicht weiter! — und mit verbissnem Satansgrimme wird die Lüge unterliegen und Liebe und Wahrheit werden siegen.“ — „Und deshalb hast du Trauer?“ frug Georg. — „Wohl sollte man trauern über die Welt, in der die Christen das Gebot der Liebe beantworten durch Zerrissenheit, Kriege und Verfolgung. Doch — Ich bin ein schwacher Mensch; darum gesellt sich zu der Freude über dein Bekenntnis stets und immer wieder meine bange Sorge, daß die Papisten auch dich dereinst ergreifen werden und von

meiner Seite reißen. Was soll dann aus den Kindern werden?" — „Hab nicht Bange!" tröstete Georg. „Wenn ich auch selbst das Leben lassen müßte, so sind die Kinder doch bei dir in guter Hut und Wilhelm wird einst deine Stütze sein." — „O um mich ist mir es nicht zu thun," rief Margaretha schmerzlich. „Mir sagt mein Inneres, ich werde den Sieg der Wahrheit nicht erleben. Ich habe eine Ahnung —"

Sie hielt inne und bedeckte mit den Händen ihre Augen. Als Georg sah, daß sie still weinte, ward er betroffen und frug: „Um Gottes willen, Margaretha, was ist dir!?" Es ward ihr schwer, sich zu sammeln; auf Georgs weitres Fragen mußte sie antworten, doch gelang es ihr nicht, der Thränen Herr zu werden. „Nie hätt ich was gesagt von dem, was erst ein flüchtiger Gedanke war; der aber will nicht weichen und hat sich in mir festgesetzt zu einer Ahnung, die ich gern verschwiegen hätt um deinetwillen. Doch da ich dich in dem Kreise sehe, der, wie teuer er mir auch ist, doch leicht dir zum Verderben werden kann, so muß ich's sagen: Sei auf deiner Hut um unsrer Kinder willen. Verlaß dich nicht auf meine Hut; denn — — ich ahne, daß ich nicht mehr lange leben werde." Bestürzt zog Georg ihre Hände weg vom Antlitz und küßte ihr die Thränen von den Augen. „Das wollte Gott verhüten!" flüsterte er und umschlang sein Gemahl. „Die Zeit ist ernst und hat dich aufgeregt; das läßt dich schwarz sehen in die Zukunft. So hoffe ich, es ist nur Wallung des Blutes. Darum, so denke ich, wird es gut sein, wenn du auf einige Zeit ganz andere Lebensbilder schauest, sei's in Mespelbrunn, in Tettnang, Bamberg, oder sonst wo." Margaretha schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, mein liebster Gemahl! ich muß und will auf dem Posten bleiben, den mir Gott angewiesen hat: Bei dir und unsren Kindern." Und um Georg zu beruhigen, fuhr sie fort: „Vielleicht hast du Recht. Ich will mich mühen, des Blutes Wallungen in ein ruhiges Geleis zu bringen; will mich von nun an wieder mehr um Linderung der Not bei

armen Leuten kümmern und selbst gehen. Dann denk ich, wird's wohl besser werden." —

So sehr auch Margaretha sich bemüht hatte, Georg zu beruhigen, so deutlich auch die nächste Zukunft zeigte, daß sie wieder aufzuleben schien, so blieb doch etwas hangen in des Gemahls Brust, was zu den bestehenden Sorgen um das Wohl der Christenheit eine neue hinzufügte. Margaretha besaß kein träumerisches Wesen mehr, wie's ehedem in zarter Jugend sich hin und wieder gezeigt als ein Ausdruck der Sehnsucht nach innerer Klarheit. Warm schlug ihr Herz und hell war der Kopf. Um so mehr wirkte die Ahnung eines baldigen Hinscheidens. Doch konnte sich Georg nicht lange der Unruhe hierüber hingeben. Die Zeitereignisse nahmen die Gedanken in Anspruch und von diesen Ereignissen vor allem der Reichstag zu Worms, allwo sich Luther vor Kaiser und Reich stellen sollte zur Verantwortung und zum Widerruf. So galt es nicht allein der Person Luthers, sondern auch der Sache, die sich Hunderttausende bereits zu eigen gemacht.

Georg ritt nach Breuberg, um sich mit dem Vater wegen des Reichstages zu verständigen. Er fand ihn nicht gar wohl. Graf Michael, auf das siebzigste Lebensjahr zuschreitend, war der Arbeit müde und verhieß, sich nach dem Reichstage ganz und gar von allem zurückziehn zu wollen. Nur dieser eine sollte noch besucht werden. Den Streit der Erbachs wollte er schlichten und die wertheimischen Privilegien sich vom Kaiser Karl von neuem bestätigen lassen. Dies war dem Sohne ganz recht; so konnt er seine ganze Aufmerksamkeit der Reformation widmen und was an ferneren Geschehnissen mit ihr zusammenhing. Darum sich Georg vornahm, Person und Sache Luthers, soweit es in seinen Kräften stand, mit allem Nachdruck zu schützen. Zu Anfang April reiste er mit seinem Vater nach Worms ab. Auch Wenkheim, Kollenberg und mehrere andere seiner Ritter waren ihm gefolgt.

Im alten Worms gab's ein überaus lebhaftes Treiben. Jeder Tag sah neue Ein- und Aufzüge ankommender Fürsten, Grafen, Ritter und hoher Geistlicher. Großer Pomp ward da entwickelt, den Wormsern zur Augenweide. Um so mehr verschwand der beiden Grafen von Wertheim Einzug, der an Zahl wohl stattlich, doch ohne Prunk war. Michael und sein Sohn hatten an sich von jeher die Einfachheit geliebt, der Vater mit seinem alten Pelze fast zu sehr. Erst an der großen Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, welche beiden von seiten hoher Herren zu teil ward, erkannten die Bürger der Stadt, daß sie ein mächtig und angesehen Geschlecht vor sich hatten.

Die ersten Tage beschäftigten Georg mit Begrüßung von Freunden und Bekannten. Er traf mit Georg von Frundsberg zusammen, dem großen Feldherrn; mit Sickingen, Hartmut von Cronberg, Dieter von Dalberg. Von des Kurfürsten Friedrich Gefolge war ihm Rat Pfeffinger und Ritter von Berlepsch befreundet. Auch seine Schwäger Erbach, Castell, sowie den Vetter Hanns von Schwarzenberg konnt er begrüßen, und dieser hatte Ernfried Rank mitgebracht. Mit Ausnahme Frundsbergs, der nicht vom Kaiser weichen konnte, lud er sie alle ein zu einer Zusammenkunft in seiner Herberge. Hier ward beratschlagt, wie sie sich stellen wollten, falls Luther schon in Worms Gefahren für seine Person erleiden würde. Die Ansichten waren verschieden; einige bauten auf des Kaisers Geleit. Als aber Georg darauf hinwies, wie man dereinst auch dem Huß das Geleit so schmählich gebrochen, gingen sämtliche Verbündete auf seinen Vorschlag ein: Sie alle wollten, verstärkt durch viele andere Großen, bei Kaiser und Reichstag nachdrücklichst darauf hinwirken, daß Luthern auf seiner Rückreise ein unbedingt sicherer, verbriefter Schutz durch kaiserlich Geleit gewährt werde. Dafern inmitten der Verhandlungen sich Stimmen erhöben, welche Luthers Acht verlangten, so sollte der ganze verbündete hohe Adel unter Georgs Führung vor den Kaiserthron treten, um

Schutz zu fordern. Wenn der Kaiser wider Erwarten nicht darauf eingehen sollte, so wollten sie selbst zusammen in achtunggebietender Stärke den Dr. Martinus bis Wittenberg geleiten. Ein Handschlag bekräftigte es.

Die Grafen Michael und Georg erfuhren beim Kaiser viel Huld. Er bestätigte nicht nur die wertheimischen Privilegien, wie auch, daß Margarethas Mutter, Magdalena von Montfort, mit Tettnang belehnt wurde, sondern ernannte den Grafen Georg auch zum Reichshauptmann und versicherte beide seiner ferneren kaiserlichen Gnade. Kaiser Karl, erst 21 Jahre alt, zeigte ein feines, liebenswürdiges Benehmen, das dazu angethan war, den Grafen Georg zu fesseln. Doch ließ sich dieser nicht blenden; hatte er doch im voraus genugsam gehört, daß der Kaiser dem deutschen Reiche, dessen Sprache er nur unvollkommen kannte, kein groß Interesse entgegenbrächte, noch weniger aber der kirchlichen Bewegung. Sein ganzes Dichten und Trachten ging auf Sicherung und Verstärkung seiner politischen Macht.

Als Georg am Vormittage des 16. April, eines Dienstags, seine Herberge verließ, fand er die Gassen der Stadt dicht angefüllt mit Volk, die Fenster der Häuser alle besetzt von Schaulustigen; sogar die Dächer hatte man stellenweis der Ziegel beraubt, um durch die so entstandenen Luken herabschauen zu können. Georg hatte nicht erst nötig, zu fragen. Es erhoben sich brausende Hurras und Hochs um einen vom kaiserlichen Herold geleiteten sächsischen Rollwagen, in welchem 4 Insassen sich befanden. Sofort erkannte Georg den Dr. Luther. Mit der Gewalt seiner Ellbogen und Fäuste bahnte er sich nebst Wenkheim einen Weg bis zu dem Wagen und reichte dem Doktor die Hand. Luther erkannte seinen Freund sogleich, das kündete schon die Freude, die sich auf seinem Antlitz widerspiegelte. Doch gab es hier nicht Zeit und Gelegenheit zum Unterhalten. Auch wollte Georg nur erfahren, wo Luther herbergen würde;

das war im Gasthause ‚Zum deutschen Hofe‘, nahebei dem ‚Schwan‘, wo Kurfürst Ludwig von der Pfalz wohnte.

Es war ein groß Getümmel. Der größte Teil des Volks in Häusern und Gassen jubelte dem kühnen Mönche zu, wenngleich es auch an feindseligen Blicken anderer nicht fehlte. Mehr als 2000 Menschen folgten dem Zuge bis zum ‚Deutschen Hof‘. Auch Georg schloß sich ihm an. Dort wartete bereits der Landgraf zu Hessen; der reichte Luthern vom Pferde herab die Hand und rief: „Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helfe Euch Gott.“*) — Erst als Georg den Reformator geborgen wußte, wendete er sich zurück in seine Herberge. Dabei bemerkte er, daß Ritter Wenkheim im Gewühle abhanden gekommen war. Statt dessen traf er Ernfried Rank. Es gab ein ernstes Wiedersehen und doch auch ein freudiges, denn Schwarzenberg hatte seinen Gerichtsschreiber beauftragt, sich dem Grafen Georg zur Verfügung zu stellen, wo er ihm nützen könnte. Das war nicht zu verachten; Georg brauchte einen Kundschafter, der ihn von allem, was nunmehr vorging, unterrichten konnte. Niemand eignete sich hierzu besser als Ernfried. Zwar hätte Georg auch Wenkheim und Rüdt von Kollenberg benutzen können; doch dieser war zu gerade und jener vom Ritter von Berlepsch und anderen aus dem Gefolge des Kurfürsten Friedrich vielfach in Anspruch genommen. Dies deutete der Graf nicht übel; er war gewiß, daß Wenkheim mit dazu beitrug, der Sache zu dienen, und außerdem als Lehnsmann des Kurfürsten sich auch diesem widmen mußte.

Die Zeit bis zum Mittag verwendete Georg zu Besuchen; auch beim Kurfürsten und Pfalzgraf am Rhein, sowie beim Kurfürsten Friedrich von Sachsen erhielt er Audienz. Hier traf er Wenkheim, der bat ihn um Urlaub auf zwei Wochen Zeit und raunte dem Grafen einige Worte ins Ohr, welche diesen freudig

*) VII, XXIII, XXV etc.

erstaunen machten. Beim Pfalzgrafen war viel Leben und wenig Zeit zu längerem Gespräche. Doch drückte er dem wertheimer Grafen, dessen Vater Michael er kannte, wohlgewogen die Hand.

Bald nach dem Mittagsmahle erschien Ernfried bei Georg und meldete, was er erforscht: die Feinde Luthers hätten in Absicht, um 4 Uhr zu beratschlagen; die meisten von ihnen seien dafür, man solle Luthern das Geleit nicht halten. Sogleich erhob sich Georg, um den Versuch zu machen, der Beratung beizuwohnen. Dort setzte ihm auch niemand ein Hindernis entgegen, nachdem man bemerkt, daß der Pfalzgraf ihn freundlich gegrüßt hatte. Die Verhandlung begann sofort und war nicht lang. Mehrere Stimmen erhoben sich und forderten, was Ernfried schon berichtet hatte. Der Kurfürst von Brandenburg, Markgraf Joachim, erwies sich als Luthers ärgster Feind. Der Pfalzgraf aber erwiderte, das Geleit müsse gehalten werden; so und nicht anders soll's geschehen. Darob ward Joachim zornig und der Pfalzgraf nicht sanftmütig, also, daß ersterer sein Messer zog und auf diesen eindringen wollte.*) Doch behend sprang Georg herbei, zog sein Schwert und sagte zu Joachim: „Eurer fürstlichen Gnaden alle Ehre! doch wollt Ihr dem Herrn Pfalzgrafen zu Leibe, dieweil er deutsches Wort gehalten wissen will, so habt Ihr's auch mit mir zu thun und wahrlich! meine Klinge ist nicht die schlechteste."

Auf diese scharfe und bestimmte Erklärung ward Joachim noch viel zorniger. Eindringen wollt er auf Georg und in seiner blinden Wut ihn züchtigen. Er würde es bereut haben, denn Georg schlug eine gute Klinge und hätte nicht danach gefragt, wen er vor sich hätte. Doch wurden die Gegner von den übrigen beschwichtigt. Man gab den Plan auf und zerstreute sich. Dafür begaben sich etliche von ihnen, die durch das nicht gehoffte Erscheinen Luthers Schlimmes für ihre Sache fürchteten,

*) VII, XXIII u. a. m.

zu den kaiserlichen Räten und überredeten diese ohne Hindernis, sie sollten den Kaiser dahin stimmen, daß er Luthern ohne weiteres beseitigen, das ist: umbringen lasse.*) Man sei keinem Ketzer schuldig, Geleit zu geben und zu halten. Das hatte Ernfried von einem ihm bekannten Schreiber der kaiserlichen Kanzlei gehört. Er wollt es allsogleich dem Grafen melden; doch bald erfuhr er, Kaiser Karl habe den Räten die kurze Antwort gegeben: „Was man zusagt, das soll man halten."*)

Trotzdem, daß beide Anläufe, Luther zu beseitigen, mißglückt waren, schien es für Georg doch geboten, auf alle weiteren Machinationen Acht zu geben und sie zu hintertreiben. Er berief eine zweite Versammlung der Gesinnungsgenossen zusammen. Diese stimmten seinen Vorschlägen bei. Ein jeder von ihnen solle Kundschafter aussenden, von denen jeder ein besonder Bereich angewiesen bekam. Alle Tage mußten diese mehrmals Bericht erstatten an einem Sammelpunkte. So hatte man jederzeit Kenntnis vom Stande der Dinge; so auch konnte geheimen Ränken entgegengearbeitet werden.

Aber auch die Gegner hatten ihre Kundschafter; durch sie erfuhren sie, wie groß die Macht sei, die auf Luthers Seite stand. Dies schüchterte sie ein, zumal Sickingen und Hutten, von dem viele glaubten, er sei gegenwärtig, ein Schrecken der Römlinge und Mönche war. Inzwischen hatte sich die Zahl derer vom Adel, welche unter Georgs Vortritt Luther schützen wollten, bedeutend vermehrt, so daß die Päpstlichen sich scheuten, etwas Offnes zu unternehmen.

Am Morgen des andern Tages, des siebzehnten April, kam Ernfried zum Grafen Georg in die Herberge. Der aber, von den gestrigen Mühen und Erregungen ermüdet, war spät zu Bett gegangen und spät aufgestanden. Er erschrak über die vorgerückte Stunde, kleidete sich rasch an und verhandelte mit

---

* VII, XXIII u. a. m.

dem Gerichtsschreiber während des flüchtig eingenommenen Frühstücks. Darauf erhob er sich und sagte: „Der Reichserbmarschall Pappenheim wird heut vormittag dem Doktor Luther des Kaisers Befehl bringen, nachmittags vier Uhr vor ihm im Reichstag zu erscheinen. Ich will Zeuge sein von allem, was sich zuträgt. Darum kommt mit und schreibet alles auf, was von Bedeutung gesprochen wird. Ihr seid ja bewandert in schnellem Schreiben."

Als er sich dem ‚Deutschen Hofe' näherte, fand er die Herberge umlagert von vielem Volk und hohen Herren. In Luthers Gemach konnten nur die Vertrauteren eingelassen werden. Hierzu gehörte der Graf. Der reichte dem Doktor die Hand und sagte: „Seid gutes Muts, Herr Doktor! — Wohl weiß ich: Ihr vertrauet allein auf Gott und dies ist Recht, denn nur er ist der Allmächtige und wird die Sache führen nach s e i n e r Allweisheit. Doch dünket mich, es ist auch Gottes Wille und nicht von ungefähr, daß so viele fromme und mächtige Herren und Fürsten auf Eurer Seite stehen. Wollet dessen nicht verachten." — „Das verhüte Gott," antwortete Luther, „daß ich deß nicht achtete. Er hat tausend Mittel und Wege, mir zu helfen, oder mich zu hindern. Sein Wille allein geschehe." In selbem Augenblicke war ein kaiserlicher Bote eingetreten, der die Ankunft Pappenheims verkündete. Es mußte eine Gasse gebildet werden, um Raum zu schaffen; so viele seiner Freunde waren zugegen. Noch andere Schreiber hatten sich eingefunden, auch von der päpstlichen Partei, um zu notieren, was gesprochen wurde. Mit ihnen hatte sich Ernfried verständigt, sie wollten mit einander das Niedergeschriebene vergleichen, damit kein Irrtum möglich werde.

Der Auftrag des Erbmarschalls war bald ausgerichtet, dieser selbst danach wieder fortgegangen. Jetzt war's entschieden. Von nun an mußte sich eine Reihe von Ereignissen abwickeln, die von Bedeutung waren. Der Würfel war gefallen. Der tiefe Ernst des Anfanges überwältigte den Gottesstreiter, denn als Pappenheim das Gemach verlassen und Totenstille herrschte, hob Luther

seine Hände auf und sprach tiefbewegt ein Gebet voll inniger Hingabe, doch sanft und gelassen, also, daß es den Schreibern keine Mühe kostete, den Wortlaut festzuhalten.

Schon um drei Uhr hatte sich die mächtige Schar von Luthers Freunden im großen Reichstagssaale eingefunden; Graf Georg in kostbarer Rüstung stand voran neben Georg von Frundsberg. Als die vierte Stunde gekommen, blickten alle mit Spannung nach der Thür; vergeblich! man hatte sich bemüht, den Doktor Luther volle zwei Stunden lang mitten im Gedränge warten zu lassen. Das erfüllte die für Luther waren mit Ingrimm. Graf Georg begab sich zu den kaiserlichen Räten im Saale und frug kurz und bestimmt, warum man den Doktor so lange draußen hielte, das sei keine Art. Er erhielt eine verächtlich bissige Antwort. Doch als er weiter sagte: So wolle er mit mehr als 400 Genossen laut nach Luthers Einlaß verlangen, da fanden die Römischen und Kaiserlichen, die ein geräuschvoll Aufsehen fürchteten, für gut, darauf einzugehen. Sie zischelten untereinander, bis der Kaiser auf ihre Meldungen den Befehl gab, den Vorgeforderten einzulassen.

Mit Mühe nur konnte Luther an den ihm angewiesenen Platz vor dem Kaiser gelangen, denn seiner mächtigen Anhänger viele drängten sich an ihn heran und ermunterten ihn. Hier rief einer: ‚Fürchtet Euch nicht‘, dort ein anderer: ‚Seid getrost, man soll Euch kein Haar krümmen‘. Und als Luther bei Frundsberg vorbeikam, klopfte ihm dieser auf die Achsel und sagte: „Münchlein, Münchlein! du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberste auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“

Der Verlauf des heutigen Verhöres entsprach nicht den Erwartungen der meisten Anwesenden. Der kaiserliche Sprecher, der bischöflich triersche Offizial Dr. Johann Eck, somit gleichen Namens

mit dem ingolstädter Disputator Eck, frug, ob Luther die vorliegenden Bücher als die seinen anerkenne und andernteils, ob er deren Inhalt widerrufen wolle. Darauf rief Dr. Hieronymus Schurf, an Luthers Seite, laut in die Versammlung hinein: „Man zeige die Bücher mit Namen an!" — Das geschah. Da erklärte Luther auf latein und deutsch: Er sei sich zwar des Wichtigsten in seiner Sache gewiß; doch da es sich hier um das Höchste handle, um den Glauben, der Seelen Seligkeit und Gottes Wort, was mit Bedacht und Gewissenhaftigkeit behandelt sein müsse, so bäte er sich einen Tag zur Vorbereitung aus.

Nach einigem Beraten der Fürsten ward ihm das gewährt und Luther durch den kaiserlichen Ehrenhold in seine Herberge zurückgebracht. Auf dem Wege dorthin jauchzte ihm das Volk zu. Eine laute Stimme rief: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat." Und andere riefen: „Sie dürfen Euch nit verbrennen" — „Eher müssen wir alle verderben" — „Wir halten zu Euch mit Gut und Blut".

In der Herberge aber zeigte Luther dem Grafen Georg einen köstlichen Brief Ulrichs von Hutten, den Ernfried allsogleich abschreiben mußte. „Herr!" sagte dieser zu ihm, „ich hab schon gar viel Pergament beschrieben, darauf viel Großes steht." — „Ich dank Euch, Rank! So kann doch auch mein Gemahl hiervon Kenntnis erhalten, die darauf lauert mit Begierde." Die Freunde verabschiedeten sich und Georg bedeutete das freundliche Volk, dem Gottesstreiter Ruhe zu lassen, auf daß er sich vorbereiten könne.

Am Donnerstage drei Uhr stand der Graf mit seinem großen Anhange bereits im Saale. Auch diesmal mußte Luther an zwei Stunden warten. Demütig und bescheiden trat er ein und hörte er die Fragen des Offizials, ob er etwas ändern oder widerrufen wolle. Darauf trat Luther vor und redete fein sittig, züchtig und bescheiden, doch mit Festigkeit. Er teilte seine Bücher in drei Arten ein: Die vom christlichen Glauben und guten

Werken, die wider das Papsttum und die Papisten, sowie die gegen einzelne Personen. Sollte er gegen diese zu scharf verfahren sein, so bäte er es ihnen ab und wolle es gern mildern. Von den ersten beiden Arten aber könne er kein Jota nachlassen. Alles belegte er durch Gründe klar und deutlich und bat, man möge das Wort Gottes aus der Schrift nicht verdammen, denn anderes hätte er nicht geschrieben. Atemlos hörte alles der längeren Rede zu, zugleich erstaunt über die ebenso unterthänige, als feste Art der Haltung und Sprache Luthers. Zwei Stunden lang hatte er vorher stehend harren müssen und lange Zeit auch im heißen, von Menschen dicht besetzten Saale, also, daß es zumal in Hinblick auf die hohe Bedeutung des Augenblicks kein Wunder war, wenn Luther ermattet in Schweiß geriet. Das konnten alle an ihm sehen. Gleichwohl verlangte man von ihm, er solle alles lateinisch wiederholen. Graf Georg riet ihm, es angesichts der körperlichen Schwäche zu unterlassen, und auch der kurfürstlich sächsische Ritter Friedrich von Thun sagte: „Könnet Ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doktor." Doch Luther raffte sich auf und wiederholte alles, was er gesagt, in gut lateinischer Sprache, also, daß Kurfürst Friedrich groß Wohlgefallen daran fand.

Georg nebst den Freunden war begierig, wie das enden würde, und gab den nächststehenden ein Zeichen, daß sie sich der Verabredung erinnerten. „Sowie vom kaiserlichen Tische aus gefährdende Worte fallen," sagte er zum Grafen Mansfeld und zu Sickingen, „treten wir vor und begehren das Wort, auf daß —". Er konnte nicht weiter reden. Der kaiserliche Orator rief laut und in sträflichem Tone: ‚Er hätte keine bequeme Antwort gegeben; jetzt solle nicht disputiert werden, sondern er solle eine schlichte und runde Antwort geben, ob er Widerruf thun wolle oder nicht'. Jetzt war die Spannung am größten, ob Luther auf das strenge Wort nachgeben würde; doch nicht bei allen, denn Georg und nicht wenige, die den Reformator genau kannten, wußten um dessen Festigkeit. Da ermannte sich Luther und sprach

mit christlicher Freudigkeit laut, also daß alle im Saale es hören konnten: „Weil denn Eure kaiserliche Majestät und Gnaden einer schlichten Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, dermaßen: Es sei denn, daß ich durch Zeugnis der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch Konzilien allein, weil es am Tag und offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die Sprüche, die ich angezogen habe, und gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort, und kann und mag darum nicht widerrufen, weil es weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!" — Lautloses stilles Erstaunen bemächtigte sich aller, als Luther so kühnlich gesprochen. Erst nach einer Weile zeigte sich offener Ingrimm dort, lauter Beifall hier, der nur schwer gebändigt werden konnte. Nachdem die Kurfürsten und Stände des Reiches Beratung gepflogen, forderte Dr. Eck in längerer Rede nochmals zum Widerruf auf; vergeblich. Der Offizial hielt ihm sodann entgegen, man könne nicht beweisen, daß die Konzilia geirrt hätten. Als sich aber Luther offen erbot, jetzo solcher Beweise genug bringen zu wollen, hielt man für geratener, darauf zu verzichten und ließ ihn gehen unter Begleitung von zwei Kaiserlichen.

Das fiel den still Verbündeten auf. Es erhob sich draußen ein laut Getümmel. Georg schritt mit seinen Freunden auf Luther zu, hielt den einen Begleiter am Arm fest und rief laut: ob das Gefangennahme sei. Ein heftig Stimmengewirre entstand. „Nieder mit den Welschen!" — „Befreit den Doktor!" — Die Edelleute umringten ihn und forderten die Kaiserlichen auf, sofort sich zu verziehen. Doch Luther beschwichtigte die Eifrigen; sie könnten ruhig sein, die Männer seien ihm nur zur Begleitung mitgegeben. Trotzdem folgte ihm Georg nebst den Genossen auf Schritt und Tritt. Mitten im Gassengewühle kam ein fürstlicher

Diener des Herzogs Erich von Braunschweig herzu; der hatte einen kostbaren silbernen Krug in der Hand und begehrte mit Luther zu sprechen. „Wer bist du und was willst du!“ rief Georg scharf. Der Bote nannte sich und seinen Auftrag, sein Herr schickte dem Dr. Luther einen Krug mit Eimbecker Bier, auf daß er sich erquicken solle. „So trinke du voraus!“ sagte Georg, noch mißtrauisch. Doch als der Diener einen guten Zug gethan, ließ Georg den Krug überreichen. Luther trank und frisch gestärkt sagte er zu seiner Umgebung: „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht hat, also gedenke unser Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein.“ Das ward dereinst auch erfüllt; denn als der Herzog zu sterben ging, erinnerte er sich dieses Segenswunsches und verschied freudig in seinem Heiland und Erlöser.

Erst in dunkler Nacht ging Georg nach seiner Herberge, begleitet von Ernfried Rank. Die Gassen zeigten sich nur wenig belebt; ein vorausgegangener Regen hatte das wandernde und plaudernde Volk zerstreut. Um so mehr mußte beiden auffallen, daß sich am Hauptportale des Domes 2 Dominikaner unter dem Scheine einer Handlaterne dort zu schaffen machten. Sie traten hinzu und sahen, daß die Mönche einen bedruckten Bogen anhefteten. Georg faßte beide scharf ins Auge, ehe sie verschwanden. Nichts Gutes ahnend nahm er die Schrift ab und las sie mit Rank im Gemache seines Gasthauses. Verwunderlich war die Mitteilung, die sich darauf befand. Es hieß, es seien in Worms vier Hundert verbündete Adlige zu Luthers Schutz zusammengetreten, wie auch der Ritter Franz von Sickingen viel Truppen in Bereitschaft halte, um auf die Päpstlichen loszuschlagen, falls der Kaiser über den wittenberger Mönch die Acht erkläre. Ernfried erstaunte; ein geheim Bündnis gibt man doch nicht zu so offener Kunde. „Das ist Absicht der Römischen,“ sagte Georg. „Sie wollen den Kaiser durch diese Lüge veranlassen, seinen Geleitsschutz zurückzuziehen. Schickt morgen in der Früh zu den Herren herum, ich lasse sie bitten,

um 10 Uhr zu mir zu kommen." — Das geschah; es waren alle erschienen und einmütig darin, daß jene Schrift nur einen Schachzug gegen Luther bedeuten solle. Auch noch andere Flugblätter, gegen diesen gerichtet, waren in der Stadt verbreitet worden. Zugleich brachten Wenkheim und Rank die Nachricht mit, der Kaiser habe in den Reichsrat eine Schrift geschickt, worin der Reformator in Acht und Bann erklärt wurde. Am Nachmittage sollen die Stände hierüber beraten. Man beschloß, die günstigen Fürsten hiervon sogleich zu benachrichtigen und sich zu rechter Zeit in der Versammlung einzufinden.

Nachdem diese eröffnet worden war, las der Offizial zunächst den Erlaß des Kaisers vor: ‚Dieweil Martinus auch nicht einen Finger breit von seinen Irrtümern weichen wolle, so müsse er, der Kaiser, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, welche der römischen Kirche allzeit gehorsam gewesen, den alten Glauben schützen und dem römischen Stuhl Hilfe thun; wolle daher Luther mit Bann und Acht und anderen Wegen, so offen stehn, verfolgen. Doch wolle er das gegebene Geleit nicht brechen, sondern ihn zuvor sicher an seinen Ort kommen lassen‘. Dieser Kundgebung folgte anfänglich ein kurzes, tiefes Schweigen der Befriedigung hier, der Bestürzung dort. Doch bald erhob sich ein stark Gemurmel, das immer heftiger ward. Man hörte Schwertgeklirr und sah finstere und zornige Gesichter. Darauf begannen die Verhandlungen. Es sprachen viele für, einzelne gegen Acht und Bann, doch diese eifrig und scharf, also, daß ein römischer geistlicher Würdenträger für geraten fand, zu sagen, es sei von des Ketzers Anhängern eine Schrift an mehreren Orten der Stadt angeschlagen worden, worin man drohe, daß vier Hundert Adlige und Sickingen mit seiner Truppenmacht losschlagen wollten, falls man Luthern ein Haar krümme. Bei solchen aufrührerischen Gebaren, fuhr er fort, müsse man fordern, das dem ketzerischen Mönche das Geleit nicht gehalten werde. Kaum hatte er ausgesprochen, als sich ein lautes zorniges

Getümmel erhob und alle Ordnung aufzuhören schien. Graf Georg konnte nicht länger an sich halten. Mit starker Stimme rief er in die Versammlung: „Lügenwerk!“ und hundertfach erscholl's im Echo aus andrer Kehlen: „Lügenwerk!“ Da erhob sich der Offizial und rief streng: „Wer störet hier die Ordnung! — Wer ist es, der sich erdreistet, von Lügenwerk zu sprechen!?“ — „Das bin ich!“ erwiderte Georg laut und vortretend. „Ich, der kaiserliche Reichshauptmann und reichsunmittelbare Graf Georg von Wertheim.“ Mit finstrer Miene antwortete jener schnell: „Wie könnet Ihr es wagen, die wohlverbürgte Aussage des hochwürdigen Vorredners als Lügenwerk zu bezeichnen!“ — Georg frug: „Ist mir erlaubt, zur Steuer der Wahrheit zu sprechen?“

Wiederum erhob sich Lärmen und Getümmel. Der Kaiser blickte unmutig drein, doch gab er dem sonst gern gesehenen Grafen die Erlaubnis, zu sprechen. Und Georg hub an: „So sei es hiermit kundgethan, daß ich und Rank, der Gerichtsschreiber des hochwürdigen Bischofs von Bamberg, mit eignen Augen angesehen haben, wie zwei Dominikaner jene Lügenschrift selbst angeheftet. Von ihnen sitzt einer dort hinter dem Herrn Vorredner. Wage es, zu leugnen,“ rief er dem dunkelrot gewordenen Mönche zu, als aller Blicke sich nach ihm richteten. „Wir zwei stehen als Zeugen hier und erklären somit einer großen Zahl edler Herren, daß das Ganze ein Machwerk der Lüge ist, dazu bestimmt, seine kaiserliche Majestät vom Halten des Versprechens sichren Geleites abzuziehen. Und Lüge ist's, daß Sickingen, der auf Befehl seiner Majestät mit seinen Truppen zu ganz andern Zwecken hochderselben zur Verfügung steht, seine Macht mißbrauchen wolle. Wohl würden ich und viele meiner Freunde seine Majestät, wenn's nötig gewesen, gebeten haben, das Geleit für Luther zu sichern. Nun dies aber geschehen, erfüllt sich unser Wunsch und ist unsre Bitte nicht vonnöten; doch unser aller Dank, daß seine kaiserliche Majestät nicht auf Treulose hört, die einen Wortbruch haben wollten.“

Mit eisiger Ruhe hatte der Kaiser dem Zwischenfalle zugehört und verzog keine Miene. Es war ja auch richtig, daß Sickingen „zu anderen Zwecken", wie Georg sich taktvoll ausgedrückt, zum Kaiser gestoßen war, um mit ihm gegen Frankreich zu ziehen. Nur jener Dominikaner erhielt vom Kaiser einen Blick, nicht gerade gnädig, darum dieser, sei's aus eignem oder anderer Anlaß, vorzog, zu verschwinden.

Trotz der Enthüllung jener Lügenthat standen doch etliche der Päpstlichen auf, um die Zurücknahme des freien Geleites zu fordern. Die Freunde Luthers traten bereits enger zusammen. Da erhob sich der erbittertste Gegner Luthers, Herzog Georg von Sachsen, und rief mit kräftiger Stimme: „Ein deutscher Fürst kann nimmermehr, insonderheit beim ersten Reichstage des Kaisers, die Schmach auf sich kommen lassen, daß er Treue und Glauben brechen sollte. Das ist nicht deutsche Art und deutscher Sitte nach. Was man versprochen, muß man halten." *)

Ein solches Wort aus solchem Munde verfehlte seine Wirkung nicht. Die Römlinge mußten ihr Vorhaben aufgeben, und Luthers Freunde zogen sich beruhigter zurück, wenngleich sie noch immer mißtrauisch waren, denn die Verhandlungen gingen auch am folgenden Tage fort und führten zu dem Beschlusse, Luther solle am Montag, 22. April, sich nochmals stellen, und zwar vor einer Kommission, geleitet vom Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau. In diese Kommission wurde aus beiden Lagern gewählt; darunter von Katholiken: Markgraf Joachim von Brandenburg und Herzog von Sachsen; von Luthers Freunden Graf Georg von Wertheim u. a. m.

So sehr dieser annehmen mußte, daß Joachim gar übel gegen ihn gesinnt war, hielt er doch für geraten, mit ihm zuvor zu sprechen. Der Markgraf trug ihm jenen Vorfall mit dem Pfalzgrafen nicht nach, dazu war er zu ritterlich. Sonst aber

*) Geschichtlich.

konnte er sich mit Georg hinsichtlich Luthers nicht verständigen. Doch erreichte der Graf wenigstens eine ruhigere Auffassung der Dinge, wie die folgenden Tage bewiesen.

Am Montag führte Dr. Vehus, der Kanzler des Markgrafen von Baden, das Wort. Mit milder, freundlicher Stimme und Stimmung legte dieser dem Reformator in längerer Rede nochmals ans Herz, er solle von seinen Ansichten lassen, so gemäßigt und liebevoll, daß Georg fürchtete, Luther würde schwanken, wenn auch nur für einen Augenblick, denn Sanftmut ist viel mächtiger als Drohung. Darum der Graf ihm zuflüsterte: „Bleibet fest und laßt Euch nicht bethören." Diese Mahnung war nicht nötig. In aller Demut und Bescheidenheit blieb Luther fest und ließ sich nicht bethören. Die Verhandlung führte zu nichts.

Nicht einen inneren Krieg fürchteten die Römlinge, wohl aber die Gewalt des Geistes, die ihre Existenz gefährdete. Darum ward Luther abermals von neuem vor die Fürsten geladen. Hier berief er sich in ruhig sanfter Weise auf den Ausspruch des heiligen Augustin: „Ich habe gelernt, nur den kanonischen Büchern der heiligen Schrift die Ehre zu erweisen, daß ich glaube, es habe keiner von den Verfassern derselben geirrt. Bei allen andern aber, wie gelehrt und wie heilig sie sein mögen, glaube ich niemals, daß etwas wahr sei, bloß darum, weil es ihre Meinung so war." Auch verwies er auf die erste Epistel St. Pauli an die Thessalonicher, allwo es heißt: „Den Geist dämpfet nicht. Prüfet aber alles und das Gute behaltet." Und als man alles das nicht gelten lassen wollte, sagte er ihnen gerade heraus, daß nur die heilige Schrift maßgebend sei, wie denn die Epistel St. Pauli an die Galater gleich dem heil. Augustinus ausdrücklich sage: „Aber so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht. — Wie wir jetzt gesagt haben, so sagen wir auch abermal: So je-

mand euch Evangelium predigt anders, denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht."

Da fing der Offizial an, des Papstes Sache zu verteidigen, und glaubte, dies nicht besser thun zu können, als wenn er sagte: Aus der heiligen Schrift wären allezeit arge Ketzereien entstanden. Solche Rede konnte Luther nicht zugeben. Er und Dr. Schurf widerlegten es mit schlagenden Gründen, also, daß keine Antwort darauf erfolgte. Nur Markgraf Joachim nahm noch das Wort und frug mild: „Herr Doktor! wenn ich Euch recht verstehe, so ist das Eure Meinung: Ihr wollet nicht weichen, Ihr seid denn mit der heiligen Schrift überwunden?" — „Ja, gnädigster Herr!" antwortete Luther, „oder mit klaren und öffentlichen Ursachen und Gründen." — Darauf bat er noch in sanfter, unterthäniger Weise, man wolle nicht in ihn dringen, daß er wider Gottes Wort in der heiligen Schrift, noch wider sein, hiemit verknüpftes Gewissen etwas thue. ‚Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie nicht über zwei oder drei Jahre währen. Ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen.' Man konnte nichts mehr anfangen und dawider sagen, und ging auseinander. Dem Grafen Georg aber, der Luthern in dessen Herberge geleiten half, schien es, als begönne Joachim anders zu denken. —

Während Georg sich mit dieser Hauptfrage des wormser Reichstages beschäftigte, hatte Graf Michael die Streitigkeiten der Erbachs wohl geschlichtet,*) also, daß alle zufrieden waren, vor allen Graf Eberhard, dem klang alles sehr wohl, was er von Georg erfuhr über Luthers Sache. Auch er besuchte diesen und ward besonders freundlich begrüßt. Des Reformators Freunde konnten wenigstens über die Rückreise Luthers beruhigt sein. Hierzu hatte er auf 21 Tage kaiserlichen Schutz erhalten; doch nur hierzu, denn am 26. Mai, als die meisten Fürsten fort

*) I, II.

waren, erschien die Reichsacht und die besagte: ‚Es soll den verstockten Schismatiker und offenbaren Ketzer niemand weder hausen, hofen, ätzen, tränken, noch enthalten, noch ihn mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich Beistand beweisen.‘ Auch sollen alle seine Bücher verbrannt werden. — Deß wunderten sich nicht wenige von Luthers Freunden. Doch der katholische Geschichtsschreiber damaliger Zeit, Pallavicini, berichtete, es sei dieses Edikt auf den 8. Mai zurückdatiert worden, als wenn man glauben solle, es wäre alles in Gegenwart und mit allgemeiner Zustimmung der gesamten Reichsstände so beschlossen worden.

„Und das wollen Christen sein!“ rief Rüdt von Kollenberg empört, als er davon hörte. „Herr! wenn ich doch die Köpfe dieser Erzteufel mit meinen Fäusten packen und aneinander schmeißen könnte!“ — „Das würde die Sache nicht im geringsten bessern,“ sagte Graf Georg lächelnd. „Der Geist der Wahrheit muß und wird von selber siegen.“ Kollenberg hätte zwar neben diesem Geiste gern noch etliche Püffe ausgeteilt, doch mußt er sich zufrieden geben. Nur konnt er nicht begreifen, daß Luther und der Graf religiöse Wahrheiten nicht durch Feuer und Schwert einbürgern wollten, sondern nur durch Überzeugung und Belehrung ohne Zwang der Gewissen, also, daß es einem jeden frei stünde, jene Wahrheiten in sich aufzunehmen oder nicht. Erst später sollte er es einsehen lernen.

Als Georg von Luther Abschied nahm, traf er bei ihm den Ritter Burkhard Hund von Wenkheim. Der hatte den Reformator nach dem Reiseweg gefragt und war darauf mit seinem Herrn in dessen Herberge gegangen. Hier steckten sie nochmals die Köpfe zusammen zu geheimer Unterredung, an deren Ende der Graf seinem Vasallen die Hand reichte und sagte: „Glück zu auf Eurem Ritt! Gott lasse alles wohlgelingen.“

Ende April reiste er mit seinem Vater zurück ins heimische Frankenland. Graf Michael war nach den anstrengenden wormser

Tagen sehr ermüdet und wollte dem Sohne nicht blicken lassen, daß er krank sei. Doch Georg erkannte recht wohl die Schwäche seines greisen Vaters, der nahe 70 Jahre Lebenszeit hinter sich hatte. Wie sehr sich dieser auch sträubte, so mußte er sich doch in einen unterwegs gemieteten Wagen setzen, wo er auf der wohlgepolsterten Unterlage auch schlummern konnte. Mit treuer Liebe betrachtete Georg den schlafenden Vater, schob still die Kissen zurecht und bedeckte ihn sorgfältig. Wie eine Mutter ihr Kind behütet und bewacht, so sorgte er für den geliebten Greis. Noch wenige Meilen vor Breuberg ließ er den Wagen halten. Der Vater schlief so sanft und sollte durch den allzu holprig gewordenen Weg nicht erweckt werden. Wehmütig stand Georg dabei und lauschte seinen sanften Atemzügen lange Zeit. Wie war er doch immer so gütig gewesen für den Sohn; wie hatte er sorgfältig so manche Widerwärtigkeit zu beseitigen gesucht, auf daß der Sohn sich nicht stoßen sollte. Und als dieser auf des Vaters Silberhaar blickte, kam ihm alles ins Gedächtnis, was er Gutes von ihm erfahren; alles auch, was seinen Vater schmückte: Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Menschenfreundlichkeit, Ritterlichkeit in geistigen und leiblichen Kämpfen und durchaus Bewahrung der Ehre. Sollte er den Teueren bald verlieren?

Bewegt beugte sich Georg herab und küßte seinem Vater leise die treue feste Hand. Darüber erwachte dieser. Freudestrahlend blickte er auf den Sohn, drückte dessen Hand und sagte: „Wir sind in religiösen Dingen verschiedener Meinung. Doch du bist mein von Gott mir geschenkter Sohn und stehst dicht bei an meinem Herzen, also, daß die Liebe nicht nach Meinungen fragt. Du hast das Rechte stets erwählt; vielleicht ist auch deine Meinung die rechte, vielleicht auch sehe ich sie einstmals ein. 's wird nicht so schnell gehn, denn ich bin schwach geworden, lebensmüd und schaffensmüd; das hab ich nie mehr gefühlt, als eben jetzt nach der erregenden Zeit in Worms.“ — „Das wolle Gott verhüten,“ fiel Georg schnell ein, „daß meinen liebwerten

Herrn und Vater die Kräfte verließen zu seinem heilsamen Schaffen." — „Warum nicht, Georg? Mein Lebensfaden geht zu Ende und du bist an der Reihe. Hab mir es auf dem ganzen Wege überlegt: Ich geh bergab, du steigst empor mit einem braven Weibe und lieben Kindern. Ich will von nun an mich ganz und gar zurücke ziehn und lege alles getrost in deine Hände. 's ist besser so." Darauf entgegnete der Sohn: „Was mein Herr Vater will, das ist mir heilig; weiß auch, daß es unabänderlich ist. Doch eins versprechet mir: Bleibt mir mein bester Freund und mein Berater, wenn's gilt, den Reichtum Eurer Erfahrungen zu benutzen." Graf Michael lächelte zufrieden. „Du Lieber!" sagte er und drückte dem Sohne die Hand. Darauf entschlummerte er wieder: Georg stieg ab. Gleichwie der Vater immerdar Steine des Anstoßes im Leben des Sohnes zu beseitigen suchte, so räumte Georg mit Kollenberg und einigen Knappen die ärgsten Steine von der Straße weg, damit der Wagen nicht allzusehr gerüttelt werde. Es überkam ihn große Wehmut, wie er noch nie zuvor empfunden. Er dachte ans Scheiden von dem Vater und an die trüben Ahnungen Margarethas. Sehnsuchtsvoll trieb es ihn, Weib und Kinder zu umarmen und ihnen viel Liebe zu erweisen, so lang noch Zeit war. Doch auch hier hatte er zu lieben. Nicht eher reiste er von Breuberg ab, bis er den Vater wohl geborgen wußte und erholt von den Strapazen des Geistes und des Leibes. Dann ritt er schnell nach seiner Heimat.

Wie so der Sohn um seinen Vater war bemüht, das hatte den Rüdt von Kollenberg ebenso ergriffen, wie Luthers Heldenmut in Worms. Dem Ritter war's versagt gewesen, seines Vaters Liebe zu vergelten, denn mitten in des Sohnes wildem Leben verschied er; dessen Reue konnt den Toten nicht erwecken. Darum blickte er halb traurig, halb begeistert ob solcher Kindestreue lange auf seinen Herrn. Der bemerkte es und frug verwundert: „Was starrt Ihr mich so häufig unverwandt an?" —

„Verzeihet, Herr!“ entgegnete Kollenberg, „Euer Gnaden wissen Bescheid in Religion. Ihr habt mir einst gesagt, es gäbe eine zweite, bessere Heimat, droben. Wollet mir sagen: Kann denn auch ein wilder Runks dahinein gelangen, wenn's ihm leid thut und ihn reuet?“ — „Ja, alter Freund!“ rief Georg kräftig. „Darüber gibt es keinen Zweifel. So wahr die Veste Wertheim hier vor uns liegt, so wahr ist's, daß Gott um unsers Heilands willen alle in Liebe aufnehmen will, die sich reuevoll an ihn wenden, an ihn allein als einen Vater.“

Vom Wartturm tönte das Horn, die Zugbrücke ward herabgelassen und die Reisenden ritten in die Veste, vergnügt, wieder in der Heimat zu sein. Nur Rüdt blieb still und ernst. Dem Grafen Georg entging das nicht. Auf seine Frage, warum er so finster dareinblicke, gab Kollenberg zur Antwort: „Nein Herr! in mir ist's hell. Ich glaub, ich bin in Worms ein andrer Mensch geworden.“ —

Dreizehntes Kapitel.

Das Wetter kümmert sich nicht um der Menschen Thun und Treiben; es richtet sich nach den Naturgesetzen, gleichviel wie's auf der Erde aussieht. Wo's stürmisch zuging, in Worms, hatte zumeist die Sonne geschienen, und wo's friedlich war, in Wertheim, verdeckten viele Tage hindurch graue Wolken den blauen Himmel und entluden sich reichlich; darum denn in der

Stadt Wertheim manch grämlich Gesicht zu sehen war. Samuel blickte grämlich drein, denn er wollt seiner Handelsreisen eine vornehmen. Der Schützenhauptmann Fuchs war verstimmt; seine Armbrustverbesserung konnte er im Freien nicht prüfen. Der zeitliche Bürgermeister Thomas Rank knurrte, dieweil der durch Regen entstandene Wegfall der Spaziergänge seiner Verdauung nachteilig wurde. Selbst Ägidius war verstimmt; seiner Aufforderung zu einer Versammlung behufs Vortrags einer neuen Religion waren nur fünf Bürger gefolgt, von denen drei noch dazu der Gattung der Bibaxe angehörten. Aus dem Vortrag ward nichts; das Produkt seines tiefen Denkens sollte nun gedruckt werden. Dies war eigentlich das Wichtigste von allem; so wenigstens dünkte es dem Schultheiß, der auf diesen Reforma-thor, wie er ihn nannte, sein besonderes Augenmerk richtete. Sogar bis in die Veste war die Verstimmung gedrungen und hier erwies sie sich als berechtigt. Der gräfliche Amtmann, Eberhard Hund, hatte in Erfahrung gebracht, daß der Bauern viele sich wiederum derben Ausbrüchen der Unzufriedenheit hingegeben, sogar in der Grafschaft. Als daher Georg zurückgekehrt war, fand er nicht wenig verdrießliche Geschäfte vor, deren Erledigung viel Zeit beanspruchte. Wie gern hätte er diese besser verwendet. Jetzt, nachdem Graf Michael sich ganz zurückgezogen,*) war er Alleinherrscher, demzufolge und weil er allzusehr sich ums Kleinste kümmerte, mit noch mehr Arbeit belastet. Jetzt konnte er auch durchgreifende Änderungen vornehmen, zumal in kirchlichen Dingen.

Margaretha hatte mit Spannung den Erzählungen ihres Gemahls über die wormser Zeit gelauscht und mit ihm lange Gespräche geführt bis tief in die Nacht. Ihre früheren Besorgnisse waren dadurch nicht gemindert worden. Doch als sie sich allein befand und die Niederschrift von Luthers lautem Gebet

*) I, II.

vom 17. April durchlas, glättete sich ihre Stirn und ihre Seele ward zufriedener.

„Allmächtiger, ewiger Gott!“ so hebt das Gebet*) an, „wie ist es nur ein Ding um die Welt! wie sperret sie den Leuten die Mäuler auf! wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott!“ — Hier hielt Margaretha eine Weile inne; dieser Vorwurf traf auch sie und das wußte sie. — „Wie ist das Fleisch so zart und schwach und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen. Wie ziehet die Welt sobald die Hand ab und schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Höllen zu, da die Gottlosen hin gehören, und siehet nur allein an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat“ — — ‚Wie ziehet die Welt sobald die Hand ab‘ — das hatte sie ja ebenfalls ihrem Gemahl gesagt, als sie ihn vor allzukühnem Vorgehen warnte. Wie spricht nun Luther weiter? — „Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus; die Glocke ist schon gegossen und das Urteil gefället. Ach Gott, ach Gott! o du mein Gott, du mein Gott! stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! thue es! du mußt es thun, du allein!“ — — Margarethen traten die Thränen in die Augen. ‚Wie verschwinden doch alle meine Sorgen gegen die großen des teueren Gottesmannes! ja, ihm konnte das Zagen ankommen, denn es ist eine große gewaltige Sache. Und doch welch herrlich feste Zuversicht! „Du mußt es thun!“ So kann nur ein Auserwählter des Herrn reden.‘ — „Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache, Herr! die gerecht und ewig ist. Stehe du mir bei, du treuer ewiger Gott! ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was fleischlich ist. O Gott! hörest du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich nur“ —

*) VII, XXIII u. a.

— ‚sterben!‘ wiederholte Margaretha im stillen; ‚wenn ich auch von hinnen müßte, du kannst nicht sterben. Das hab ich mir in stillen Stunden wie oft gesagt, und doch, wie anders wirkt es, wenn solches Wort aus solchem Herzen dringt!‘ — — „Hast du mich dazu erwählet, wie ich es denn gewiß weiß, ei, so walte es Gott! denn ich hab mein lebenlang niemals gedacht, wider solche große Herren zu sein, hab mir es auch nicht vorgenommen. Ei Gott, so stehe mir bei, im Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes. Herr, wo bleibest du? Du, mein Gott, wo bist du? Komm, komm! ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein; so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen und wenn sie noch voller Teufel wäre. Und sollte mein Leib, der doch deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Trümmern gehn — die Seele ist dein und gehöret dir zu und bleibet auch bei dir ewiglich. Amen. Gott helfe mir, Amen!“

Und dieses Amen, das ist: Ja, es soll also geschehen, tönte in Margarethas Brust noch lange fort. Gestählt und freudiger Zuversicht voll faltete sie die Hände und schlief lächelnd ein.

So fand sie auch Georg, als er, durch ihr langes Schlafen besorgt gemacht, am andern Morgen an ihr Lager trat. Die Abschrift des Gebetes lag daneben, und das erklärte ihm alles. Still küßte er die holde Gattin auf die weiße Stirn und schlich beseligt leise davon. —

In sein Gemach zurückgekehrt, ward ihm der Besuch des Ritters Hund von Wenkheim angekündigt. Kaum war der eingetreten, als Georg begierig frug: „Nun, wie steht's?“ — „Es ist gelungen, Euer Gnaden!“ rief Wenkheim freudig. „Berlepsch und ich haben ihn in gute Hut gebracht, da niemand ihm bei-

kommen kann."*) — „Und wo ist das?" — „Nein, Herr! das darf ich nicht sagen." — „So will ich auch nicht in Euch dringen. Weiß denn der Kurfürst Friedrich um seinen Aufenthalt?" — „Auch der kennt ihn nicht, will ihn auch nicht wissen. Den Zufluchtsort kennen nur ich und Berlepsch, welcher Schloßhauptmann ist von der Wart—" — „A!" rief Georg lächelnd. „Also in der Wartburg? Seht mir doch einer den verschwiegenen Wenkheim!" Der Ritter ward rot und arg verlegen und unwillig über sich, also, daß Georg ein herzhaft Lachen nicht alsobald unterdrücken konnte. Als dieser aber damit inne hielt und sagte: „Hier, Wenkheim, meine Hand! — Kein Mensch, wer es auch sei, erfährt durch mich den Aufenthalt Luthers," da beruhigte sich der Ritter. Er erzählte nichts weiter, auch wollt der Graf nichts weiter wissen.

Das Gespräch ging über auf die politische Weltlage. Kaiser Karl V. lag in Krieg mit Frankreich und hatte Deutschland bald nach dem Reichstage verlassen. Mit ihm zog Sickingen. Mit England verbündet, war sein Einvernehmen mit dem Papste Leo X. nur ein politischer Klugheitsakt und nicht aus Anhänglichkeit entsprungen. An seiner Stelle verwaltete eine ständische Versammlung das Reichsregiment. Das war es und wie es sich zur großen geistigen Bewegung stellen würde, was zwischen beiden zu lebhaften Erörterungen führte. Daß die Papisten im Reichsregimente hierin noch weiter gehen würden, war zweifellos, zumal das Reformationswerk Luthers in Dänemark schnell festen Fuß faßte und auch im Süden Deutschlands unerschrockene Mönche im Sinne Luthers auftraten und predigten. Der Franziskaner Johann Eberlin aus Günzburg**) machte bereits viel von sich reden. Auch dessen Vetter, der Pfarrer Joh. Jakob Wehe in Leipheim**) bei Ulm und mancher andere noch pre-

*) VII, XXIII, XXV u. a.
**) III.

digten sehr evangelisch und gewannen viel Anhang. Zwar erregten auch noch andere Erscheinungen die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Türken standen unter Soliman an den Grenzen Ungarns und aus dem Feuerherd der bäuerlichen Stillverbündeten zuckte manche vorzeitige Flamme der Unzufriedenheit empor. Doch vorwiegend beschäftigten sich hoch und niedrig mit der, nach Worms nur noch lebhafter gewordnen großen geistigen Bewegung. Hierbei konnte Graf Georg nicht unthätig sein. Ihm schien es notwendig, Gleichgesinnte zu einer starken Macht zu vereinigen, welche den Verhandlungen im Reichsregiment, zu Ende Herbst für Nürnberg anberaumt, aufmerksam folgen und durch achtunggebietende Stärke den Stimmen der Evangelischen Nachdruck verleihen sollte. Darum erließ er an die Großen und Ritter im Frankenlande eine Einladung, im September in der Tauber-Stadt Mergentheim zu erscheinen, um hier zu tagen und zu beraten. Wenkheim half ihm in der Vorbereitung; auch riet er, was dem Grafen wohlgefiel, Hartmut von Cronberg mit einzuladen als Berater, der hatte von manchen Zuständen genaue Kenntnis und konnt viel nützen.

Inzwischen gab es in der Grafschaft manches aufzuräumen. Aus der Stadt drangen Klagen in die Veste über des Ägidius Gebaren; er verdrehe den Bürgern die Köpfe mit seinen Ansichten vom Heiligsten. Der Graf ließ den Schultheiß zu sich kommen, um ihn auszufragen. Heinz Ries erstattete Bericht. Ägidius sei ein wunderlicher Kauz; er halte sich für berufen, die Welt aufzuklären und eine neue Religion zu gründen. „Und worin besteht diese?“ frug Georg. — „Das läßt sich schwer bestimmen,“ antwortete Ries. „Mir scheint's in seinem Kopfe ziemlich verworren auszusehen. Er weiß nur, was er *nicht* will; wie's sonst noch werden und wie sich sein System gestalten soll, darüber ist er sich selbst nicht klar.“ „Mein lieber Schultheiß,“ sagte Georg; „schlagt ihm dies nicht zu hoch an. Auch unter denen, die zur neuen, oder besser, die zur alten unverfälschten Lehre des Evan-

geliums halten, gibt es genug verworrene Köpfe. Die einen wissen auch nur, was sie nicht wollen; sie glauben, aufgeklärt und evangelisch sein bestehe darin, daß man über den Papst und seine Priester weidlich schimpfe, die Aufhebung der Klöster verlange und deren Hab und Gut für sich verwende; statt daß sie in sich hineinschauen und ihr verderbtes Menscheninnere auf Grund des Evangeliums zu bessern suchen. Gott behüte die reine Sache vor solchen Freunden. Also darum allein könnt ich den Ägidius noch nicht verdammen. Hat er denn Religion?" Heinz Ries bedachte sich und erst nach einer Weile entgegnete er: „Wenn Religion im allgemeinen nichts andres ist, als das Bestreben, mit dem höchsten Wesen, dem allmächtigen Gott, in Verbindung zu stehen — Ja. Etwas Gotteslästerliches hat er nicht." — „Und ist sein Benehmen sonst ein reputierliches?" — „Hierin läßt sich nichts gegen ihn einwenden." — „Nun denn," sagte Georg; „so lasset ihn in Frieden. Ich werde in meinen Landen keine Gotteslästerung dulden, ebensowenig aber Gewissenszwang. Das Heil in Christo soll nicht aufgedrungen werden; das ist evangelisch. Treibt's der Ägidius zu arg, so werde ich seiner Zeit mit ihm darüber sprechen und ihm in Ruhe auseinandersetzen, was er fehlet." Hiermit war diese Frage abgethan. Ägidius grübelte ungestört weiter.

Mehr Umstände verursachten andere Klagen, die aus fast allen Teilen der Grafschaft erschollen. Im Volke hatte das neue Licht manches als ein Übel klar hervortreten lassen, was bisher, sei es durch der Priester Macht über stumpf gehaltene Gewissen, oder durch Macht der Gewohnheit, als recht galt. Priester und Mönche beschwatzten die Wohlhabenderen, ihr Geld der Kirche zu vermachen; hatten sie doch selbst den Juden Samuel zu bereden versucht. Auch gab es einzelne, welche wähnten, den Ihrigen einen weit größeren Dienst zum Heil der Seele zu leisten, wenn sie ihr Hab und Gut den Klöstern hinterließen, als ihre Angehörigen mit ‚sündlichem Mammon' zu bedenken. Die

Hinterlassenen verarmten, die Insassen der Klöster und geistlichen Stifter wurden immer dicker und fetter.

Der Graf bereiste wieder seine Lande, um hierin klar zu sehen; er wollte nach keiner Seite hin eine unrechte Benachteiligung haben. Was er aber bei seinen Untersuchungen erfuhr, bestätigte, daß jene Klagen wohlbegründet waren. Und als gezeitigte Frucht des geistigen Fortschrittes erließ er eine Schrift an seine Vögte und Amtmänner, worin er alle Stiftungen an die tote Hand entschieden mißbilligte.*) Hierdurch beraube man die Angehörigen, während doch die Kirche keines Geldes bedürfe, außer zur Unterstützung der Armen. Damit Kirche, Schule und Spital nicht zu reich würden, empföhle es sich, daß ohne Wissen des Vogts niemand für sie testieren dürfe.*) Darauf entbot er die Amtmänner in den Vogtshof zu Wertheim zu weiterer Beratung, vornehmlich zur Feststellung einer Summe: wieviel an Gut man in die Klöster bringen soll und nicht mehr.*)

Als dies bekannt ward', pries man im Lande die Weisheit und Gerechtigkeit des Grafen. Einen Teil der Mönche aber und Priester erfüllte stiller Ärger, wie nicht anders zu erwarten war, zumal der Graf über ihre Köpfe hinweg so ohne weiteres verfügt hatte. Nicht alle waren grimmig, denn als Georg den Abt Leyser im Kloster Bronnbach lächelnd frug, wie er darüber denke, sagte dieser: „Herr Graf! ich bin ein sündiger Mensch und war zu Anfang nicht darob erbaut. Doch wenn ich ehrlich sein will, muß ich sagen: Wir haben vollauf genug und Euer Gnaden Verordnung ist christlich weise; darum ich denn im Herzen nur aufrichtig billigen kann, wie Ihr gehandelt.“ — „Und was sagen Eure Mönche?“ — „Die einsichtsvollen haben diese meine selbe Meinung. Die übrigen fügen sich darein. Nur einer ist,“ fügte der Abt lächelnd hinzu, „der mit allem Neuen unzufrieden ist, der Frater Bastian. Wie ich ihn kenne,

---

*) I, II, XV.

wird er heimlich mir zu schaden suchen. Indessen" — „Ihr fürchtet Euch doch nicht?" — „Nicht im geringsten, Herr! — Was ich vor Gott und meinem Gewissen als Recht erkannt, dabei beharr ich und sollt es mir an Leib und Leben gehn." — „So hab ich Männer von Charakter gern," sagte Georg bei der Verabschiedung. „Doch, was an mir ist, soll es nicht ans Leben gehen. In Wertheim sollt Ihr jederzeit eine Freistatt finden." „Das ist mir tröstlich zu hören," sagte der Abt, „denn — ich will es frei gestehen — ich kann's nicht mehr mit meinem Gewissen in Einklang bringen, Päpstlicher zu sein. Schon ehe der wittenberger Doktor offen hervortrat, hatt' ich schwere Bedenken über's Papsttum; wer wie ich dessen Historie mit vielem Fleiß studiert hat und nur ein Quentlein Verstand besitzt, kann beim besten Willen einem Papste nicht mehr glauben. Wohl halt ich einen Oberhirten der Christen für nötig, doch muß der ganz, ganz anders beschaffen sein als wie bisher."

Als Georg dieses Bekenntnis hörte, das ihn nicht gerade überraschte, sagte er nach kurzem Sinnen: „Im September werden die fränkischen Edlen in Mergentheim tagen und Stellung nehmen zur jetzigen Lage der Dinge. Dabei kann es sich ereignen, daß auch das Papsttum wird besprochen werden. Ich kenne dessen Geschichte und bin bereit, etwaigen Wankelmütigen oder Widersachern daraus nachzuweisen, daß es auf thönernen Füßen ruht. Wenn aber solche Lehren aus Eurem Munde kommen, werden sie mehr wirken. — Seid Ihr geneigt, soweit von nöten, mit nach Mergentheim zu kommen und dort zu sprechen?"

Das kam dem Abte doch zu schnell. Er besann sich, so lange, daß es dem Grafen vorkam, als stünde Leysers Bedenklichkeit nicht im Einklang mit seiner früheren festen Erklärung: ‚und sollt es mir an Leib und Leben gehen'. Doch hatte er Nachsicht. Der Abt war vom Kloster und Papst abhängig; hätte er wider letzteren frei gesprochen, so wäre er seiner Pfründe verlustig gegangen. Drum sagte Georg: „Nicht möcht ich einen Zwang Euch auferlegen. Habt Ihr berechtigte Bedenken, so sei meine

Frage ungeschehen." — „Nein, Herr!" entgegnete der Abt, „mich leitet keine Furcht, am wenigsten vor Frater Sebastian, der heimtückisch ist und fanatisch und mir zu schaden sucht. Nur halt ich's nicht für Recht, gegen den Papst zu sprechen, so lang ich noch in seinem Futter stehe. Vorteile von ihm ziehen und zugleich Widersacher sein, ist unedel und schamlos; darum ich nicht wider Leos Person sprechen kann. Doch eines ist es, das ich thun kann. Ich brauche nicht gegen das Wesen des Papsttums an sich zu sprechen, sondern gegen das Papsttum, wie es nach der Geschichte sich entwickelt hat. Und das, denk ich, ist nicht wider meine Pflicht und kann nützen." — „Gut, hochwürdiger Abt! so mag es sein. Wenn Eure Stimme in dieser Richtung nötig wird, so lasset sie erschallen. Euch selbst aber werde ich von Bronnbach abholen und in einem meiner Wagen fahren." Hiermit war diese Frage erledigt. Georg ritt zurück nach Wertheim und verbrachte die Zeit bis zum September mit viel Verwaltungsgeschäften, ingleichen mit fortgesetzten Studium der Geschichte der Kirche. — —

Als der Tag von Mergentheim*) gekommen war, herrschte hier in der Stadt ein reges Leben. Die Herbergen vermochten nicht, alle Ankömmlinge zu fassen. Dafür waren die besten Bürger gern bereit, manch einen Edlen aufzunehmen; war ihnen doch so viel bekannt, daß die Zusammenkunft der geistigen Freiheit galt. Außer Franz von Sickingen, der mit dem Kaiser gegen Frankreich focht, waren alle erschienen, und aus der Art der Begrüßung konnte Graf Georg ersehen, daß sie auch gern gekommen waren. Selbst Der von Wittstadt zeigte sich vergnügt, doch konnt dies auch darauf geschrieben werden, daß in Georgs Begleitung ein Abt zu finden war. Der Beweggründe, welche die Edlen hierher geführt, mochten verschiedene sein. Die meisten waren von großer Begeisterung für die Sache getragen; doch

*) I, II.

gab es auch, die nur der Haß gegen die Herrschsucht der Kleriker leitete; ingleichen einzelne Neugierige, die, annoch schwankend, wissen wollten, was Neues man an Stelle des Alten setzen wolle. Schon die ersten Verhandlungen gaben dies zu erkennen. Als mehrere Redner gänzlichen Abfall vom Papste gefordert hatten, standen auch auf, welche bedenklich oder Gegner hiervon waren; unter ihnen auch der Ritter von Wittstadt. Um diese aufzuklären und für den Bund zu gewinnen, hielt Georg für gut, sie von den Zuständen des Papsttums erst zu unterrichten. Gern nahm hierzu Abt Leyser das Wort. „Ich halt dafür," begann er seine Rede, „daß der gesamten Christenheit ein oder mehrere Oberhirten vorstehen müssen, so zwar, daß sie nach Menschenmöglichkeit untadelig erfunden werden. Wie aber ist's bisher gewesen? Gestattet mir, Ihr edlen Herren, daß ich einen kurzen Rückblick auf die Entstehung des Papsttumes werfe. Einst standen der ganzen Christenheit fünf fromme und gelehrte Bischöfe vor — darunter einer zu Rom —, die gemeinsam über das Wohl der Kirche berieten und sich später Päpste nannten. Einmütig und um Christi willen hielten sie zusammen, bis es dem römischen Bischof Gelasius einfiel,*) die Herrschaft über die anderen vier zu erlangen. Von hier an beginnt das ganze Elend unsrer Kirche. Gelasius fing an, die übrigen Bischöfe nicht mehr Brüder zu nennen, sondern Söhne.*) Sein anmaßendes unchristlich Herrschergelüst ward immer ärger, also, daß die vier Oberhirten sich gegen solche Tyrannei sträubten.*) So haben wir denn dem römischen Bischof in erster Reihe zu verdanken, daß sich die Christen in mehrere Sekten zerspalteten, also, daß Heiden und Mohammedaner uns verspotten. Man sollt meinen, daß nunmehr die römische christliche Kirche, weil unter einem Oberhaupte, kräftig gedieh. Mit nichten! es konnte auch nicht sein. Die fluchwürdigen Mittel zur Erlangung der Oberherrschaft konnten keinen Segen bringen.

---

*) XXII u. a. m.

Symmachus, des erstgenannten Nachfolger, dekretierte ohne weiteres, daß der Bischof von Rom außer Gott keinen Richter habe.*) Das war der Anfang der Lehre von der Untrüglichkeit der Päpste.*) Nun ward es immer greulicher. Laurentius, unterstützt von einer Schar unzufriedener Geistlicher, stritt mit Symmachus um die Papstwürde. *) Und da der heilige Petrus, wie sie sagten, nicht nur die Schlüssel getragen, sondern auch das Schwert, so griffen sie danach und schlugen sich blutig, also, daß Rom mit Mord und Plünderung erfüllt ward lange Zeit, bis endlich Theodorich den Symmachus bestätigte.*) Darauf erhielt Vigilius die Papstwürde.*) Dem wetterwendischen Kaiser Justinian waren die christlichen Auslegungen von drei verstorbenen frommen Bischöfen im Wege. Vigilius, um sich beim Kaiser einzuschmeicheln, verfluchte jene Bischöfe.*) Da erhoben sich aber andere und verfluchten wieder den Vigilius.*) Und diese christliche Flucherei ging fort, denn jeder kommende Papst mußt beim Antritt der Regierung seinem Vorgänger das Anathema zurufen,*) das ist: den Bannfluch, sobald dieser, wenn auch nur haarbreit, von den Lehren der Orthodoxie abgewichen war, oder es sonst in den Kram paßte. Gleichwohl wollt sich jeder Papst für untrüglich gehalten sehen. Also hat sich die Entstehung der römischen Kirche und Päpste begeben und aufgebaut auf Mord und Flucherei."

Die Versammlung hatte dem größten Teil der Rede mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Als der Abt aber sagte: ‚Und diese christliche Flucherei ging fort,' da erbrauste ein schallend Gelächter und am Ende der beifällig aufgenommenen Rede riefen verschiedene Stimmen laut durcheinander: „Und wenn wir fluchen, sollen wir Kirchenbuße zahlen!" — „'s ist saubere Sippschaft!" — „Ha ha ha! das war ein spaßig Stücklein!" und andres mehr. Aber auch Gegenstimmen wurden laut. Es hieß:

*) XXII u. a. m.

wenn frühere Päpste wirklich so unchristlich gewesen, so dürfe man dies doch nicht auf die jetzigen übertragen und dergleichen. Darob entstand ein heftiger Streit, der einen Sturm erzeugte. Nachdem sich dieser durch Georgs Bemühen gelegt, ergriff Hartmut von Cronberg das Wort und sagte ruhig: „Was der hochwürdige Herr Abt von Bronnbach über die Entstehung des römischen Papstwesens berichtet, ist geschichtlich wahr. Auch würde der gehörte Einwand, man solle nicht immer und immer wieder die Sünden früherer Päpste vorkauen und auf jetzige Zeit beziehen, berechtigt sein, wenn's nur um die folgenden Päpste besser stünde. So aber lehret die Geschichte, daß mit wenigen Ausnahmen ein Papst den andren an Greueln überbot; das macht, wie der Herr Abt ganz recht betont: weil sich das Ganze auf fluchwürdige Thaten aufgebaut. Wenn ich nun weiter berichte, so ist's nicht, um das, was andren heilig ist, herabzusetzen; der Grund sei ferne von mir. Doch wenn ich einen Blinden sehe, so halte ich für Recht und Pflicht, ihn sehend zu machen. Darum fahre ich fort: Nachdem den Christen vier Jahrhunderte hindurch der heiligen Schrift Gebot: ‚Du sollst dir kein Bildnis machen' getreulich gelehrt worden war,*) entschlug man sich dessen später, da es manchem der Bischöfe zu ihren Zwecken nützlich erschien. Man verehrte die Bilder, küßte sie und kratzte von ihnen ab in den Abendmahlswein,*) damit der besser wirke. Doch als Kaiser Leo dies streng verbot, schimpfte und schmähete Gregor der zweite dagegen.*) Er zettelte Empörungen an, also, daß es wieder zu blutigen Kriegen kam. Ist das Christentum? Ist das ein heiliger Vater? — Man hat auch viel gesprochen von einem Kebsweib Johanna, das der Jahre etliche hindurch als Päpstin gewaltet, bis sie bei einer Prozession auf der Straße eines Kindleins genesen und gestorben sei. Die Katholiken haben es auch geglaubt, weil einer

---

*) XXII.

dem andern etwas anthun wollte. Doch ist es unrecht, ins Gelage hinein also zu schmähen; ich glaub es nicht, denn es wird viel gefabelt. Hört, edle Herren, wie bemerkenswert es ist: daß ein eifriger Evangelischer, der annoch lebt, nach genauer und gelehrter Untersuchung mir sagte: das alles sei nur eine Fabel —"*) — „Wie heißt der Mann!" rief eine laute Stimme dazwischen. — „Sein Name ist Blondel," fuhr Cronberg fort. „Er ist ein evangelischer Prediger und lebt in Holland. Doch weiter nun in der Geschichte. Papst Sergius der Dritte verband sich mit Marozia;*) deren Sohn ward später Papst Johann der Elfte.*) Von nun an begann ein unsittlich Regiment, wie's unter Christen gar nicht wiedererzählt werden kann.*) — Papst Gregor, der Siebente seines Namens, war zwar ein Mann von hohem Sinn und nicht ungeschickt, verachtete aber die Deutschen. In seiner Lebensbeschreibung machte ihn Kardinal Benno gehörig herunter als Wollüstling und Zauberer.*) Ein anderer, Anshelm, lobt ihn aber und vergleicht sogar sein Leiden mit dem Leiden Christi!*) Zudem war er herrschsüchtig, anmaßend, rasch und unverschämt in seinen Handlungen, erlaubte sich schnöde Mißhandlungen gegen Regenten, wie bei Kanossa, auch gegen Rudolph von Schwaben.*) Mit Kaiser Heinrich dem Fünften schloß er einen Vertrag durch einen Eid,*) auf den er mit dem Kaiser die Hostie teilte.*) Später brach er aber den Eid und ward meineidig.*) Wenngleich in der heiligen Schrift des neuen Testamentes steht: ‚Ein Priester sei eines Weibes Mann', so verbot er doch den Priestern die Ehe,*) angeblich, weil die Priester des alten Testaments sich hätten der Ehe enthalten müssen. Wir wissen's besser: Unbedingte Alleinherrschaft wollt er haben und sklavischen Gehorsam. Bei Priestern aber, die ein

---

*) XXII, XXIII etc.

Eheweib gehabt, würde er solches nie erzielt haben. Wohl war Calixtus der Zweite ein billigdenkender, einsichtsvoller Mann, doch bald kam der streit- und händelsüchtige Innocenz*) ans Ruder; nach ihm der geldscharrende Johann der Zweiundzwanzigste, der 35 Millionen hinterließ.*) Nunmehr ward's immer ärger. Es waren einmal drei Päpste zu gleicher Zeit*) und jeder sollt und wollt der Stellvertreter Gottes sein! Die Konzilien hatten einen Papst aufgestellt, die italienische Partei einen, wie auch die französische. Hei! wie sich da die Stellvertreter Christi wacker verfolgten und Blut nicht scheueten! Es muß für den Teufel und seine Scharen eine wahre Lust gewesen sein; wie auch die scheußliche Beutelschneiderei, die nun entstand. Hat doch der Sprengel von Paris vom Jahre Fünfzehnhundert an in kurzer Zeit mehr als siebzehn Millionen Mark nach Rom schicken müssen,**) auf daß man dort üppig leben konnte. Und die ‚dummen Deutschen' mußten noch mehr zahlen für so verwerfliche Gelddogmatik und Schwelgereien. Ja, man duldete unsittlich Leben von Geistlichen, weil dasselbe reichliches Bußgeld einbrachte.**) Ich frag Euch, edle Herren! ist da nur ein Funken Christentum? Ist das Christentum, was Papst Alexander der Sechste, der verrufenste und lasterhafteste Mensch auf Erden,**) uns vorgelebt hat? Die heiße Scham verbietet mir, hiervon auch nur ein Wörtlein mitzuteilen. Ist das Christentum, wenn der verrufene und verschwenderische Papst Julius der Zweite mit der Religion Spott trieb und händelsüchtig ununterbrochen Krieg anzettelte und führte?**) — Ich rufe Pfui aus über alle solche Gotteslästerer! sie sind die Ketzer! sie müssen ausgerottet werden! — — Nein, edle Herren!" fügte er hinzu, als aus der Mitte einer von

*) XXII, XXIII etc.

**) XXII u. a. m.; auch XXVI.

Übertreibung sprach, „das ist keine Übertreibung, sondern geschichtliche Wahrheit. Auch habe ich Euch nur das allerwenigste erzählt. Sollt ich noch mehr und näheres berichten, ich würde schamrot werden. So steht es um das Papsttum, edle Herren! und solchem Papsttum haben wir ‚dummen Deutschen' Unsummen zahlen müssen jahrhundertelang."

Hartmut von Cronberg war in der zweiten Hälfte warm geworden, zuletzt hitzig. Das wurden auch die Zuhörer. Es begannen lebhafte und laute Einzelgespräche, und wer bisher noch unschlüssig war, ließ den Kopf hangen und blieb still. Graf Georg trat zu Wittstadt, der ihm des herrschenden Papstes Tugenden entgegenhielt. Weil nun der Graf hierbei in Erfahrung gebracht, daß Wittstadt hierin noch etliche Gesinnungsgenossen besaß, so hielt er für angezeigt, auch über Papst Leo X. etwas zu sagen, unbekümmert um etwa nachteilige Folgen. Das ganze lange Gespräch über Papsttum, Päpste und deren Lotterleben wär gar nicht notwendig gewesen, wenn nicht die späteren Verhandlungen eine Einhelligkeit der Ansichten hierüber erfordert hätten. Darum erhob er sich und sprach: „Edle Herren und Ritter! — Wir sind zusammengekommen, um zu beraten, wie wir uns den Päpstlichen gegenüber, wie auch zum Tag zu Nürnberg stellen wollen. Die große Mehrzahl, seh ich, stimmt mit uns überein: Wir erkennen den Papst nicht mehr als unsern allgewaltigen Oberhirten an; das heilige Evangelium allein, wie es vom Doktor Martinus uns so klar und deutlich dargelegt worden, soll uns leiten. Wer nicht hiermit übereinstimmt, dem soll kein Zwang geschehen, der mag friedlich abziehn. Freiwillig sollen Kopf und Herz bestimmen. Nicht um zu schmähen, verhandeln wir, sondern um zu begründen, warum wir nicht mehr am Papsttum, wie's bis jetzt eingerichtet war, hangen können. Was heut wider dasselbe vorgebracht worden, ist durchaus wahr. Ich könnte noch weit mehr und schlimmeres hinzufügen, doch,

denk ich, ist's genug mit dem bisherigen. Nur eins will ich noch erwähnen. Man frug mich, warum man auch gegen den jetzigen Papst Leo eifere. Nun ich meine, auch der hat genug Werg am Rocken. Fragt, wen Ihr wollt, so wird man bestätigen, daß unter Leos Augen in Rom die entsetzlichste Lasterhaftigkeit herrscht*) und man ganz ruhig zuläßt, daß Bembus deren Verherrlichung gedruckt verbreitet.*) Der Papst, als großer Freund von Possenreißern und Hofnarren, duldet, daß Kardinäle sich über Religion schnöde lustig machen; ja, er selbst soll gesagt haben: Quantum nobis nostrisque illa de Christo fabula profuerit, omnibus saeculis notum est! das ist: Wie viel uns die Fabel von Christo genützt, ist allbekannt.*) Kommt noch hinzu, daß der prachtliebende Papst Leo in theologischen Sachen kläglich unwissend ist,*) so sage ich: Martinus Luther hat viel zu lange an ihm gehalten; hat viel zu viel Umstände gemacht mit solchem Menschen. Ich kann und werd ihn nimmermehr anerkennen. Und sollt man mir Gut und Leben nehmen, ich halte zur neuen reinen Lehre! —"

Brausender Beifall unterbrach den Grafen. „Recht so!" hieß es und: „Brav, Wertheim!" dann währte es geraume Zeit, bis Georg weiter sprechen konnte. Diesmal that er's in herzlichem und sanftmildem Tone: „Vergleichen wir mit den Päpsten das Leben unsres teuren Herrn und Heilands Jesu Christi — blutarm war er und hatte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Auch seine Jünger waren arm; die heiligen Apostel arbeiteten um ihres Lebens Unterhalt und beteten, und wenn sie predigten, geschah's mit Sanftmütigkeit und Kraft zur klaren Überzeugung. Da war kein Schlemmen und kein Prassen, kein üppig und wollüstig Leben, keine Ränke- und Herrschsucht noch

---

*) XXII, XXIII, XI etc.

Verfluchen oder Spotten über unsern Herrn und seine Religion! — Bei Gott! ich sollte meinen, wer noch ein Fünklein Verstand und innren Herzenstrieb hat zu gottwohlgefälligem Denken und Handeln, der könnt unmöglich länger an dem Papsttum halten, das gar geflissentlich uns verdummen will mit heidnischem Reliquienschwindel, mit dem Verdunkeln unsres Heilands durch Heiligendienst und großen Wust von Menschensatzungen, die schnurstracks dem Worte Gottes im heiligen Evangelium zuwiderlaufen. Glaubt mir, edle Herren! Luthers Aufklärungen würden nichts gefruchtet haben, wenn nicht Hunderttausende von deutschen Herzen in der Hauptsache dasselbe längst vorher gefühlt und ersehnt hätten. Der reine unkrautlose Samen des heiligen Evangeliums fand guten Boden, längst schon vorbereitet durch große edle Gottesmänner und eignen Trieb. Wer hat den Trieb in unsere Brust gelegt? Menschendogmen? Zwang des Gewissens? Nimmermehr!! Es ist eine stille aber starke reine Gottesarbeit. Den Boden laßt uns weiter bearbeiten, auf daß wir baldige gute Frucht erlangen. — Wer von Euch will zu der guten lautern Sache halten?" Es geschah ein heftig Stühlerücken und alle standen auf, auch Wittstadt und Genossen. „Glaubt mir," sagte dieser zu Georg, „daß Euer Gnaden sanftmütig Wort mich und meine Freunde mehr überzeugt hat, als alle Reden wider die Päpste, mag auch darin viel Wahrheit liegen und Abscheu erregen. Ich hatte so Sachen noch nie gehört. Jetzt sind wir die Eurigen." —

Für heute ward weiter keine Verhandlung gepflogen; das was bisher besprochen, war zu wichtig. Zwar traten etliche vom Adel noch auf und fügten eine neue Seite der Betrachtung hinzu, dahin gehend, daß die Päpstlichen und Geistlichen überhaupt die Rechte und Privilegien des Adels an sich rissen und beschnitten; doch behielt der geistige und geistliche Grund die Oberhand.

Am nächsten Tag kam man in längrer Sitzung überein, dem beizupflichten, was der Graf von Wertheim vorgeschlagen.

Der Abt von Bronnbach, durch die Einhelligkeit der Großen und Ritter mutiger geworden, begehrte nochmals das Wort, um über den gegen Luther ausgesprochenen Bann zu reden. „Sollt einer noch in Zweifel sein, wie er sich zum Bannfluche gegen Doktor Luther stellen solle, so sei es mir vergönnt, ein Wörtlein hierüber zu sagen. Schon seit Jahrhunderten hat es einsichtsvolle Männer geistlichen Standes gegeben, die gegen den päpstlichen Fluch aufgetreten sind und ihn als sündhaft unchristlich Wesen bezeichnet haben. Hievon nur ein Beispiel. Vor etwa zweihundert Jahren lebte in Straßburg ein frommer Dominikaner, mit Namen Johann Tauler. Der hat gesagt:*) ‚Über Christen Bann und Interdikt auszusprechen, ist ungerecht. Wer den Christenglauben hält und bloß an der Person des Papstes sündigt, ist darum noch kein Ketzer; ebenso wenig der, der den rechtmäßig erwählten Kaiser gegen den Papst verteidigen hilft. Auch die weltliche Obrigkeit ist von Gott und nur diesem verantwortlich. Auch Christus hat der weltlichen Obrigkeit Gehorsam geleistet. Kein von dem ungerechten Banne des Papstes Getroffner gilt vor Gottes Augen für gebannt.‘ Und weiter sagt er: ‚Eine rechte innige Liebe Gottes und ein Säckel voll Gold gehen nicht wohl zusammen‘. Also, meine ich, werden wir wohl wissen, was wir von des Papstes Bannfluch gegen Luther zu halten haben.“ Da erhob sich auch hier ein anhaltend und lautes Beifallrufen und manch einer drückte dem Abte herzhaft die Hand. Von da an blieb dieser ein standhafter Anhänger des Evangeliums.

Alle weiteren Verhandlungen berührten nur weltliche ritterschaftliche Interessen und wurden bald erledigt. Ein Bankett krönte das Ende und andren Tages ritt jeder befriedigt heim in seine Veste. —

Der Tag von Mergentheim hatte viel von sich reden ge-

*) V u. a. m.

macht, dabei denn viel Übertreibungen in Umlauf gesetzt wurden. Auch im Reichsregimente hörte man hiervon; es hieß sogar: Die Edlen Frankens zögen mit Heeresmacht auf Nürnberg zu, um zu Luthers gunsten einen starken Druck auszuüben. Sei's nun, daß dies Gerücht auf die Papisten erschreckend wirkte; sei's, daß die Freunde Luthers nach Menge oder Rang in der Überzahl waren: es wurden die Verhandlungen in Nürnberg zu Luthers gunsten geführt. Dieser aber war in seinem aufgedrungenen Verstecke nicht müßig geblieben. Im November erschienen von ihm zwei wichtige Schriften, welche das neue Gebäude immer deutlicher hervortreten ließen: ‚Vom Mißbrauch der Messe‘ und von ‚Geistlichen- und Klostergelübden‘. Graf Georg war der ersten einer, der diese Schriften bald in den Händen hatte. „Wenn je in mir noch ein Schwanken war,“ sagte er zu Margaretha, „so hat Luthers Klarheit und Standhaftigkeit in Worms entschieden. Jetzt steh ich ganz und gar auf seiner Seite und des heiligen Evangeliums. Und diese Schriften hier sind neue Bausteine. Im nächsten Jahre laß ich frei und offen das Evangelium predigen.“

Auch von anderer Seite kamen neue Bausteine; es ward gar viel und vielerlei gedruckt zu selber Zeit. Von sonderer Bedeutung aber war ein Buch vom Franziskaner Johann Eberlin, betitelt ‚Die 15 Bundesgenossen‘.*) „Das sind große und gewaltige Worte!“ sagte Abt Leyser, der das Buch dem Grafen überbrachte. „Der Mönch denkt groß wie Doktor Luther und was er schreibt, kann jeder ehrliche Christ unterzeichnen.“ Und als der Graf das Buch gelesen, gedachte er daran, ob er den Verfasser nicht könnte einst bewegen, nach Wertheim zu kommen, um das Evangelium zu verkünden. Doch wollte er zuvor sich Luthers Rat erholen, weil es von hoher Wichtigkeit war, als Gärtner in dem noch wüsten Garten auch den rechten Mann zu bekommen.

---

*) III.

Diese Sorgfalt empfahl sich um so mehr, als im Dezember die Kunde vom Tode Papst Leos X. nach Wertheim drang. Der prachtliebende, verschwenderische und leichtsinnige Mann hatte sich als bittrer Feind Luthers erwiesen. Vom neuen Papste, Hadrian VI., versah man sich nichts Gutes. Daher es dem Grafen Georg nun erst recht darum zu thun war, seine Lande zu einem neuen Garten mit alten, aber ewig neuen und unkrautlosen Pflanzen umzuschaffen. Dies sollte seine nächste Sorge sein.

Vierzehntes Kapitel.

Es gibt nicht wenige Männer, die in ihrem Berufe und Wirken für das Gemeinwesen so ganz aufgehen, daß sie darob des ebenso Wichtigen vergessen: der Erziehung ihrer Kinder; da denn Gott dereinst wohl weniger danach fragen wird: Was hast du Nützliches für die Gemeinde gethan, als: Wie hast du die von mir anvertrauten Kinder erzogen und vorbereitet für das Leben im Jenseits?

Der Vorwurf war dem Grafen Georg nicht zu ersparen, daß er sich wenig kümmerte um das geistige Wachstum seiner Kinder. Man könnte sagen ‚wenig kümmern *konnte*', denn sein Geist war vielfach in Anspruch genommen durch das Gemeindewesen Wertheims, durch die Regierung seiner großen Grafschaft, umfangreicher als manches Herzogtum der heutigen Zeit; durch die reformatorische Bewegung, durch Reichstage und

mannigfache Dienste für den Kaiser. Doch hätte er beiden Pflichten wohl genügen können, wenn er sein Schalten und Walten nicht gar so sehr auf kleine Dinge erstreckt. Hat doch der Meistbeschäftigte von allen, Dr. Luther, bewiesen, daß es wohl angeht, neben der großen Welt auch seine Kindlein sorgfältig zu erziehen.

Nicht daß Georg die Vaterpflicht vergessen hätte; er gedachte ihrer wohl. Weil er aber seine Kinder in den Händen eines tüchtigen Hofmeisters und der besten Mutter von der Welt wußte, so beruhigte er sich damit und ließ den Dingen ihren Lauf. Wie krank sich Margaretha fühlte und dennoch ihre Kinder im Besten und Höchsten unterwies, konnte Georg nicht wissen; denn, nachdem sie einst, nur zur Beruhigung des Gemahles, zugegeben, ihre Ahnung eines baldigen Abscheidens könne aus des Blutes Wallung stammen, nahm Georg an, sie hätte sich eines Besseren besonnen. Ein kleiner Vorfall im Familienkreise, der von Lücken im Wissen seines elfjährigen Sohnes Wilhelm zeugte, bewog ihn, diesen selbst zu unterweisen; sollt doch der junge Stammhalter die beste und feinste Erziehung genießen. So finden wir Georg im Winter zu Anfang des Jahres 1522 beschäftigt, die älteren Kinder zu prüfen und zu belehren. Dies währte aber nur wenige Tage. Vom fernen Kaiser langte ein Auftrag an, er solle den Friedensstörer Ritter Mangold von Eberstein und dessen Genossen fangen um jeden Preis.*) Da mußte er sein löblich Werk wieder aufgeben und sich rüsten, gegen die raublustigen Gesellen zu Feld zu ziehen. Mit starker Macht rückte er auf Schloß Brandenstein zu, wo Mangold sich aufhielt. Der war darob verblüfft und setzte sich zur Wehre. Als aber Graf Georg die Veste kühn berannte und die Geschosse sie in Brand gesteckt,*) entfloh Mangold, wandte sich nach seiner Veste Zeitlof und setzte diese mit seinen Raubgenossen in Verteidigungs-

*) I. II.

zustand. Der Graf aber eilte ihm auf dem Fuße nach, umstellte die feste Burg und traf Vorbereitung, in deren schwächste Stelle Bresche schießen zu lassen. Die Kugeln rissen große Löcher in die Mauern, so daß die Wertheimer Krieger alsbald in die Burg dringen konnten. Hier setzten sich Mangolds Mannen hartnäckig zur Wehr. Georg ließ einen Teil der Seinen unter Rüdt von Kollenberg im Hofe fechtend zurück und ordnete eine Umstellung der Burg an, daß niemand entwische. Nach hartnäckigem Kampfe ward Georg der Burg Meister. Doch da von Mangold nirgends, auch außen nicht, eine Spur zu finden war,*) und der Graf mutete, er sei in einem sicheren Versteck, so ließ er die Burg anzünden und zerstören.

Da er bisher der Raubgesellschaft nicht habhaft geworden, so ließ Georg die ganze Umgegend durchstreifen; jedoch vergeblich; die Friedensbrecher waren entwischt. Mißmutig hierüber trat er danach den Heimweg an. Mit einem Umweg konnte er Erbach erreichen; darum er denn dorthin ritt und Schwager und Schwester besuchte. Hier erhielt er frohe Kunde. Der junge Graf Philipp von Rieneck hatte sich mit Gräfin Margaretha von Erbach verlobt. Im August sollt Hochzeit sein. Da mußte der Oheim zwei Tage zugeben, wenngleich der Geschäfte Menge ihn unruhig nach Wertheim trieb. Doch brauchte er dieses Opfer an Zeit nicht zu bereuen, denn alle, die in Erbach anwesend waren, hielten zur neuen, reinen Lehre, also, daß in und mit dem Bündnis des Brautpaares das andere Bündnis geistiger Harmonie in der großen Verwandtschaft von neuem bestätigt und gekräftigt ward. Nur eines trübte das schöne Fest. Seit Luthers Gefangennahme und Bergung an einem, aller Welt unbekannten Ort, herrschte in der Brust aller seiner Getreuen große Bangigkeit, so auch in Erbach. Wo mag der teure Gottesmann weilen? Wie mag es ihm ergehen?

---

*) I, II.

Das Fragen hörte nicht auf. Nicht nur in Erbach, auch in Wertheim war man erstaunt, wie ruhig Georg über Luthers Verschwinden dachte. Es kostete dem Grafen große Überwindung, der besorgten Margaretha nichts zu verraten. Die allgemeinen Tröstungen, die er ihr gab, konnten ihre Unruhe auf die Dauer nicht bändigen. In vieler Hinsicht erfreut ward er daher, als Mitte März die Nachricht eintraf, Luther sei am 7. März von der Wartburg nach Wittenberg zurückgekehrt. Da atmeten dessen zahlreiche Anhänger erleichtert auf und rüsteten sich, unter seiner Leitung weiter zu streiten mit dem Schwert des Geistes. Kühn und gewandt schwang das vor allen der Freiherr Hanns von Schwarzenberg. Graf Georg hatte durch Ritter Cronberg erfahren, der Fiskal des Reichskammergerichts wolle gegen den Kurfürsten Friedrich von Sachsen wegen seines Schutzes des Erzketzers Luther das Strafverfahren einleiten. Ergrimmt hierüber und besorgt schrieb Georg an den Fürsten und teilte ihm mit, daß er mit dem ganzen fränkischen Adel sich und ansehnliche Streitkräfte ihm zur Verfügung stellen würde, falls der Fiskal Ernst mache. Auch dem Vetter Schwarzenberg verkündete er dies. Aber gegen Ende April erhielt er tröstliche Nachricht. Der Kurfürst dankte dem Grafen und schrieb, daß das Reichsregiment — dank den eifrigen Mühen Schwarzenbergs — dem Fiskal scharf entgegengetreten und dessen Vorhaben verhindert worden sei.*) Auch Vetter Schwarzenberg schrieb Erfreuliches. Vom Reichstage war eine Deputation für Religionsstreitigkeiten eingesetzt und er darein gewählt worden.**) So wußte Georg alles in guten Händen.

Nunmehr wollte er in seiner Grafschaft das Evangelium planmäßig verkünden lassen. Abt Leyser hatte es schon gethan. In Heidenfeld im Amte Remlingen war das Pfarramt frei ge-

*) VIII, XI.

**) VIII.

worden; das verlieh er dem jungen Peter Hönerbuhel, welcher alsbald mit großer Kraft und gutem Erfolge predigte und wirkte. Auch Leonhard Knetzel in Niklashausen, Philipp Rupprecht im fernen Bellingshausen und Jakob Jedler in Reicholzheim u. a. m. verkündeten bereits das Evangelium. Doch fehlte noch ein Superintendent, ein Kirchenoberster fürs ganze Land. Ehe Georg zur Erlangung eines solchen Schritte thun konnte, ward ihm abermals ein kaiserlicher Auftrag; denn durch ein Schreiben (vom 26. April) des Fridericus palatinus locum tenens subscr. und des Albertus cardinalis mogunt. gebot Kaiser Karl dem ‚des Reichs lieben und getreuen Georgen, Grafen zu Wertheim‘ ingleichen dem Bischof Konrad von Würzburg, sie sollten auf Mangold von Eberstein weiter fahnden, dieweil dieser und seine Helfer gewohnheitsmäßig wohl weiter rauben und plündern würden.*) Der Bischof bat den Grafen, den Fehdezug zu übernehmen, stellte ihm von seiner Mannschaft und überließ ihm alles Weitere. In vierzehn Tagen schon hatte Georg die Raubgesellen aufgegriffen und in Würzburg abgeliefert, wo sie in finstren nassen Kerkern ihrer Strafe harrten. Im großen Vorhofe des bischöflichen Palastes ließ Georg seine Mannen halten; seiner Ritter etliche hieß er im Vorraum zum Audienzsaale warten.

Bischof Konrad dankte dem Grafen in einer Weise, welche diesem nicht gefiel. Halb huldvoll von oben herab, halb gezwungen kam dieser Dank heraus. „Wir loben Euch,“ sagte der Bischof am Schlusse seiner Rede, „daß Ihr unserer Weisung alsbald nachgekommen seid, und würden Euch noch mehr loben, wenn Ihr nicht im Verdachte stündet, der lutherischen Ketzerei ergeben zu sein. Wir versehen uns Eurer Besserung und unbedingten Gehorsams gegen unsre heilige Kirche, widrigenfalls —“ Georg staunte ob des frechen Tones. Um des Bischofs Hochmut zu begegnen, trat er in stolzer Haltung hart an ihn heran und

*) I, II.

wiederholte, als Konrad stockte: „Nun? Widrigenfalls?“ — „Es sollte mir leid thun,“ fuhr der Bischof streng fort, „wenn in der nächsten Nähe meines Bistums das Gift der Ketzerei durch Euch verbreitet würde. Bedenkt, was das Euch kosten würde. Ein Wort von mir und Ihr seid verloren.“

Der Graf sah ihn mit festem Blicke an und entgegnete vornehm: „Konrad von Thüngen! Ihr vergesset, daß Ihr des Kaisers Reichsunmittelbaren vor Euch habt! Ihr erfrecht Euch, von dem Dienste, den Seine Majestät gefordert, zu sprechen, als hättet Ihr den Auftrag mir gegeben. Nur noch ein einziges Wort der Art und Ihr sollt erfahren, was außer dem hochwürdigen Bischof Laurentius all Eure Vorfahren erlebt haben: Daß Wertheim jede Anmaßlichkeit herrschsüchtiger Priester scharf gezüchtigt hat.“ — „Hoho!“ rief der Bischof in höhnischem Hochmut. „Mir scheint, Euch wächst der Kamm. ‚Bischöfliche Gnaden‘ habt Ihr mich anzureden, merkt's Euch!“ — „Ihr habt mich nicht zu Ende sprechen lassen, Thüngen!“ fuhr Georg mit eisiger Kälte fort, „scheint auch nicht die geringste Kenntnis von der Geschichte Eures Bistums zu haben. Schlagt nach und Ihr werdet finden, daß alle freche Anmaßung Würzburgs gegen Wertheim von je durch Spruch Kaiserlicher Majestät zurückgewiesen, oder, wozu's mich sehr gelüstet, durch unsres Schwertes Schärfe nach Gebühr derb gezüchtigt worden ist. Und wagt Ihr's noch dazu, zu maßregeln und zu bedrohen, was ich von geistlichen Dingen denke, so bedarf es meinerseits auch nur eines Wortes und Ihr seid verloren —“ — „Unverschämter!“ rief der Bischof, „Ihr sollt mir —“ Doch Georg ließ ihn nicht ausreden und fuhr fort: „Man wird mit Euch kein Federlesens machen. Euer Palast wird niedergebrannt und Euer Haupt, wie's argen Friedensbrechern geziemt, unters Beil gelegt, obgleich Ihr Euch Bischof nennt. Und wenn Ihr glaubt, mir in der Fehde gewachsen zu sein, so irrt Ihr Euch. Im Notfall stünde mir übrigens der ganze Adel Frankens bei, der nur darauf

wartet, Euch, der zuvor Freundschaft für Luther heuchelte und erst nach dem Wormser Edikt sich erschrocken und feig gegen ihn wandte, seine Aufwartung zu machen, wenn auch in einer Euch unliebsamen Weise."

Während dieser Rede hatte sich Bischof Konrad zornglühend hin und her gewendet. Er konnte seine Wut nicht länger verbergen, klingelte und rief dem dienstthuenden Ritter zu: „Sofort verhaftet diesen Störer des Hausfriedens!" Der Ritter ging erstaunt ab und brachte sechs bischöfliche Reißige herbei. Während dessen hatte Georg kaltblütig zur Thür hinausgerufen: „Ritter von Yseneck! besetzt mit unsren Mannen alle Ausgänge des Palastes und laßt niemand aus noch ein. Von den Truppen im Hofe sollen zehn Mann heraufkommen. — Kollenberg und Wenkheim! tretet ein! Der von Thüngen will mir an den Kragen."

Der Bischof ward kreidebleich; er hatte keine Ahnung, daß der Graf so starken Schutz bei sich hatte. Wenkheim und Rüdt waren wohl erstaunt, standen aber fast vergnügten Antlitzes an ihres Herrn Seite. Rüdt spielte schmunzelnd mit dem Schwertgriff und vom Vorsaal her tönten die schweren Tritte von Georgs gepanzerten Reitern. Hinter Konrad hatten sich die bischöflichen Reißigen aufgestellt.

Als der Bischof den Ernst sah, den der Graf machte, wie auch die Gefahr, in der er, der Überrumpelte, sich augenblicklich befand, suchte er den ganzen Vorfall ins Lustige hinüber zu spielen. Er trat einen Schritt vor und begann lächelnd: „Ihr habt ein lustig Stücklein aufgeführt, Herr Graf! hätt nicht gedacht, daß Ihr so spaßhaft könntet sein. Es ist jetzt Essenszeit. Kommt mit an unsre Tafel! auch Ihr, Wenkheim und Kollenberg. Beim Weine wollen wir über die Musterung unsrer Truppen herzlich lachen." — „Ehe ich auf diese Einladung antworte," entgegnete Georg, „schickt Eure Leute fort; so wird sich's besser ziemen." Auf einen Wink des Bischofs entfernten

sich die Diener, darauf Gorg fortfuhr. „Mag's sein, daß Ihr die Sache ins Lächerliche ziehet. Doch so geh ich von Euch nicht fort. Ich fordere zuvor, daß Ihr mir Abbitte leistet." Geschmeidig, für Wertheim überraschend schnell erwiderte der Bischof: „Ihr nehmt die Sache allzuernst, Herr Graf. Mag es auch sein, daß ich unmutig ward über des Wittenbergers Ketzerei, so soll es mir doch nicht in den Sinn kommen, Euch und Eurer wohlverdienten Würde zu nahe zu treten." — „Ihr habt's gehört!" sagte Georg zu seinen Vasallen. „Ich will mich damit begnügen. Nun kommt, daß wir dieses gastliche Haus verlassen." Sprach's, verneigte sich kurz und verließ mit seinem Gefolge den Palast.

Jetzt aber meldete sich der Magen. Der, so nahm Georg anfangs an, hätte im Bischofssitze sich stärken sollen. Dies war unmöglich geworden. In einer Herberge Würzburgs zu speisen, fand der Graf nicht für geraten; er traute dem Bischof nicht. So blieb nichts andres übrig, als in dem eine starke Stunde entfernten Oberzell sich zu sättigen; hier gab es in der Herberge reichlich Vorrat. Während des einfachen Mahles erzählte Georg seinen Vasallen den Hergang. Die Truppen, die sich draußen gelagert, erfuhren nichts davon. Doch eine Ahnung mochten sie haben; denn als nach dreistündiger Rast der Heimritt angetreten ward und ein dichter Wald kühlen Schatten bot, sangen sie das bekannte Liedlein:

Graf Jörg der ist ein kühner Mann,
Sein' Feinde greift er tapfer an
Mit eigner Person und —

Ein Schuß aus dem Walde unterbrach die Singenden. Diese stutzten, denn sie sahen, daß die voraufreitenden Ritter abgestiegen waren und um ihren Herrn standen. Eine Kugel hatte dessen Pferd niedergestreckt. „Zehn Mann abgesessen und schnell hier in den Wald hinein!" kommandierte Wenkheim. „Bringt jeden, den Ihr findet, hierher."

Georg war unverletzt, mußte aber ein andres Pferd besteigen. „Nachdem, was wir von Euer Gnaden und selbst gehört,“ sagte Wenkheim, „ist mir gewiß, wer den Mörder gedungen; wir sind noch auf würzburger Gebiet.“ — „Ich glaube auch zu wissen, woher die Kugel kam,“ fuhr Georg fort, „bald wird es sich ergeben.“ Es wurde im Walde lange und sorgfältig gesucht, auch Spuren wurden gefunden; doch verloren sich die in einem Sumpf. Die Knappen brachten nichts mit, als eine im Waldgrase liegende große Büchse. Der Altknappe Schott betrachtete sie genau und sagte: „Euer Gnaden! ich erkenne die Feuerbüchsen genau am Schaft und Lauf. Mich soll der Teufel holen, wenn das keine bischöfliche ist. Hier ist's Zeichen eingebrannt.“

Georg betrachtete das Feuerrohr mit einem ‚Hm!‘ und mahnte danach: „Es kann sein. Schweigt gegen jedermann von diesem Schuß. — Und zu Wenkheim gewendet, sagte er: „Schickt diese würzburger Büchse an den Bischof und schreibet ihm: sie wäre in seinem Walde gefunden worden, nachdem die Kugel nur mein Pferd getötet.“ —

In Wertheim empfing ihn Margaretha mit stürmischer Umarmung. Er war doch schon wie oft vom Hause fern gewesen und Margaretha an sein Gehen und Kommen gewöhnt; doch so wie heut hatte er sie noch nie gesehen; ihre Erregung fiel ihm auf, zumal sie nichts von jenem Anschlag auf sein Leben wußte. Den Grund zu dem erregten Wesen behielt Margaretha für sich; daß sie noch immer Sorge um des Gemahls Leben hatte, sollte er nicht erfahren. Weiteres Forschen ward bald verdrängt; am Tag darauf kam Vetter Schwarzenberg nach Wertheim, der brachte manche wichtige Nachricht mit. Er meldete zuerst, daß Margarethas Mutter, die verwitwete Gräfin Magdalena von Montfort-Tettnang, sich demnächst mit ihres verstorbenen Gemahls Vetter, Johann II. vermählen werde.*) Der Freiherr setzte nichts

*) XX.

hinzu. Er sah voraus, daß diese Nachricht in Wertheim betrüben würde, denn Gräfin Magdalena war bald 50 Jahre alt. Ihre religiösen Anschauungen erweckten in Margaretha Hoffnung, daß sie der neu erschloßnen Lehre zugethan sei. Doch Johann II. war strenger Katholik, also daß die Verbindung mit ihm jene Hoffnung vernichtete.

Georg schwieg ernst und um Margarethas Mund lagerte sich ein Zug des Grames. Sie blickte auf die Seite, daß niemand ihre Thränen sehen sollte. Geschickt ging Schwarzenberg schnell auf etwas anderes über. Er müsse am 25. Mai in Wien eintreffen, um dort an Verhandlungen wegen eines zu erwartenden Türkenkrieges teilzunehmen.*) Mit Sorgen reise er dorthin, denn sein teurer Herr, Bischof Georg von Bamberg, sei so gefährlich erkrankt, daß er fürchte, ihn nach der Rückkehr nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Diese Nachricht bewirkte, was der Freiherr wollte; sie verdrängte zeitweilig die erste und Georg ward sehr nachdenklich. „Mich dünkt, die tödliche Krankheit des hochwürdigen Bischofs kommt sehr plötzlich. Ist er etwa in Rom unbequem geworden?“ — „Auffällig ist's, daß edle freie Geister so schnell dahinsterben,“ sagte Schwarzenberg finster. „Es kann sein, daß man des Bischofs Ableben wünscht; er ist den Römlingen zu geistreich und zu fein gebildet. O Georg!“ fuhr Schwarzenberg bewegt fort. „Wie ist es schön in unsrem Bamberg! Die Geister haben sich längst dem Licht des Evangeliums erschlossen, Dank dem edlen Bischof. Du hättest ihn sehen sollen, wie er nach der leipziger Disputation von jenem Prahlhans Dr. Eck sagte: ‚Der Luther hat einen vornehmen Geist; der Doktor Eck aber gehört zu den niedrigsten Amphibien. Ich will, was ich vermag, ihm scharf entgegentreten.‘ Als er das sagte, spiegelte sein Auge den inneren Adel wider. Zu Füßen hätte ich ihm fallen mögen, wenn er nicht dereinst gesagt hätte: ‚Vor Gott

*) VIII.

nur beuge man die Knie und nicht vor sündigen Menschen.‘ Unter seinem Schutze predigt sein Kaplan Johann Burkhard das reine Evangelium und verteidigt Luthers Sätze. Unter seinem Schutze drucken die Erlinger die goldenen, geistklärenden Worte und Volk und Adel beten Gott an allein in Christo Jesu, der für uns gestorben. Weg ist alle Knechtschaft der Gewissen; frei der Gedanke und darum rein und lauter ergeben dem Höchsten. Ein neuer Morgen ist herangebrochen, sein sanftes Rot erleuchtet jede Brust. Und sollt mein teurer Herr von hinnen gehn — die schönste Erbschaft hat er hinterlassen auch in meinem Herzen: Er hat bewahrt innigste Verbindung mit Gott durch unsern alleinigen Seligmacher Jesum Christum im Glauben, der in der Liebe thätig ist. Was gibt es denn noch Schönres auf der Welt, als die Predigt von der Liebe? Muß denn nicht alles ird'sche Sorgenwerk im Nu verschwinden gegen dieses eine: Aus Liebe zu der Menschheit hat er sich aufgeopfert, auf daß das Gesetz erfüllet werde und wir Frieden hätten? O könnte meine Kunegundis herabschauen auf diese wüste Erde, sie würde in meinem Herzen geschrieben finden: Dein vergeß ich nimmermehr! Doch sei getrost, ich habe den gefunden, der alle Mühseligen und Beladenen erquicken will voll unendlich erbarmender Liebe.“ —

Schwarzenberg hielt inne und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. Margaretha aber hatte ihre Hände gefaltet und blickte verklärt nach oben. Und diese Hände faßte Georg und drückte sie an seine Lippen. In seine Begeisterung für die gemeinsame große Sache hatte sich durch Schwarzenbergs Gedenken seiner Gattin ein wehmütiger Gedanke eingemischt; ihm war, als müsse er seine Liebe zu Margaretha verdoppeln und verdreifachen. Als sie nach oben schaute und ihr Antlitz den Ausdruck gewann, als hätte sie mit dieser Erde abgeschlossen, durchzuckte ihn plötzlich der unruhige Gedanke: wer weiß, wie lange sie noch an deiner Seite weilt.

Margaretha brach zuerst das Schweigen. Sie legte einen Arm um des Gatten Schulter und sagte: „Mich dünkt, so herzerquickende Stunden haben die Papisten doch nicht. Sie können weiter nichts als zwingen, martern, foltern und das Leben rauben, aber der Seele Freudigkeit in Christo vermögen sie nicht zu nehmen. Und diese geht doch über alles.“ Ein Druck von Georgs Arm bestätigte seine Übereinstimmung. Schwarzenberg hatte sich bald wieder gesammelt und sagte: „Hab's in der lateinischen Bibel gelesen, da der Herr sagt: ‚Wenn zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen‘. Auch jetzt war er bei uns; das kündete schon unser langes Schweigen; denn seine Nähe spüren und seinen Frieden empfinden, ist unaussprechlich. — Schon spricht man, daß an meines teuren Herrn Stelle Weigand von Redwitz treten werde. Ich versehe mich zu ihm nichts Gutes. Doch wie's auch kommen mag — ich werde treu ausharren für die Sache des Herrn und Ihr, das weiß ich, ebenso.“ — „Du hast Recht gesprochen!“ sagte Georg. „Keine Gefahr wird uns abhalten, noch Verfolgung. Die fängt schon an, sich kund zu geben. Hans Sachs hat mir geschrieben, daß Gallus Korn im Predigerkloster zu Nürnberg sollt um seines evangelischen Predigens willen eingekerkert und erdrosselt werden.*) Die Bürger Nürnbergs aber sind mit Äxten und Hämmern vor das Kloster gezogen und haben ihn befreit, also, daß er entweichen konnte. Den Augustinerprediger Jakob Probst in Andorf haben sie in ein greulich Verließ gesteckt. Die evangelisch gesinnten Bauern haben das Haus zerschlagen und ihren teuren Gottesmann erlöst. Auch im Meißnerlande wütet man gegen die Verkünder reiner Lehre. Watzdorf hatte jüngst an Wenkheim geschrieben, es ginge unter Herzog Georg recht sauber christlich zu. Den Pfarrer zu Glashütte hatte

*) XIII.

man im Gefängnis erwürgt.*) Darob ergrimmte der Bischof von Lochau und warf dem meißner Bischof vor, er hätt's gethan.*) Das wird dem Lochauer übel bekommen. — Gott hat mir Macht gegeben; ich wende sie an. Wer flüchtig ist um des Herrn willen, soll jederzeit in meinem Wertheim eine sichere Freistatt haben." — „Hab im Stillen auch erwartet," sagte der Freiherr, „daß du gleich Franz von Sickingen deine Veste zu einer ‚Herberge der Gerechtigkeit' machest. Es wird notthun, daß deren sich noch viele erschließen, denn aller Orten, wo man, wie in Bremen, Breslau, Camin, im Norden, Osten, Süden und Westen gar eifrig evangelischer Pfarrer begehrt, wird's Verfolgung geben. Thoren sind die Papisten, die, weil zu beschränkt und weltlich, mit Schwert und Feuer wähnen den Geist der Wahrheit dämpfen zu können. — Mein Freund Erasmus ist ein Humanist und Humanisten besitzen bei aller Wissenschaft nur einen engen Horizont. Daß darüber hinaus noch viel Erhabeneres und Größeres liegen kann, dies einzusehen sind sie zu einseitig. Aber Erasmus sieht weiter. Voll Entrüstung schrieb er mir von einem Pfarrer seines Heimatlandes, mit Namen Heinrich Moller aus Zütphen,**) auch Heinrich von Zütphen genannt; der sei ob seines Predigens in Bremen von den Pfaffen beim Rate verklagt worden. Der Bischof wollt ihn ins Gefängnis haben. Der Rat jedoch wies die Pfaffen energisch ab und ließ Heinrich weiter predigen. Drauf sendete der Bischof etliche Kapläne, zu hören, ob er durch seine Predigt nicht dennoch zu fangen sei. Obschon die Kapläne ausgesagt, sie könnten nichts Strafwürdiges in seiner Predigt finden, ließ ihn der Bischof doch nicht aus dem Garne. Als nun Heinrich in Meldorf im Dithmarschen predigte, hetzte der Bischof die Bauern gegen ihn auf und nun sitzt er gefangen.**)

---

*) XIII u. a. m.

**) XIII, XXIII u. a.

Wer weiß, was das Scheusal von Bischof mit ihm macht. Erasmus bat, ich solle meinen Herrn veranlassen, daß er sich für Zütphen verwende; allein bei seiner schweren Krankheit kann er nichts mehr thun." „Das wird dem Bürger Thomas Rank leid sein," sagte Margaretha; „denn der ist nah verwandt mit dem aus Zütphen." „Auch in unsrer Nähe wird es immer reger," begann Georg zu erzählen. „Du kennest Hartmut von Cronberg?" — „Ich kenne ihn; ein thatkräftiger, lauterer und gelehrter Mann. Wenn nur sein unruhiger Schwager Sickingen ihn nicht in kriegerische Verwicklungen zöge. Er könnt als Verbreiter des Evangeliums weit mehr nützen." — „Das ist es just, wovon ich reden wollte. In Frankfurt hatte der Pfarrer Ibach seit Worms offen für die Reformation gepredigt; der Rat und fast die ganze Stadt fiel ihm zu. Doch der fanatische Finsterling, Pfarrer Meyer, setzte beim Erzbischof von Mainz durch, daß Ibach und sein Mitkämpfer Brunfels die Stadt verlassen mußten. Jetzt trat Hartmut von Cronberg als deren Verteidiger auf und schlug am sechzehnten Mai am Marienthor eine klare und geharnischte Schrift an ‚gegen die falschen Propheten und Wölfe'.*) Hutten aber, immer schlagbereit, schickte dem Peter Meyer einen Fehdebrief, worin er ihm den Frieden aufkündete, falls er den Ibach nicht predigen lassen würde.*) Die Schrift Hartmuts ist edel und faßt den Stier bei den Hörnern. Darin sagt er: ‚Die Lehre, so Doktor Luther gepredigt, ist nicht seine Lehre, sondern ist geflossen aus dem Bronnen Christo Jesu. Wer dieser himmlischen Lehre folgt, der folgt nicht Luthern, sondern Christo. Wir glauben Doktor Luthern nicht ferner und weiter, denn so viel wir im heiligen Evangelio gegründet finden', und nun folgte dessen klare Darlegung und Verurteilung dessen, was wider die Schrift ist. Noch vor der Veröffentlichung hatte Hartmut dem Doktor Luther ein Exemplar

---

* XXIII etc.

geschickt; der aber war gar hoch erfreut und schrieb dem Ritter einen erhebenden und aufmunternden Brief.*) Leider freilich hat Harmut seinem Schwager zugesagt, mit ihm gegen den Erzbischof zu Trier im August zu Felde zu ziehen. Nicht vermochte ich, es ihm auszureden." — Das gegenseitige Sichaussprechen hat einen großen Wert. Viele Gedanken, die man in sich herumgetragen, werden dadurch geklärt und berichtigt. Das fand auch hier statt und neu befestigt schied man voneinander.

Von nun an reihete sich ein Ereignis an das andere, was viel beschäftigte. Am 31. Mai starb Bischof Georg von Bamberg, Tausende in tiefer Trauer zurücklassend. Am 4. Juli erließ der Kaiser ein Reskript an den Rat zu Frankfurt: Er solle die Geistlichkeit gegen die Drohungen des Adels schützen.*) Es hat nichts genützt; der Rat blieb der evangelischen Sache treu. Am 8. Juni ward Schwarzenbergs Vermutung zur Wahrheit: Weigand von Redwitz folgte in der bischöflichen Regierung. Daß ein so starker Freund der Reformation wie Sickingen mit Hartmut und anderen Anfang August gen Trier zu Felde zog, erschien dem Grafen Georg bedenklich. Beide wären wegen ihres offnen Wirkens für die neue Lehre wohl kaum gefährdet gewesen. Hier aber war der Grund zum Streite ein politischer und das mußte den Personen und der Sache schaden.

Weit besser klang die Nachricht in einem Briefe Ernfrieds an den Grafen: Daß Schwarzenberg in das Reichsregiment als dessen Mitglied erwählt worden sei**) und Kurfürst Friedrich dem diesjährigen Reichstag persönlich beiwohnen werde. Dies mußte den Grafen Georg doppelt erfreuen; einmal war jene Wahl eine ganz außerordentliche Auszeichnung für den Vetter und andernteils gewann die gemeinschaftliche Sache an höchster Stelle einen thatkräftigen Förderer.

---

*) XXIII etc.

**) VIII.

In der nahen kurmainzischen Stadt Miltenberg am Main hatte Johann Draco eine evangelische Gemeinde gegründet. Das mahnte den Grafen Georg, nun auch in Wertheim hierin vorzugehen. Er schrieb an Luther und bat, ihm einen tüchtigen Prediger zu senden; der solle von seinem Tische versorgt werden und 100 Goldgulden als jährliche Besoldung erhalten.*) Über so hohe Summe erfreut, antwortete Luther mit der Nachricht, daß der Dr. Jakob Strauß nach Wertheim kommen werde. Bei allem redlichen Eifer für die Verbreitung des Evangeliums war dieser aber ein unruhiger Geist, der nicht lange in Wertheim aushielt. Während Georg am 18. August**) der Feier zur Vermählung des glücklichen jungen Grafen Philipp von Rieneck in Erbach beiwohnte und nicht lange darauf der Hochzeit Magdalenas von Montfort, war Strauß fortgezogen.***) Georgs Gemahlin Margaretha, die wegen Erkrankung ihrem Gatten nicht nach Tettnang folgen konnte, vermochte nicht, den neuen Prediger zum Bleiben zu bewegen. Der September hatte begonnen und noch immer keinen Oberprediger gebracht. Doch endlich sandte, auf neues Ansuchen Georgs, Luther einen solchen. Es war ein würdiger Greis von mehr als 60 Jahren mit Namen Franz Kolb aus Lörrach.***) Der ging rüstig ans Werk und gründete in selbem Jahre 1522 Hand in Hand mit Georg in Wertheim und der ganzen Grafschaft evangelische Gemeinden. Diese wuchsen mit rasender Geschwindigkeit, denn das Volk hatte lange schon sehnsüchtig geharrt, Gottes Wort rein und lauter hören zu können. Als Kolb sich beim Grafen in der Veste meldete, überreichte er zugleich ein Schreiben Luthers und etliche Bücher gleichen Inhalts. Ein Blick hinein und Georg eilte an Margarethas Krankenlager. Die sah sein Antlitz durch Freude er-

*) XV, I, II.
**) XIV.
***) XV.

hellt und sagte: „Ich seh dir's an, mein Gemahl, du bringst mir etwas Gutes; vielleicht Arznei für meine Seele.“ — „Hast recht geraten!“ rief Georg; „schau her! wonach wir lange uns gesehnt: Das neue Testament, vom Doktor Luther übersetzt ins Deutsche.“ Wie gewaltig dies auf das gräfliche Paar und alle Heilsbedürftige wirkte, wird mancher unsrer Zeit nicht recht begreifen können. Wer Deutschlands Zerrissenheit und schmachvolle Behandlung seiten andrer Nationen gekannt und zähneknirschend die Faust dazu geballt, der hat, als Sieg auf Sieg im Jahre 1870 gemeldet und bald darauf die volle Einigung Deutschlands unter einem starken Kaiser und Kanzler zu stande gebracht ward, laut vor Freude unter Thränen gejubelt über das lang und heiß Ersehnte. Das neue Geschlecht aber, welche die großen Errungenschaften auf dem Präsentierteller überkommen hat, weiß nichts von dem hohen Grade der Begeisterung und Wonne. Da hatten sich nicht wenige, die sich gegenseitig feindselig gesinnt waren, am 2. September umarmt und gerufen: Alles sei vergessen und vergeben. Es war eine hehre und heilige Zeit, die Zeit der Versöhnung und die Zeit der christlichen Demut, mit welcher der greise Kaiser Wilhelm ausrief: „Welch eine Fügung d u r c h G o t t e s G n a d e!“

Gedenkt man aber jener Zeit, die uns jetzt beschäftigt, des fürchterlichen Druckes auf die Gewissen, des heidnischen geldgierigen Wesens derer, die das Christentum verkünden sollten, deren scheußlichen Betrügereien und entsetzlichen blutigen Verfolgungen und Todesmartern gegen Andersgesinnte; gedenkt man der unendlichen Sehnsucht aller redlichen Religiösen, das Wort Gottes lauter und rein hören zu können zum Troste und zur Stärkung fürs Leben, so wird es klar, um wieviel mächtiger die Begeisterung damals bei Erlangung nicht eines politischen, sondern des noch viel höher stehenden g e i s t i g r e l i g i ö s e n Gutes sein mußte, als das Wort der Schrift für alle verständlich d e u t s c h zu lesen war.

Jetzt ging allen ein Licht auf, wie falsch und gottwidrig so viele Lehren waren, welche die Pfaffen zu ihrem irdischen Nutzen betrügerisch ausgegeben, und 's war doch alles falsche Münze. Jetzt auch fand jeder, der's mit sich und seiner Stellung zu Gott genauer nahm, die rechte Richtschnur und den rechten Balsam. Um wieviel höher stand die Begeisterung als anno 1870. Hier sonnte man sich zugleich in irdischem Ruhm; dort war kein Ruhm zu holen, vielmehr ging's den Begeisterten ans Leben. Jetzt auch drang das Licht von oben in die Klöster. Abt Leyser war einer der ersten, die frei und offen das Evangelium predigten, losgelöst von dunklen Menschensatzungen. Der größte Teil der Bürger Wertheims gehörte zur neugebildeten evangelischen Gemeinde. Graf Georg ließ in der ganzen Grafschaft verkünden, daß niemand Gewissenszwang erfahren solle, nach keiner Seite hin. Geschützt soll jede Glaubensart bleiben, wenn sie nicht offenbarlich wider Gott streitet. So wuchs mit Macht die alte neue Lehre in der Grafschaft wie im Herzen Margarethas und Georgs. Was unverständlich war erklärte Kolb, und Tag für Tag wurden die Evangelien durchsprochen. Briefe flogen hin und her unter Gleichgesinnten. Hans Sachs schrieb hoch begeistert, auch daß er Luthers sämtliche Schriften gar fest gebunden in seinem Hause und Kopfe habe. Ein Lied wolle er dichten auf die wittenbergische Nachtigall, das er dem großen Manne im nächsten Jahre widmen werde. Durch den ermöglichten Einblick in das neue Testament reiften die Geister im ganzen deutschen Reich, also, daß dies großen Einfluß gewann auf den Reichstag zu Nürnberg, als die letzten Monate des Jahres begannen. Papst Hadrian ließ durch seinen Nuntius verlangen, daß mit dem Wormser Edikt gegen Luther Ernst gemacht werde. Die Stände hatten hierauf eine von Schwarzenberg verfaßte energische Antwort gegeben. Trotz der Gegnerschaft der Kleriker beschloß man: ‚Die Ausführung des wormser Edikts wird abgelehnt. Als einziges Mittel zur Beilegung des Zwie-

spaltes wird die baldige Berufung eines christlichen freien Konzils in einer deutschen Stadt gefordert. Für die Zwischenzeit aber soll die Predigt des Wortes von den Schranken der römischen Dogmen befreit sein.‘

Es war ein vielbewegtes Jahr, in welchem mancher, der sich zu hohen Dingen berufen fühlte, auch als Reformator auftreten wollte. Andreas Bodenstein, genannt von Karlstadt, geriet in tolle Schwärmereien und entfernte sich von Luther. In Wittenberg und Zwickau gährte es; Wiedertäufer traten auf und Thomas Münzer machte von sich reden. Solche Verirrungen waren den Widersachern der Reformation willkommen. Wenkheim kam von einer Reise ins Meißnerland zurück nach Wertheim und konnte hiervon viel berichten. „Der Herzog Georg von Sachsen,“ erzählte er dem Grafen, „ist fortgesetzt dermaßen erbittert auf Luther, daß er die zwickauer Mißbräuche und Verirrungen lediglich ihm und seiner Reformation zur Last legte. ‚Warum ließ man die freie Lehre aufkommen?‘ sagte er; ‚da haben wir nun die Folgen.‘ Ich hatte ohnehin keinen Respekt vor dieses Fürsten Denkkraft, aber für so beschränkt hätte ich ihn doch nicht gehalten.“ — „So machen es alle,“ sagte Graf Georg, „die feind sind jedweder Verbesserung. Mißbräuchliche Verirrungen werden von kurzsichtigen Menschen stets auf eine gute Sache geschoben, und so wird's bleiben, so lange die Erde besteht. Auch in Wertheim sind solche Verirrungen entstanden; doch hoffe ich, sie werden an dem gesunden Sinne der Wertheimer scheitern.“ Hierbei hatte Georg einen in der Stadt eingetretenen Zwiespalt im Sinn. Die größte Mehrheit der Bürger hielt seit dem Erscheinen des deutschen neuen Testaments und nach Kolbs Predigten zum Evangelium. Ein Teil der Bewohner war katholisch geblieben und eine dritte, wenn auch kleine Schar betrachtete den Ägidius als ihren Apostel. Der hatte eine Druckschrift herausgegeben, betitelt: ‚Ein ernstes Wort des Ägidii an denkende Menschen.‘ Gedruckt war es in Frankfurt. „Etwas Verwor-

reneres und Überspannteres habe ich noch nie gelesen," sagte Georg zu Wenkheim. „Ägidius predigt, daß Christus ein gewöhnlicher Mensch und niemals göttlicher Natur gewesen; daß die Bibel ein Menschenmachwerk und voller Unwahrheiten sei. Der Mensch könne und dürfe nur das glauben, was dem Verstande faßbar und beweislich sei. Ägidius ist so huldvoll, an einen Gott zu glauben. Wie Gott faßlich und durch den Verstand begreiflich sein soll, das zu erfahren, bin ich begierig." — „Der Mensch ist wohl verrückt!" sagte Wenkheim. — „Ich glaube auch, daß es in seinem Gehirnskasten nicht ganz richtig ist. Daß er einige Anhänger hat, wundert mich nicht; Schwachköpfe wird es zu allen Zeiten geben. Gelegentlich will ich ihm einmal auf den Zahn fühlen."

Das sollte noch im selben Jahr geschehen. Einen gab es in der Stadt, der den Zwiespalt unter den Christen mit einer gewissen Genugthuung beobachtete; das war Samuel. Bei seinen Stammesbrüdern kam so etwas nicht vor; die waren einig. Darum hob sich sein Haupt stolz und um den Mund zeigte sich ein hämisch Lächeln, sobald er Ohrenzeuge ward von Zänkereien. Wenngleich Ägidius ihm gegenüber von nur einem Gott sprach und daß er nicht noch an zwei andere Götter wie diesen Christus und den heiligen Geist glauben könne, also geistig noch verwandt sei mit den Juden, so konnte ihn Samuel doch nicht leiden. Des Ägidii anmaßlichen Hochmut, seine Selbsteingenommenheit, mit der er den Verstand allein gepachtet haben wollte, stießen den Juden ab. Nicht minder des Mannes schwaches Begriffsvermögen und der Gedanken Verworrenheit; denn Samuel war ein heller Kopf und scharfen Verstandes; darum er denn auch mit Erstaunen von der Wirkung des neuen Testamentes unter den Bürgern Kenntnis nahm; schien ihm doch, als seien letztere seit der Zeit weniger unfreundlich zu ihm. Gern hätte er aus Neugier einmal einen Blick in jenes Buch gethan, um keinen Preis aber darum gebeten. Sein Glaube war zu felsenfest. Nur eines mangelte

ihm an seiner Religion: Er konnte in ihr keinen genügenden Trost finden, wann er sich dem Gedanken an den Verlust seiner Lea schmerzlich hingab; wann er des Mordes und traurigen Schicksales seiner Kinder und Frau gedachte.

In solchem Schmerze hatte ihn Margaretha einst überrascht. Sie konnte ihn nicht trösten, da er des Quelles aller Tröstungen nicht achtete. Manch ein Gespräch mit Georg hierüber führte zu nichts. Als aber das neue Testament erschienen war, fuhr es dem Grafen wie ein Blitz durch den Kopf: ‚Wie wäre es, wenn Samuel das Buch erhielte!?‘ — Bald darauf ließ Georg das deutsche neue Testament durch Kolb dem Juden überreichen, doch mit der Weisung, daß ersterer kein Wort von Belehrung sprechen solle. So hatte ihm Kolb auch weiter nichts gesagt als: „Seine Gnaden, der Herr Graf, senden dir dies Buch, auf daß du Trost darinnen finden mögest, sobald dein armes und gedrücktes Herz zerrissen ist vor Schmerz über dein Töchterlein Lea und dein einsam Leben.“ Da hatte Samuel nichts darauf erwidert, sondern nur gedienert, das Buch nach Kolbs Fortgang mit einer Zange angefaßt und in einen versteckten Winkel gelegt. Ins Feuer wollt er's anfangs werfen; aber der Graf und die Gräfin waren von jeher immer menschenfreundlich zu ihm gewesen; auch mochte wohl ein wenig Neugier beigetragen haben.

Mit Thomas Rank war eine Veränderung vor sich gegangen. Der alten Kirche fest anhangend, hatte er das freie Predigen seines Vetters Heinrich Moller von Zütphen streng verurteilt. Finster und verschlossen ward er und betrübt, denn er und Heinrich hatten sich von Jugend auf lieb gehabt. Als aber Rank erfahren, wie heftig man ihn verfolge und daß noch Schlimmes in Aussicht stünde, gewann in ihm die alte Liebe die Oberhand. Er unternahm die große gefahrvolle Winterreise, um den Vetter zu retten von dessen Verfolgern und — wie er meinte — von der wittenberger Seuche, die ihn angesteckt; er wollte ihn, nachdem er ihn geborgen, bekehren.

Unterdessen begab es sich in Wertheim, daß die Bürger beiderlei Glaubens immer häufiger ihre Stimmen gegen Ägidius erhoben, so laut und oft, daß Graf Georg ihren Vorstellungen endlich Gehör geben mußte. Er beschied den sonderlichen Reformator zu sich. Ägidius trat sehr sicher auf, als er auf des Grafen Verlangen sein Glaubenssystem, wie er's nannte, vortrug. Er war von der Wichtigkeit seiner Person so eingenommen, daß er, sich stolz brüstend, das schwache Lächeln, das um des Grafen Lippen schwebte, für Wohlwollen hielt. Georg wollte ihn wie früher mit ‚Ihr' anreden, konnte sich aber dazu nicht entschließen. Als Ägidius seinen langen Sermon geendet, entgegnete ihm der Graf gelassen: „Schon seit langer Zeit habe ich Klagen über dich gehört. Ich habe die Leute bedeutet, sie sollen dich in Frieden lassen, nachdem ich erfahren, daß. dein Benehmen an sich kein gotteslästerliches und sonst anständig sei. Nun aber jene Klagen aus allen Schichten, von schlichten verständigen Leuten und hochgelahrten Männern, also laut wurden, daß ich gezwungen war, sie zu untersuchen, so habe ich dich geladen, deine Ansichten mündlich noch einmal mir vorzutragen. Ich hab dich ruhig ausreden lassen, Agidius. Auf jede Einzelheit zu antworten, ist nicht nötig; will darum nur Hauptsachen besprechen. — Was du in Druck und Rede kund gegeben als deine eigene Weisheit, ist alles längst schon dagewesen. Du bringst nichts anderes als abgedroschenes Stroh. Nur ruhig!" rief Georg mit ruhigem Ernste, als Ägidius auffahren wollte. „Du betrachtest als Grundprinzip: Man dürfe und solle nur das glauben, was der Verstand als beweislich einsehen könne. Von diesem Sprungbrett gehst du aus; das wollen wir im Auge behalten. Du sagst: Die Kirche lehre die Unwahrheit, wenn sie sage: Christus sei ein Gott und an zwei Götter könnest du nicht glauben. Sieh, Ägidius! hiermit beweisest du, daß du die heilige Schrift nur mangelhaft oder gar nicht studiert hast. Von mehreren Göttern ist nirgends die Rede. Wohl aber heißt es:

‚Ich und der Vater sind eins.‘ Wenn du das nicht begreifen kannst, muß es deswegen unwahr sein? Heißt das nicht soviel als: dein bischen Menschenverstand soll die Grundlage zu unsrer Religion sein, und nicht Gottes zahlreiche Offenbarungen, von denen die in Christo die wichtigste ist? — Mit dem, was du von ‚glauben‘ sagst, beweisest du deine große Unklarheit und Unkenntnis der heiligen Schrift. Das bloße Fürwahrhalten ist kein Glaube. ‚Der Glaube ist,‘ wie Hanns von Schwarzenberg vortrefflich sagt, ‚nicht der Glaube, daß ein Gott sei, den haben auch die Teufel, sondern der Glaube in Gott. Dieses Wörtlein in schließt in sich die große göttliche Zuversicht. Ohne diesen Glauben aber kann es keine wahre, uneigennützige Liebe geben, die nicht allein die Schrift, sondern auch die Vernunft lehrt.‘ Du leugnest jedes Wunder und scheinst nicht einmal zu wissen, was man unter Wunder zu verstehen hat. Vor Gott gibt's überhaupt kein Wunder. Er schafft nach seinen allweisen Gesetzen, von denen wir unendlich wenig kennen. Nur wir, wir Menschen nennen Wunder, was wir, weil's etwa vermeintlich gegen Naturgesetze geht, nicht begreifen können. Statt Wunder sollt man ‚Übermenschliches‘ sagen. Nun also: Was du nicht begreifen kannst, das soll überhaupt nie geschehen sein? Der allmächtige Gott, den du ja allergnädigst bestehen lassen willst, soll also dich wohl allemal fragen: Erlaubst du, allweiser Ägidius, daß ich etwas thue, was du nicht einsehen kannst? Sieh, Ägidius! du versiehest es in Einem, du bist einseitig. Du willst unsre christliche Religion nur mit dem Verstande erfassen, während doch das menschliche Gemüt vor allem Religion begehrt. Werde einmal recht unglücklich und zerschlagen, dann sieh, wie du durchkommst, sobald du dich und dein Schicksal nur durch die Brille des schwachen Menschenverstandes beschauest. Nur was dem Verstande beweislich ist, soll wahr sein? Gut! du sagst: Es gäbe ein Fortleben der Seele. Das ist nicht wahr! Denn unser Verstand begreift es nicht. Du sagst: Zeit

und Raum seien unendlich. Das ist nicht wahr, denn unser Verstand begreift's nicht. Du sagst, es gäbe einen allmächtigen Gott. Das ist nicht wahr! denn unser Verstand kann dies nimmer ausdenken. Du verurteilst die Bibel als ein Menschenmachwerk und sagst doch, daß du außer deinem Verstande auch glaubhaft erscheinenden Menschen glaubst? Du sagst: die meisten Geistlichen glaubten selbst nicht, was sie lehrten, lehren müßten. Eya! so hast du sie wohl gezählt und sind die Geistlichen von Glas, daß du das so genau weißt? Du sagst, wer den christlichen Bibelglauben habe, den wir gottlob durch Luther rein und lauter besitzen, sei denkfaul, ein Schwächling oder Heuchler! — Und da nennst du dich noch bescheiden? Du aufgeblasener Narr! Wie kommt's, daß wahrhaft große und grundgelehrte Männer aller Zeiten am Evangelio und an Christo gläubig hangen und daß sie sagen: Je mehr wir wissen, desto mehr wissen wir, daß wir nichts wissen —?" — „Die können sich geirrt haben," warf Ägidius selbstbewußt aus. — „So! und wenn die klarsten Menschenköpfe, begabt mit höchstdenkbarem Verstande, irren können, um wie viel mehr ist anzunehmen, daß ein so winziger und bewiesnermaßen unklarer Geist wie du, erst recht irren wird? Hast du denn den Verstand allein gepachtet? Ist denn des frommgläubigen Kopernikus Riesengeist — nach Menschenart — und andrer Hochverständiger nichts, gar nichts gegen deinen Verstand? Sieh, Ägidius, hättest du deine Gedanken bescheiden, klar und sachlich geboren, so würde sich mit dir noch reden lassen; denn ich erseh aus allem: du strebst nach Wahrheit und darum bist du religiös; zwar kalt zu Christo, doch dieser will sich auch den Kalten widmen, da er sagt: ‚Ach, daß du kalt oder warm wärest'. Nur die Lauen verwirft er. Indessen du bist hochfahrend dreist, verworren und über die Maßen eitel, also, daß es schade um jede Stunde ist, die man mit dir disputiert. Und wenn du —" — „Nein, Herr Graf!" rief der Reformator unterbrechend. „Ich bin durchaus nicht hochfahrend

und eitel.“ — „O nein, das bist du nicht!“ entgegnete Georg ironisch. „Ganz bescheiden schreibst du das Wort des großen Hutten als wie dein eignes an den Schluß: ‚Ich hab's gewagt!‘ —“ Von nun an sprach Georg mit starker verweisender Stimme und fuhr fort: „Der kann sagen ‚Ich hab's gewagt‘. Der hat zu wagen Gut und Blut; der hat schon kosten müssen die grimme Verfolgung seiner Feinde; der gibt sein Gut und Leben für die gute Sache her. Aber du? du? Was hast du denn zu wagen? Du weißt gewiß, daß ich als Mann von Wort alle anders Denkenden duldsam in meine Lande aufnehme. Du weißt, daß man dir hier nie ein Haar krümmen wird, so lang du nicht offenbar als Gotteslästerer, der du durchaus nicht bist, groß Ärgernis erzeugest. Und von deinen Seifenblasen, die bald zerplatzen werden, sagst du ‚Ich hab's gewagt?‘ — Menge mir unseren weisen und edlen Hutten nicht in dein Gewäsch! Das rat ich dir! — Wir Evangelischen sind durchaus duldsam, lassen jedem seine freie Meinung und wehren uns nur mit dem Schwerte des Geistes, daher du für deine Person nichts zu fürchten brauchst. Auch ist es wohl begreiflich, wenn manche Meinungsverschiedenheiten bestehen. Diese in bescheidener Weise aussprechen, kann unter Umständen sogar nur förderlich sein. Wohin aber soll es führen, wenn jeder einzelne seine Meinungsverschiedenheit drucken lassen und den unreifen Krimskrams seines Gehirns mit lächerlichem Dünkel anderen aufdringen will als das alleinig Wahre? Du bist gewiß ein tüchtiger Kriegsmann gewesen. Über Sachen darüber hinaus fehlt dir die Kraft. Bleib bei deinem Leisten und überlasse das Forschen nach Wahrheit großen, hierzu berufnen Geistern. Nicht jeder Mensch ist hierzu berufen.“ — „Herr!“ rief Ägidius stolz. „Wenn verschiedentliche Menschen jetzt um der Wahrheit willen auftreten, wie Zwingli, Luther und dergleichen, sehe ich nicht ein, warum ich es nicht auch thun soll.“

Als Graf Georg das hörte, hatte er genug. Er stand

auf, gab dem Ägidius mit Handwinken den Schluß der Audienz zu verstehen und sagte lächelnd: „Ja, guter Freund! das ist etwas ganz anderes. Quod licet Jovi, non licet bovi." — Mit des Ägidius Latein war's nicht weit her, also daß er diese Worte nicht verstand und ungebeugt in die Stadt zurückging. Dieweil es ihn aber dringlich verlangte, die Schlußworte der großen Unterhaltung zu kennen, und er auf dem Markte dem Schultheißen begegnete, so überwand er seine Eitelkeit und frug nach der Bedeutung. „Herr Schultheiß!" sagte er, „ich hab soeben mit dem Grafen eine hochwichtige Disputation gehalten, an deren Schluß er sagte: Quod licet Jovi, non licet bovi. Wohl bin ich im Latein bewandert, jedoch gerade dieses weiß ich nicht." Darauf der Schultheiß vergnügt lächelnd: „Mit dem bovi hat der Graf Euch gemeint!" — „Soso! Hm! — So hätt er wohl sagen müssen: non licet Aegidii?" — „Wie man's nimmt." — „Was aber heißt der Satz?" — „Der Satz heißt wörtlich: Was dem Zeus erlaubt ist, ist nicht dem Ochsen erlaubt." — „Herrrr!" rief Ägidius. — „Nun, was gibt's?" sagte Ries lächelnd. — „Das ist eine Beleidigung!" — „Mit nichten, Herr! das bovi ist nicht wörtlich zu nehmen, sondern heißet überhaupt ein Wesen von höchst unbedeutender Art." —

Ägidius war verschwunden; man sah ihn volle 14 Tage lang nicht in den Gassen Wertheims. —

In der Veste ward jener Unterredung nicht mehr gedacht, da sie zu unbedeutend erschien und durch wichtigeres verdrängt ward. Sorgenvoll stand Georg am Krankenlager Margarethas; es ward mit ihr von Woche zu Woche schlimmer. Was sie aufrecht erhielt, war das neue Testament, das nicht von ihrer Seite kam.

Die Kunde von der schweren Krankheit drang zu Schwarzenberg und kam von da auch zu Ernfried. Ersterer war sehr besorgt und sandte ihr einen Arzt, der in und um Bamberg guten Namen hatte. Regina aber ließ es keine Ruhe mehr; von Ernfried erbat

und erhielt sie Urlaub, die geliebte einstige Herrin zu pflegen; um die Kinder brauchte sie nicht in Sorge zu sein. Nicht frug sie erst in Wertheim darum an, und der Arzt nahm sie gern mit. So langte sie noch vor Weihnachten in der Veste an und ward von allen, besonders von der Gräfin, gar lieb und freundlich aufgenommen. Reginas Pflege erwies sich als nützlich und heilsam für Leib und Seele. Wenn Georg seiner Arbeiten Menge bewältigte, las Regina aus dem neuen Testamente vor und aus den Psalmen; Margaretha konnte nicht genug zu hören bekommen. Durch die Erhebung ihres Geistes ward auch der Körper gekräftigter, also, daß Georgs Hoffnung sich neu belebte.

Wie hatte Samuel sich gefreut, als Regina ihn nach so langer Zeit besuchte. Er betrachtete lange das blühende junge Weib von 28 Jahren und sagte: „Hab ich immer gesagt, der Segen des Herrn wird über dir sein; bist du doch geblieben frisch von innen und von außen. Was macht Ernfried und wie behaben sich deine Kinder?“ — Regina mußte viel berichten, bis aufs kleinste; wie die Söhnlein gediehen und die Töchterlein und auch ein angenommen armes Kind, deß Eltern grausam ermordet worden waren aus Habsucht, denn das waren wohlhabende Juden. „Ihr habt aufgenommen eine Jüdin in Euer Haus?“ — „Ja, Samuel! warum denn nicht? Sagt doch unser Herr und Heiland: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Und wiederum: Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.“ — „Ist's ganz schön von Eurem Christus, was er hat gesagt von den Kindlein. Wird er aber nur gemeint haben die Eurigen.“ — „Nein, Samuel! der Herr hat auch gesagt: Wenn ihr euch nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Da haben wir das arme frierende, verlaßne Kindlein aufgenommen in die Familie, gleichviel, welcher Religion es war. Du lieber Gott! die kleine Lea hatte kaum

was auf dem Leibe." — Da durchzuckte es den Juden. „Lea!" schrie er vor Schmerz; „Gott der Gerechte! Lea!" und zusammengebrochen senkte er sein Haupt und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Regina erschrak über ihre Unvorsichtigkeit; sie konnte ja nicht ahnen, daß der Schmerz des Alten so lange lebte. Mitleidig umschlang sie seinen Nacken und sagte: „Ach, daß du Trost von einer Christin annehmen wolltest! so möchte ich dir wohl einen nennen, bei dem du Armer Frieden fändest. Spricht unser Herr Christus so lieb und erbarmungsreich: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Hörst du? Er sagte: Kommet alle!"

Samuel hatte sich bald gefaßt. Er stand auf, strich Regina mit der Hand übers Haupt und sagte: „Hast's gut gemeint, Reginle! glaub's, daß du mir willst Balsam geben auf die alte Wunde. Wird sie schon von selbst vernarben auch ohne Euern Balsam." Als sich Regina verabschiedet hatte, rief er ihr noch in gleichgiltigem Tone nach: „Wo stehet geschrieben das von dem Mühseligsein?" — „Im neuen Testamente, Samuel! ich glaub: in der Schrift des heiligen Matthäus." Noch selben Abends saß Samuel vor einem dicken Buche, das er zuvor vom Staub gereinigt und las bis in die Nacht hinein. —

Gegen Weihnachten kehrte Thomas Rank von seiner großen Reise zurück, äußerlich anscheinend frisch und gesund, aber innen matt und wund. Als er die Seinen umarmte, brach er in lautes Schluchzen aus, das immer schlimmer wurde, also, daß er zu Bett gebracht werden und beruhigenden Thee trinken mußte. Zwei Tage hat er zugebracht in Fieberphantasien, also, daß die Leute sagten, er wird wohl sterben. Als Georg hiervon erfuhr, ging er zur Stadt hinab in Ranks Wohnhaus am Marktplatz, unter'm Arme ein Buch. Ein Diener trug einen Korb mit altem Weine nach. Es ging etwas besser mit dem bettlägerigen Kranken, wenigstens war das Fieber gewichen. Rank begrüßte seinen hohen Gast verlegen und sagte: „Wie mich doch Euer Gnaden be-

schämen! bin vor Jahren hartnäckig gegen Euer Zureden gewesen und dennoch kommt Ihr, nachzusehen, wie mir's geht.“ — „Laßt's gut sein, Rank!“ sagte Georg. „Das ist vergessen und kann ja alles noch gut werden. Wo Sorge ist und Not, da muß der Christ sich einfinden, um zu trösten und zu helfen. Mein vielliebes Gemahl schickt Euch alten guten Wein, daß Ihr Euch stärken möget.“ — „Mir? Mir?“ sprach Rank erregt. „Das hab ich doch nimmermehr verdient.“ Er konnte sich der Thränen nicht enthalten. Georg beruhigte ihn und frug beim Abschiednehmen, ob er gute Nachricht über seinen Vetter Zütphen habe. Als Rank diesen Namen hörte, da faltete er die Hände, blickte empor und schrie laut auf. Erschrocken kam Frau Rank herbei und frug Georg betroffen, was ihm sei. Ranks Brust bewegte sich heftig auf und nieder und erst, als seine Ehefrau ein beruhigend Mittel ihm gegeben, ward er stiller. „Nein, Rank!“ sagte Georg, als jener sprechen wollte, „erzählet heute nichts; 's mag schlimm sein, was Ihr zu berichten habt, ich sah's an Eurem Schreck. Ein andermal komme ich wieder, um zu hören.“ Doch Rank versicherte, es habe keine Gefahr; wann er durch das Erzählte Teilnahme anderer fände, so würde es ihm sogar wohl thun. „Will heute nichts von meiner langen Reise erzählen,“ hub er an; „das kann ein andermal geschehen. Nur mitteilen will ich das Schicksal meines lieben Vetters Heinrich. Ihr wißt, daß in Meldorf, allwo er predigte, die Bauern gegen ihn aufgewiegelt worden waren und ihn gefangen nahmen.*) Ich reiste mit aller Hast und Eile, um ihn mitzunehmen. Am zehnten Dezember kam ich dort an. Auf dem Anger sah ich viel Volks versammelt. Ich ging hinzu, zu fragen, was hier sei. ‚Ein Ketzer soll verbrannt werden!‘ hieß es. Wohl sah ich einen Scheiterhaufen, aber niemanden daran gebunden. Auf einmal ertönte in nicht weiter Ferne ein wild Gejohle. Als der Menschentroß, geführt von etlichen Mönchen, herankam, sah ich, daß man

*) XIII, XXIII etc.

einen an Stricke gebundenen Menschen auf der Erde herbeischleifte.*) ‚Jetzt bringen sie den Ketzer!‘ rief man. Ich trat näher hinzu und — o Gott! — es war Heinrich!“ — — — Rank konnte vor Schmerz eine Weile lang nicht reden. Doch faßte er sich und erzählte alles Folgende mit eisiger Ruhe. „Ich trat hinzu, sagte, wer ich sei, daß ich gut katholisch sei, und bat um sein Leben. Da haben sie mich an einen Baum gebunden, der wenig Schritte nur vom Scheiterhaufen stand. ‚Wer den Ketzer los haben will, ist selber einer,‘ schrieen sie mich an und bewarfen mich mit Kot. Jetzt zogen die Schergen den Heinrich nackt aus und banden ihn an den Pfahl im Scheiterhaufen. Das Holz war von vielem Schnee naß geworden und wollt nicht brennen; nur einzelne Flammen zuckten auf.*) Der Geistlichen einer trat hinzu und suchte den Vetter abermals zum Widerruf zu bewegen. Doch er schüttelte den Kopf, schien er doch vor Schmerz nicht mehr sprechen zu können. ‚Nun brenne, du verfluchter Ketzer!‘ rief der Mönch und schürte selbst die Flammen an. Viel Qualm kam und nur wenig Feuer. Drauf nahete eine christliche Jungfrau, Claus hieß ihr Vater; die ging an das Feuer und bat inständig: ‚Ach nehmt von mir tausend Gülden und schlaget m i c h zur Staupe; nur laßt den frommen Zütphen ledig!‘*) Da schlugen sie die Claus zu Boden und traten sie mit Füßen.*) Ein Mann nahm einen Stoßdegen und schlug den Vetter auf den Kopf, ein anderer mit einem Fausthammer auf die Achseln.*) Etliche stachen ihn in seine Seiten, in den Rücken, in die Arme. Das Holz wollt immer noch nicht brennen.*) Und als der Arme mit seiner letzten Kraft aufschrie: Herr Jesu! dir hab ich mich ergeben, sei mir gnädig!‘ da marterten sie ihn noch an zwei Stunden lang, bis ihm einer, weil er noch Leben spürte, einen wuchtigen Hammerschlag auf die Brust gab, daß man die Knochen prasseln hörte.“*) — Rank hielt inne; leichen-

---

*) XIII, XXIII etc.

blaß und mit stieren Augen blickte er an die Wand und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sein Eheweib umfing ihn weinend und legte sein Haupt auf die Kopfkissen zurecht, denn er war matt geworden und begann zu schlafen.

Der Graf war tief erschüttert. In seinem Herzen frug eine Stimme: Würdest auch du so standhaft im reinen Glauben sein, wenn du also gemartert würdest? — Er ließ den Kranken mit seiner sorglichen Ehefrau allein. Vor dem Abschiede reichte er diesem das neue Testament; wenn's ihm an Trost mangele, solle er versuchen, ihn hieraus zu finden.

Wenige Wochen nach diesem Ereignis schickte der Graf einen Boten nach Bamberg. Das erfuhr Rank und bat, dem Manne einen Brief an Ernfried mitgeben zu dürfen. Nach des Boten Rückkehr erhielt Regina ein Schreiben von ihrem Ehemanne, welchem der Brief von Thomas Rank beigelegt war. Regina weinte und lachte zu gleicher Zeit, als sie letzteren Margarethen und dem Grafen zeigte, denn in dem Schreiben standen auch die Worte: „Viellieber Ernfried! wenn du in Wertheim bist, so komme allsogleich ans Herz deines getreuen und geheilten Oheims, denn dein Gott ist mein Gott.“ —

Fünfzehntes Kapitel.

Das Leichentuch der Erde‘ pflegt man gemeiniglich den Winterschnee zu nennen; in Wahrheit würde ‚das Bett der Erde‘ richtiger sein, denn der Schnee verhütet wie jenes das Ausstrahlen

der Wärme. Nun aber war die Bezeichnung Leichentuch schon in alten Zeiten üblich und auch die Wertheimer nannten zu Anfang des Jahres 1523 den Schnee also; sagte doch Heinz Ries zum ersten Bürgermeister Kilian Strauß: „Der dicke Schnee liegt auf der Erde wie ein großes Leichenlinnen und machet keinen Unterschied, da er selbst die Dächer, Mauern und Gärten der Veste droben bedeckt." Hätte er gewußt, wie es in der Veste stand, so würde er wohl hinzugefügt haben „auch drinnen liegt ein Leichentuch parat." Noch war es nicht ganz fertig, doch konnte es sehr bald gebraucht werden.

Nur vorübergehend hatten sich Margarethas Kräfte gehoben, als Regina den größten Teil der Pflege und Wartung übernommen. Die Hoffnung Georgs sank tief herab, denn auch der bamberger Arzt zuckte bedenklich die Achseln. Als aber Margaretha selbst sagte, sie fühle, daß sie nur noch wenige Tage im Kreise der Ihrigen weilen werde, gab Georg alle Hoffnung auf. Noch nie hatte er einen Menschen sterben sehen und malte sich den Tod als etwas Grausiges aus. Doch wie erstaunte er, als Margaretha, je schwächer sie wurde, um so freudiger vom Tode sprach. „Wie hat man doch der Christenheit so lange die heilige Schrift vorenthalten können!" sagte sie freundlich zu Georg. „Traure nicht um mich! denn siehe: nun ich meinen Gott als Erlöser kennen gelernt, verlangt es mich, ihn zu schauen, wie er ist; ihn zu preisen ob seiner unendlichen Liebe und Barmherzigkeit." Georg faßte ihre Hand und drückte diese an seine heiße Wange. „O weine nicht!" sagte sie mild, als sie das bittre Naß aus seinen Augen fühlte. „Denk daran, daß ich in das verheißne Reich komme, wo keine Thräne, kein Geschrei mehr ist. Bin ich nicht zu beneiden? Um dich und unsere Kinder würde mir bang sein bei dem schweren Enst der Zeiten. Doch weil geschrieben steht, was die heiligen Evangelien überall durchzieht: Trachtet zunächst nach dem Reiche Gottes und was darin ist, so wird euch alles Andere von selbst zufallen — und weil

ich weiß, daß Ihr in Christo Jesu danach trachtet, so bin ich getrost und scheide ohne Furcht von hinnen, wenn anders Gott mir gnädig sein will." — „Das wird und muß er auch," sagte Georg bewegt, „denn siehe: dein Leben war ihm ergeben in Demut und Sanftmut und hatte kein —" — „Nicht also, herzlieber Georg! wie ich erst aus dem Evangelium das wahre Heil erkannt, so auch, daß ich eine Sünderin bin, die des Herrn Gnade bedarf. — Jetzt erst versteh ich auch das dunkle Sehnen meiner Jugend: Einen Gott zu haben, der die Liebe ist, wie sie mir einstens in Christo aufgegangen. Das fand ich in der katholischen Kirche nicht; ihre Werkheiligkeit und Götzendienste konnten mich nie befriedigen. Wie vieles, was sie als Sünde bezeichnet, ist keine Sünde; die steckt ganz wo anders und viel tiefer."

Nun legte sie dem betrübten Gemahl gar manche Stellen der Bibel aus, also, daß ein Gespräch daraus ward, das den Trauernden erhob und mit Freudigkeit erfüllte; doch nur auf kurze Zeit. Denn als die kommenden Tage die Auflösung der geliebten Lebensgesellin brachten und diese todesmatt, doch voll Bewußtsein das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt empfing, da brach ein großer Schmerz aus seiner Brust hervor, der ihn in einen Zustand der Betäubung versetzte. Wohl lagerte auf dem Antlitz der sanft Dahingeschiedenen*) ein freudiger Friede, und mit seligem Lächeln hatte sie das neue Testament auf die treue Brust gedrückt. Doch als die Kinder kamen, als Wilhelm, Maria, Margaretha, sowie die kleine Anna und Felicitas am Sterbelager der Mutter bitterlich zu weinen begannen, da war es mit dem Troste aus; da konnt er sich nicht fassen und sank im Schmerz, dem tiefsten seines ganzen Lebens, vor der Geliebten nieder, doch ohne Thränen. Erst nach Stunden, als Wilhelm den Vater still weinend fest umklammerte, als wollte er sagen:

---

*) I. II ao. 1523.

‚Du bist uns geblieben; so hab uns auch recht lieb wie unsre Mutter‘ — da ward ihm die Wohlthat der Thränen und diese flossen reichlich bis in die Nacht.

Die Eltern kamen, tiefbetrübt, die Schwestern mit ihren Gemahlen und viele Verwandte; aus Tettnang nur ein Abgesandter. ‚Natürlich!‘ dachte Wenkheim, ‚war doch die Selige ein Ketzer!‘

Bei der Beerdigung waren mehr denn 140 edle Rittergeschlechter als des Grafen Vasallen vertreten. Der von Echtern kam von Mespelbrunn; er konnte Margarethen nie vergessen. Der Vetter Schwarzenberg war tief gebeugt; die nie ganz geheilte Wunde, die ihm durch Kunegundis’ Tod geschlagen ward, brach wieder auf. Zugleich lag etwas Bitterkeit in seinen Zügen, dieweil Eva und Christoph nicht erschienen waren. Schwarzenberg ahnte den Grund; sein Sohn schien sich von der evangelischen Lehre abzuwenden.

Ernst und schweigend folgte Georg dem Sarge, geleitet von seinem Vater und Graf Erbach. Er wollte vor der Menge stark erscheinen. Doch als er unter der großen Menge trauernder Bürger hart neben sich den zitternden, greisen Juden Samuel sah, wie ihm die hellen Thränen von den Wangen rannen, da hatte ihm der Gedanke: ‚Sogar dieser ist ihr in Liebe ergeben‘ alle Kraft geraubt, also, daß es auch dem ehrwürdigen Oberprediger Kolb schwer ward, die Grabrede aus evangelischem Herzen ohne Unterbrechung zu halten, und der Pfarrer Peter Hönerbuhel gar nicht sprechen konnte.

Als durchlebte er einen Traum, ging Georg nach der Bestattung hinauf zur Veste. Auf diesem Wege sah er nicht, wie Ernfried und sein Oheim Rank Arm in Arm ihm nahe standen und sich mit reichlichen Thränen in den Augen tief verbeugten; sah nicht den Fergen Peter Zell, wie der in aufrichtiger Trauer vergaß, den Hut zu ziehen; sah nicht, wie Heinz Ries, seiner Standeswürde vergessend, sein Tuch vor das Antlitz hielt und weinte. Und nun die vielen Armen! arm

gewesen an Seele und irdischem Gut, welche die Selige dereinst gespeist mit irdischem Brot und himmlischem Manna aus den Evangelien. Des Jammerns wollt kein Ende nehmen. — —

Der Tag, den Schwarzenberg in der Veste noch verweilen konnte, war ein bedeutender. Georg ward durch seines Vetters Zuspruch neu gestählt, da dieser ihm am Schlusse sagte: „Das schönste Denkmal, das du Margarethen setzen kannst, ist die Ausbreitung der reinen Lehre, welcher die Selige so ganz ergeben war.“ Länger als einen Tag konnte der Freiherr nicht verweilen; er mußte zurück nach Bamberg. Hier hatte der päpstliche Nuntius den Befehl erteilt, daß alle Schriften Luthers verbrannt werden sollten. Der Rat schickte dieses Breve zunächst an Luther; von diesem kam es zurück an den bamberger Rat mit Randbemerkungen. Nun der Nuntius an einer Stelle geschrieben: „So verkünden wir Euch, daß Ihr der göttlichen und schrecklichen Rache nicht entgehen werdet und wenn Ihr auch die Allerchristlichsten seid,“ so fanden die Ratsherrn daneben von Luthers Hand bemerkt: „Siehe, siehe! da sollen die Christlichsten verdammt sein!“*) Es war von vornherein beschlossen und nunmehr bekräftigte Sache, daß Luthers Schriften nicht verbrannt werden sollten. Weil nun zu erwarten, daß der päpstliche Nuntius feindliche Schritte gegen die eines Schutzes bedürfenden Bamberger thun würde, reiste Schwarzenberg bald von Wertheim ab.

Daß die schnelle Verbreitung der reinen Lehre in ganz Europa auch um so grimmigere Verfolgungen nach sich ziehen werde, sah Georg voraus; daher er bemüht war, sich soweit möglich, der Verfolgten anzunehmen. Dies war bekannt in ganz Deutschland, darum ihm denn viel Klagen bekannt gegeben wurden. Im Februar bat ihn Peter Zell, er möchte seinen Verwandten schützen, den Pfarrer Mathäus Zell in Straß-

---

*) VII etc.

burg. Der war standhaft geblieben und sollte darum verfolgt werden. Georg trug dem Fährmann auf, den Pfarrer zu benachrichtigen, er solle nur nach Wertheim kommen. Dem Pfarrer Jakob Probst, den man als Ketzer ins Gefängnis geworfen, ließ Georg zur Flucht verhelfen.

Auch auf Frankfurt richtete der Graf sein Augenmerk; die Evangelischen waren dort im vorigen Jahre durch des Kaisers Reskript gefährdet worden: die katholische Geistlichkeit gegen die Drohungen des — fast durchaus evangelisch gewordnen — Adels zu schützen. Georg bot dem Rate seine Hilfe an. Dieser dankte, verkündete ihm aber, er habe am 5. März an sämtliche Prediger der Stadt die Weisung erlassen, das Wort Gottes lauter und rein zu verkündigen. Der Pfarrer Meyer habe darob die Regierung arg beschimpft, also, daß die frankfurter Bürger den Mann ohne Umstände zur Stadt hinaus gewiesen.*)

Wohl durchzuckte den Grafen oft der Schmerz über den Verlust der lieblichen Gemahlin, doch blieb ihm keine Zeit, hierüber zu grübeln. Denn immer häufiger wurden die Fälle, die Georgs Schutz erheischten. Die Prediger und Doktoren Johann Appel und Friedrich Fischer saßen auf des würzburger Bischofs Geheiß bereits 3 Monate in düsterem Gefängnis. Georg überwandt seinen Groll gegen den Bischof und bat für die Gefangenen. Daraufhin ließ sie der Bischof frei, zur großen Verwunderung Wenkheims, der den Grund hierzu nur darin vermuten konnte, daß des Bischofs böses Gewissen ob des Schusses auf den Grafen etwaige Klage gegen ihn verhüten sollte und es mit diesem mächtigen Nachbar nicht ganz verderben wollte.

Wohin auch Georg in seinen Landen kam, fand er in Dörfern und Städten Trauernde und Zagende. Sein Amtmann, Ritter Esch, war schon besorgt um seinen Bruder; der und Heinrich Voes, beide Augustiner, waren als Ketzer in den

---

*) XXIII.

Kerker geworfen worden. „Reitet schleunigst mit einer Anzahl meiner Knappen zu ihnen," sagte Georg, „und befreit sie mit Gewalt. Sie sollen bei mir Zuflucht finden." Es war zu spät. Der Ritter kam gramvoll und erbittert nach langer Reise wieder, aber allein. Beide Glaubenshelden hatten die katholischen Priester nach unsäglichen Qualen verbrennen lassen.*)

Mit Schmerz erfuhr Georg Sickingens Ende. Der und Cronberg waren ob der Fehde gegen Trier verfolgt worden, ersterer in seiner Burg Landshut belagert und verwundet, also, daß er am 7. Mai starb. Hartmut ward aus seiner Burg Cronberg vertrieben und seiner Güter beraubt. Auch er fand vorläufiges Unterkommen im Wertheimschen.

Je heftiger die Päpstlichen evangelische Bürger und Prediger verfolgten und marterten, um so mehr war Georg bemüht, gute Pfarrer in seinen Landen anzustellen. Er wandt sich wiederum an Luther und dieser bedauerte in einem Briefe, datiert vom 17. Juni, doch viel später angelangt, daß der Doktor Strauß ein solcher Hartkopf sei. Wenn Kolb des Amtes müde, würde er für einen würdigen Nachfolger sorgen. Ein süddeutscher Pfarrer, Johann Eberlin, habe gewünscht, in Erfurt weilen zu können; dort würde bereits in acht Kirchen evangelisch gepredigt. Wenn sich dieser gut anließe, so könne er vielleicht für Wertheim passen. Der Brief enthielt zugleich die Mitteilung, daß er, der Doktor Luther, wie viele Briefe schreiben müsse, um Verfolgte zu stärken. Jüngst seien drei edle Hoffräulein, Hanna von Draschwitz, Milia von Olsnitz und Ursula von Feilitsch um ihres standhaften Glaubens willen aus Freiberg auf's schändlichste vertrieben worden.**) „Alsbald habe ich einen Trostbrief an sie gesandt, der ihnen Mut und Freudigkeit erhalten."

---

*) XIII.

**) VII, XIII.

Ergrimmt über die fortgesetzten Greuelthaten der Päpstlichen, ritt Georg in seine Lande im Spessartgebiete, um selbst zu prüfen, wie es dort in Glaubenssachen stand. Der Weg von Röttbach aus nach Michelried führte durch grüne Wiesen. Es war noch früh am Tage und nur zwei Grasmägde zeigten sich von weitem. Georg achtete deren nicht. Doch als sich ein laut Geschrei erhob, ritt er schnell hinzu. Er sah, wie beide Mägde sich mit den Sensen blutig schlugen, laut schrieen und wieder schlugen. Als er hinzukam, fand er beide im Blute schwimmend am Boden liegen, todesmatt. Noch war so viel Leben in der einen, daß sie auf Georgs Befragen antworten konnte: „Die Magd hat mich geschlagen ohne Ursach, nur weil ich an Luthers Lehre festhielt.“ Die andere aber rief: „Verfluchte Ketzerin!“ darauf ein Blutstrahl aus ihrem Munde quoll und sie noch vor der andren Magd den Geist aufgab. Georg ließ die noch warmen Leichen nach Röttbach schaffen. Auf der Stelle aber, wo beide zusammengesunken, ward ein Stein gesetzt, darauf eine Sense ausgehauen war.*) Die bisher gemachten Erfahrungen und dies entsetzliche Ereignis bewogen Georg, in der ganzen Grafschaft zu gebieten, daß Päpstliche und Evangelische in Ruh und Frieden miteinander leben sollten, widrigenfalls er mit den härtesten Strafen dreinfahren würde, gleichviel, wer die Schuld trüge.

Was er im Spessart sonst erfahren, war ihm nicht angenehm. Die neue Lehre hatte dort noch wenigen Boden gewonnen. Hier mußte etwas geschehen. Er berief den Pfarrer Hönerbuhel von Heidenfeld zu sich, wie auch den Abt Leyser von Bronnbach; die sollten ihm zuverlässige evangelische Prediger namhaft machen. Und deren gab es genug. So ward Andreas Hofrichter als Pfarrer zu Remlingen angestellt, Konrad Zimer in Hasloch, Johann Selzam, der zugleich Chorherr zu Wertheim war, als Prediger zu Bettingen, und Wolfgang

*) XIV.

Friedel als solcher zu Eichel. Die dortigen Bewohner erhielten die Weisung, daß er in keiner Weise Glaubenszwang ausüben werde. Wer katholisch bleiben wolle, solle es bleiben und seinen Prediger behalten. Wer aber zur neuen Lehre übergehe, solle es sich wohl überlegen, denn irdische Vorteile wären nicht dabei. Es müsse aus reinem Herzensbegehr geschehen.

Mit großem Eifer, doch mit Gerechtigkeit und Umsicht baute Graf Georg, wie Schwarzenberg gesagt, an dem Denkmal für Margarethen: an der Ausbreitung der reinen Lehre. Es war kein leichtes Stück. Einmal fand sich mancher gern Bereite noch ganz unvorbereitet und unwissend, und andermal ward von römischen Pfaffen gehetzt und geschürt, also, daß manch Pflänzlein unterzugehen drohte. Die Zahl der Feinde Georgs wuchs immer mehr. Doch das kümmerte den Grafen nicht; er wußte, was er wollte und führte, wo er konnte, das Reformationswerk nachdrücklichst durch. Nur eines war, was ihn bekümmerte. In den Stunden der Ruhe brach sein Schmerz um den herben Verlust der besten Gattin mächtig durch. Wann er sich ausgeweint, ließ er seine Kinder zu sich kommen und lauschte dann gern der süßen Plauderei der kleinen Anna und Felicitas, die ihre fünf- und siebenjährige Weisheit gar drollig vorbrachten. Die älteren, Maria und Margaretha, thaten verständige Fragen, auch Wilhelm; doch mehr noch verhielt sich der für seine elf Jahre schon große schöne Knabe sinnend. Er blickte oft seinen Vater an, und wann dieser es merkte und ihn anschaute, da kam der ganze Kummer neu zu Tage, denn Wilhelms Züge waren ganz die der teuren Mutter. Er umschlang den Sohn und küßte ihn ohn Unterlaß. Und als Wilhelm die Thränen seines Vaters sah, da preßte er ihn fest in seine Arme und schluchzte, also, daß sich die vier Mägdlein an den Vater schmiegten und bitterlich weinten, bis Georg sich ermannte, den Kindern erzählte, wie schön es dort sei, wo die Mutter weile, und daß sie alle doch ja Gott recht bitten sollten, daß er ihre Herzen erleuchte und regiere zum

rechten Glauben in Christo. Von nun an ließ er früh und abends die Kinder und die Hofleute zusammen kommen, las ihnen aus den Evangelien und Psalmen vor und sprach ein laut Gebet. Das stärkte ihn zu neuem Schaffen und dämpfte seinen Schmerz.

Auch von außen ward ihm Trost. Es kam ein Brief von Hans Sachs aus Nürnberg, der erst später von Margarethas Hinscheiden erfahren. Was bracht sein Schreiben doch für herzbiedren Trost! Die Kränzlein und die Sträußlein, schrieb er, so er von der Frau Gräfin empfangen, hätt er sich heilig aufgehoben. Jetzt aber hingen sie an der Wand unter Glas und Rahmen. Ihr lieblich Bild schwebe ihm immer und lebendig vor der Seele. Dem Schreiben hatte er sein Gedicht ‚Die Wolfsgrub‘ beigelegt, wie auch anderes: ‚Die wittenbergisch Nachtigall‘. Beim Lesen des ersteren hatte Georg zum erstenmal nach der Gemahlin Tod gelacht; der Einfall war gar zu köstlich. Das zweite Gedicht hatte ihn wieder ernst gemacht, aber auch zugleich angefeuert zu weiterem Schaffen. Das mußten auch andere hören. Am Abend des folgenden Tages lud er die Väter der Stadt zum Nachtmahl ein, ingleichen Kolb und die Vasallenritter, die in der Stadt ihre Höfe hatten. Nach Beendigung des Mahles las Georg zuerst die ‚Wolfsgrub‘ vor, was alle weidlich lachen machte. Darauf gab er ‚die wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall‘ bekannt.

„Das Poëm Hansens ist voll treffender Vergleiche,“ sagte Georg zur Einleitung, „wird vielen die Augen öffnen und bekehren. Es beginnt also:

Wacht auf! es nahet sich der Tag.
Ich höre singen im grünen Hag
Eine wonnigliche Nachtigall

hiermit meint er Luther —

Ihr Stimmlein klingt durch Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf vom Orient.

Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonn' thut blicken;
Des Mondes Schein thut sich verdrücken,

Dieser Mondschein ist die Menschenlehre —

Der ist jetzt worden bleich und finster;
Der aber hat mit falschem Glinster
Die ganze Schafherd' arg geblend't,
Daß sie sich haben abgewend't
Von ihrem Hirten und der Weide
Und haben sie verlassen beide,
Sind gangen nach des Mondes Schein
Den Holzweg in die Wildnis ein,
Hab'n gehört des Leuen Stimm

Das ist: der Papst —

Und sind nachgefolget ihm.

Dieser hat sie in die Wüste geführt von Unkraut, Dornen und Disteln. Das aber ist der jetzige Gottesdienst der Papisten. Dort hat der Leu in der Nacht angefangen, die Schafe zu zerreißen und zu fressen, und eine ganze Schar Wölfe half ihm. Nun aber die Nachtigall sang — erzählt Sachs in Reimen weiter — hatten die Schafe die Gefahr begriffen. Darum lauert der Löwe auf die Nachtigall. Was aber singt diese neues? Sie verkündet die Wonne des Tages, also, daß viele Schafe zurückkehren und manche von ihnen mit helfen den Tag zu verkünden. Der Papst — heißt es nun ferner — hat eine Menge Gebote ausgehen lassen, deren keines von Gott geboten ist. Aber er hält daran fest samt seinen Bischöfen, Prälaten und Geistlichen. Warum?

Und wenn man es bei Licht besicht,
Ist alles auf das Geld gericht'.

Nun folgt ein langes Register von Gelegenheiten, bei denen z. B. beim Ablaß — die Schafe geschoren wurden. Hierzu kommen die

Mönch, Nonnen, der faule Haufen,
Die ihre guten Werke verkaufen

Um Geld, Käs', Eier, Licht und Schmalz,
Um Hühner, Fleisch, Wein, Korn und Salz,
Damit sie recht im Vollen leben
Und sammeln großen Schatz daneben.

Gegen alle diese Mißbräuche ist nun Luther aufgetreten in deutscher Sprache,

Daß man versteh, was er thut lehren.

Nun spricht Hans Sachs von dem Widerstand gegen Luther. Wenn auch etliche weltliche Fürsten zu den Bischöfen halten und ein Lied vom Feuer singen; wenn auch die Tyrannei Gottes Wort als Ketzerei schilt, so wird man doch eher Leib und Gut opfern. Es wird noch schreien Abels Blut über Kain am jüngsten Tag. „Darum," sagt er zum Schluß —

Darum ihr Christen, wo ihr seid,
Kehrt wieder aus des Papstes Wüste
Zu unserm Hirten, Jesu Christe.
Derselbe ist ein guter Hirt,
Hat mit dem Tod sein' Lieb probiert.
Durch den wir alle sind erlöst,
Der ist's alleine, der uns tröst',
Und unser einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und Seligung
Aller, die glauben an seinen Namen.
Wer das begehrt, der spreche ‚Amen!'

Als Georg zu Ende war, blieben alle anfänglich still. Darauf sprach Heinz Ries: „Dies Lied von dem braven nürnberger Schuster sollte in die ganze Welt ausgestreuet werden; es wird vielen die Augen öffnen, die jetzt noch in den Greueln des papistischen Heidentums befangen sind. Wahrhaftig, unsre Zeit hat manch einen starken Geist fürs Evangelium erzeugt und Hans Sachs ist darunter nicht der geringste." — „Das mag wohl sein," sagte der Ritter von Zobel; „doch gibt es, die noch viel gewaltiger wirken. Hab einen Vetter in Ulm, der mir geschrieben, im dortigen Gau wirke ein kühner Mönch, Johann

Eberlin mit Namen, also, daß er jeden Tag immer mehr Anhänger der reinen Lehre zuführe.*) Der hat sich auch vor kurzem verehelicht, unbekümmert darum, daß er dadurch erst recht ins Wespennest greift. Und edel ist der Grund hierzu. Die Päpstischen verbreiteten über ihn und seine Sitten elende Verleumdungen, daher er denn das Lügengewebe der heimtückischen Pfaffen durch seine christliche Verehelichung zerriß." — „Der Doktor Martinus hat mir von diesem Mann geschrieben," sagte Georg. „Neu ist mir, daß er sich verehelicht. Könnt Ihr mir sagen, mit wem?" — „Sie ist aus dem adligen Geschlecht Derer von Aurach und heißet Regelinde.*) Die war gar sehr umworben von reichen Freiern, denn sie soll lieblich sein und schön von Angesicht. Weil aber ihr Herz der evangelischen Wahrheit sich erschlossen und sie lieber einen Gottesmann hat haben gewollt, so hat sie Herz und Hand dem ehrlich mutigen Eberlin geschenkt und alle andren abgewiesen."*) Ritter von Boxhel lachte laut auf und sagte: „Hätt mögen die einfältigen Gesichter der grimmigen kathol'schen Pfaffen sehn, als sich der Mönch verheiratet. Nichts ist lächerlicher als die ohnmächtige Wut eines Schurken." — „Dreinhauen sollte man," rief Der von Horant, „und das ganze Wespennest der päpstlichen Teufel vertilgen." — „Bei Gott!" rief Ritter von Ergersheim, „da macht ich mit." — „Ich auch! — auch ich!" erscholl's aus dem Munde des von Ysenec̈k, von Nassau, von Reimond, von Buchen, von Riedern und vielen andern; sogar Wittstadt stimmte mit ein. — „Was? Auch du?" frugen da die Ritter von Drabot, Erfa und von Huttner wie aus einem Munde. „Bin dahinter kommen," entgegnete Wittstadt, „'s ist nix mit dem lügnerischen Pfaffengetriebe. Die neue Lehr ist rein und will den Sünder selig machen nicht durch Geld und heidnische, selbstsüchtige Gebräuche, sondern durch den Glauben, der aus der Liebe kommt." — „Herr Ritter!"

---

*) III u. a. m.

rief hier Thomas Rank lebhaft, „reicht mir Eure Hand! — Auch in mir ist das helle Licht aufgegangen, Gott Lob! und nun ich's scheinen sehe, ist's mir wie Schuppen von den Augen gefallen: Wie konntest du nur eine Stunde lang in der päpstlichen Finsternis verharren!?" — „Vielieber Rank!" sagte Georg; „hab's wohl vernommen, was Ihr jetzt bekannt und daß Ernfried wieder in Eurem Hause weilen darf. Glaubt mir! mich hat es hoch erfreut und erhoben. Wie aber ward es licht in Euch?" — „Euer Gnaden wissen," berichtete Rank, „wie sehr mich die grausame Ermordung meines Vetters Zütphen ergriffen hatte —" — „Wie ging das zu!?" — „Erzählt davon!" begehrten etliche.

Rank erzählte den ganzen Hergang, die fürchterlichen Peinigungen, Qualen und Martern des seinem Herrn und Heilande treugebliebnen Gottesmannes; doch ward er oft unterbrochen von Ausrufen des Zornes der Anwesenden, von Schwert- und Fußaufstampfen, daß die Sporren klirrten. „Als ich das selbst ansehen mußte," fuhr Rank fort, „da sagt ich mir schon damals: Wohl ist Zütphen abgewichen von unsrer Kirche. Doch ist denn das so schlimm, daß man ein Menschenkind stechen, zwicken, schlagen, gliederbrechen, schinden müsse bis aufs Blut und dann verbrennen? Von da an ward ich mißtrauisch gegen die, so der Kirche Lehren predigten. Als ich aber in dem herrlichen Evangelienbuche las, das Euer Gnaden mir zum Troste hinterlassen, da wurd ich auch mißtrauisch gegen die ganze katholische Kirche. Da fand ich ja ganz deutlich, wie die im krassen Widerspruche steht zu dem sanft tröstenden herrlichen Gottesworte des Herrn Jesu Christi. So etwas hatte ich noch nie gelesen, noch weniger gehört. Nun ward ich zornig auf das ganze Pfaffentum bis hinauf zum Papst. Warum, so mußte ich mich fragen, haben sie uns nicht schon längst so rein und lauter gepredigt? War ich denn blind? — So sehet, Euer Gnaden! auf dem

Krankenlager und trostbedürftig in tiefem Leid kam mir die Einsicht und der Glaube. — — Ach! und wie vieles hatte ich nun gut zu machen. Mein erstes war, meinen Brudersſohn zu mir zu rufen. Er soll von nun an mein Sohn sein und Regina gleich einer Tochter."

Die Gäste schauten auf den Grafen; deß Antlitz zeigte freudige Verklärung, und als er zu reden begann, blieb alles mäuschenstill, daß ja kein Wort verhöret werde. „Wie groß und erhaben ist doch das Wirken des heiligen Geistes Gottes!" sagte Georg bewegt. „Kein Mensch wird gezwungen, die reine Lehre unsers Herrn Jesu Christi in sich aufzunehmen, noch hat er irdischen Vorteil davon. Im Gegenteil! wer jetzt Christum bekennt als alleinigen Seligmacher, der weiß voraus, daß ihm Verfolgung und Tod droht. Und dennoch treten Tausende und aber Tausende hervor, die zu ihm halten. Man nimmt ihnen Hab und Gut und trachtet nach dem Leben, und dennoch predigen sie von der Herrlichkeit des Herrn und dem Balsam, der aus seinem Worte quillt. Kommet her zu mir, nur zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken —" Auch er war mühselig und beladen; auch er bedurfte nach des geliebten Weibes Hinscheiden tröstender Erquickung; darum ihn große Wehmut überkam. Doch bezwang er sich und fuhr in sanftem Tone fort: „Wenn ich bedenke, wie arm und sanftmütig unser Heiland war und nicht hatte, wo er sein Haupt legte. Wenn ich bedenke, wie er die armen niedrigen Fischersknechte durch Gottes Geist zu begeisterten Aposteln seiner Lehre machte; wie diese reich im Herzen, aber blutarm an ird'schem Gute hinauszogen in die Welt, nicht scheuend Mißhandlung, Verfolgung und Tod. Wenn ich bedenke, wie die neu gewonnenen Christen jeden Standes, jeden Alters, jeder Nation, das zündende herzerquickende Wort in sich aufnahmen mit wahrer edeler Begierde, und Jahrhunderte hindurch alle Schmach, Verfolgung und martervollen Tod durch die heidnischen Römer um des Herrn willen standhaft

erduldeten. Wenn ich alles das an mir vorübergehen lasse und vergleiche mit dem, wie sich die halten, die sich die Stellvertreter Christi nennen und seine Priester; wie diese üppig leben und prassen vom Gelde der gesamten Christenheit, wie sie offen grobe Ausschweifungen treiben und ihren Spott haben nicht nur über die gehorsamen dummen Deutschen, sondern sogar über das Heiligste selbst! wie sie die Anbetung verstorbener, vor dem Herrn doch sündhafter Menschen verlangen und von der Heilighaltung von Nägeln, Haaren, Stöcken, Körpern, Röcken, Gewändern und bezahlten Ablaßbriefen der Seelen Seligkeit abhängig machen; wie sie die irdische Mutter Jesu zur Göttin erheben und diese über den Herrn stellen und uns ein Chaos von heidnischen Gebräuchen und elenden Menschensatzungen vorschieben, damit wir uns nur ja nicht unmittelbar an unseren Erlöser wenden sollen, auf daß alles durch ihre herrschsüchtigen und geldgierigen Hände gehe und sie im trüben fischen können — da muß ich mir sagen: Wir leben jetzt in einer Zeit, gleich der, in welcher die ersten Christen der reinen Lehre treu blieben trotz Scheiterhaufen, Ertränken und Martern aller Art. Wer jetzt eine wirkliche Sünde begeht, den bestrafen die Papisten mit Geldbuße. Wer aber ihre verwerflichen gewinnbringenden Satzungen als der Schrift zuwider tadelt, den martern und verbrennen sie, die angeblichen Stellvertreter Christi. Und wie handelte Jesus Christus selbst? O dieser göttlichen Selbstlosigkeit und Liebe! — Im Evangelio Matthäi und des Lukas steht geschrieben, wie unser Heiland sagt: ‚Wer etwas redet selbst wider des Menschen Sohn, dem wird es — wenn er dessen reuig ist — vergeben werden. Wer aber etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben werden, weder in dieser, noch in jener Welt.‘ Und solche Sünder wider den heiligen Geist sind zahlreich unter den Papisten. Doch wie auch diese gegen das reine Christentum und ihre treuen Bekenner wüten — die Wahrheit

kann nun und nimmermehr durch Scheiterhaufen aufgehalten werden und bricht sich dennoch Bahn."

Als diese Rede beendet war, verharrten alle in tiefem Schweigen. Dann aber trat Wenkheim vor und rief begeistert: „Gott Preis und Ehr', daß er uns einen solchen Lehensherrn gegeben. Euer Gnaden! wir alle hier und die gesamte Ritterschaft, wir stehen zu Euch mit Gut und Blut." Da flogen die Schwerter aus den Scheiden, da drängten sich alle mit blitzenden Augen an den Grafen und riefen ihm laut durcheinander die letzten Worte zu: „Wir stehn zu Euch mit Gut und Blut!" — „Ich dank Euch für dies Wort," entgegnete Georg. „Doch nicht allein zu mir, zur guten Sache haltet, auch wenn ich nicht mehr bin."

Die Kehlen waren durstig geworden, darum nach des Geistes kräftiger Nahrung auch der Leib gepflegt ward durch guten Trunk. Doch Thomas Rank hielt sich nachdenklich abseits. Als die Anwesenden sich Einzelgesprächen hingaben, näherte er sich dem Grafen und andere folgten ihm, da er ihn frug: „Euer Gnaden sprachen von der Sünde wider den heiligen Geist. Was verstehet man darunter?" — „Wir Menschen sind allzumal Sünder," entgegnete Georg; „und wer dies bestreitet, betrügt sich selbst. Es gibt so viele Menschen, die nur Ehebruch, Mord, Betrug, Diebstahl und andere grobe Laster für Sünde halten und sich für sündlos, weßhalb sie mit ihrer Selbstgerechtigkeit und Verstocktheit dereinst einen schweren Tod und einen schweren Stand vor Gott haben werden. Wer aber reuig einsieht, daß und warum er sündhaft ist, dem will der Herr all seine Schuld vergeben; selbst dem, der wider Christum geredet hat, sobald der Grund hierzu eine, wenn auch weniger entschuldbare Unwissenheit ist. Die läßt der Fürbitte noch Raum. Wem aber die Offenbarung in Christo durch den still wirkenden heiligen Geist ins Innere eingedrungen ist, wer die Liebe Gottes mit herzergreifender, überzeugender Macht erfahren hat und schließlich

dennoch den Geist des Herrn lästert, für den ist keine Vergebung mehr möglich." — „So also wird auch allen denen vergeben," frug Rank, „die — wie Ägidius — Christum nicht als Gottmenschen anerkennen?" — „Nicht so, werter Rank. Der Fall liegt anders und zwar also: Wer jenes thut, oder mit harten Reden sich gegen Christum versündigt und an seiner Niedrigkeit sich ärgert, bei dem ist noch Hoffnung vorhanden, daß er zur Buße könne gebracht werden. Insofern nur gehört ein solcher Mensch zu denen, bei welchen Vergebung noch möglich ist. Und solche Hoffnung gebe ich bei Ägidius nicht auf. Wer aber die Kraft Gottes, die sich in Christi Wirken und Werken so hell offenbart, lästert und dieses Wirken als Finsternis hinstellt, um nur nicht der Stimme Gottes zu gehorchen, der ist dem Gerichte, das solche Verstockung von selbst mit sich bringt, für immer verfallen." — „So ist mir's klar," sagte Wenkheim, „daß die Papisten sich der Sünde wider den heiligen Geist schuldig machen. Sie kennen das Wort Gottes aus der heiligen Schrift, die des Christentums Quelle ist; sie wissen, daß wir Evangelischen nichts anderes begehren und hochhalten als Christi Lehre im Evangelium. Und dennoch streiten sie mit teuflischem Sinn dagegen und morden und verbrennen jeden, der auf Christum baut und das Lügengewebe der Papisten verabscheut."

Rank hatte aufmerksam zugehört und sagte nach einer Weile: „So will ich für Ägidius beten, daß er seine kalte Finsternis erkenne und sich warm bekehre." — „Wahrhaftig, Rank!" rief Georg erfreut; „Ihr seid ein echter Christ und macht mir einen frohen Tag. Ich weiß, Ägidius hat Euch oft geärgert. Daß Ihr trotzdem für ihn bitten wollt, macht Euer Gebet vor Gott erhörlich. So schließt auch mich in Euer Gebet mit ein."

Die weiteren Gespräche kamen von den Zeitverhältnissen nicht ab. Der eine erzählte, der Pfarrherr von Schönbach und Buch im Merseburgischen sei von den Papisten ob

seines Glaubens fortgeschickt und verfolgt worden.*) Ritter von Ysenéck teilte das Schicksal des Magisters Arsatius Seehoffer in München mit. Wiederum des Glaubens halber hätten ihn seine Eltern verstoßen, die Papisten grimmig verfolgt.*) Ein Hoffnungsstrahl ward allen durch Georgs Bericht über das Reichsregiment. Das hatte sich zwar zumeist mit Sickingens Krieg gegen Trier beschäftigen sollen, doch war es trotzdem nicht unthätig in Religionssachen geblieben. Die Päpstlichen hatten sich schwarz geärgert, denn das Regiment setzte auf Schwarzenbergs Betrieb den Beschluß durch, daß Gewaltthätigkeiten einzelner Privater gegen evangelische Geistliche scharf bestraft werden sollten.**) Noch größer ward der Papisten Wut, als der Pfalzgraf Friedrich als Statthalter des Reichsregiments sein Amt abgab und statt seiner der Freiherr Hanns von Schwarzenberg zum Statthalter gewählt ward.**) Das war ein großer, zu neuen Hoffnungen berechtigender Fortschritt. Befriedigt schieden die Gäste aus der Veste.

Noch hielt Graf Georg mit seinem Hofe die Abendandacht ab, dann ging auch er zur Ruh; nur für die Nacht, denn am Tage war von Ruhe keine Rede. Da gab's an kleinen und an wichtigen Geschäften die Menge. Wie Georg Verordnungen erließ, die eine Ordnung des Lohnes für Kärrner und Fuhrwerk regelte,***) so wandte er anderenteils sein Augenmerk auf Miltenberg. Auf die Bürger der Stadt ward von Priestern und Mönchen ein starker Druck ausgeübt, dieweil jene den evangelischen Pfarrer Dr. Draco offen predigen ließen. Der aber ward von dem kurmainzischen Statthalter eigenmächtig in den Bann gethan.†) Der Graf sah weitere Verfolgungen voraus, schrieb an den Rat der Stadt, daß jeder, der um des Glaubens willen

*) XIII.
**) VIII, XXIII etc.
***) I, II.
†) XXIII, XV.

leiden müsse, in seinem Wertheim sicher geborgen werden solle. Das nahmen die Bürger mit vielem Danke an. Nur zu bald sollte die Freistatt benutzt werden. Um das glaubenstreue Miltenberg nicht noch weiter dem Zorne der Papisten auszusetzen, verließ Draco am 8. September*) unter dem Geleite der weinenden Bürger die Stadt. Kaum daß sie ein Stündlein gegangen, kam ihnen noch vor Schippach der Ritter von Zobel mit einer Anzahl Knappen entgegen; der nahm Draco in schützendes Geleit mit nach Wertheim.*) Von da an ließ der Graf den geschickten Ritter in Schippach als Posten zurück, der ihn von allem, was in Miltenberg geschehen würde, sogleich benachrichtigen sollte.

Bald fand Georg in seinem Schützling einen ebenso mutigen, als maßvollen treuen Seelsorger, ganz aus dem Holz geschnitten wie die Apostel. Von hier aus richtete Draco, gleichwie Paulus an die verlassenen Gemeinden, einen warmherzigen Trost an seine noch immer gemißhandelten Miltenberger, an ‚die Gemeinde Gottes‘. „Ihr seid,“ so heißt's darin,*) „die Erstlinge meines Predigens. Ich kann nicht bergen meines Herzens Brunst zu Euch.“ Und weiter: „Als vor dem Angesichte Gottes, laßt alle Dinge liegen und lauft zur Predigt. Besser: Keine Messe, denn keine Predigt.“ Und am Schlusse tröstet er: „Viel nützer ist Euren Seelen das Gewitter, denn das schöne stille Wetter, darin Ihr vor dieser Zeit in Gefährlichkeit gewandelt. Laßt G o t t handeln in den Sachen. — So will ich nichts Anders lehren zur letz, denn daß Ihr Lieb und Fried habt mit allen Menschen. Bittet Gott für mich.“ Und als der Erzbischof von Mainz nicht aufhörte, die Miltenberger zu knechten, bat er diesen, er solle doch die Bürger erst prüfen. ‚Findet man sie schuldig, so will ich mein Leben dargießen. Wenn sie überwunden werden als Ketzer, so will ich für meine Brüder brennen. Nichts ist an mir ge-

*) XXIII, XV.

legen. Die Zeit, die nach mir kommt, wird mehr Christen tragen, denn Blumen'.*)

Von nun an bildeten Georg, Kolb und Draco ein unzertrennlich Trifolium. Von letzterem ward viel gelernt, zumal er seine humanistische Bildung in Erfurt erlangt und besondrer Kenner des Hebräischen war.*) Doch auch Draco lernte viel von Wertheim und schrieb vom Grafen an seine Miltenberger, wie das Haupt der Grafschaft gut wär; wie Graf Georg eingerichtet, daß jedermann alle Sonntage das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt erhalten könne.*) Auch sei die Armenpflege gar wohl geregelt und Almosenkästen eingeführt, darein die Bürger willig gäben.

Der innere Ausbau wie die Regelung der evangelischen Gemeinden nahmen ihn so in Anspruch, daß sich Georg mit den weltgeschichtlichen Ereignissen nicht in dem Maße beschäftigte, wie früher. Papst Hadrian war am 15. September gestorben, an seine Stelle Clemens VII. getreten. Dieser war dem Kaiser Karl feind und hatte sich mit Frankreich gegen ihn verbunden, daher er denn den Glaubensstreit seinen Kardinälen überließ. Auch der Dänenkönig Christian II. war gestorben; sein Nachfolger aber, Friedrich I., sowie der zum Schwedenkönig erwählte Gustav Wasa, förderten mit Nachdruck die Reformation in ihren Landen.

Bald sollte sich der Schutz notwendig machen, den Georg den Miltenbergern gewährt. Ritter von Zobel hatte ihm berichtet, daß die katholischen Priester der Stadt trotz der Unterdrückung der Evangelischen und trotzdem, daß sich diese und ihr Kaplan ganz ruhig verhielten, alles aufböten, um sie ganz zu vernichten. Etliche der Pfaffen seien nach Aschaffenburg gereist und hätten dort gesagt, sie seien geflohen, weil man sie hart bedrohe. Dies Lügenwerk sei bald bekannt geworden, darum die Bürger ihr

*) XXIII, XV.

Oberhaupt, den Dr. Drobel, nach Aschaffenburg geschickt zur Rechtfertigung. Der aber sei gar nicht vorgelassen, noch weniger gehört worden. Dagegen sei hiernach vom Statthalter der Befehl an die Bürger gelangt, sie sollten Stallung parat halten für 100 Pferde; sie wollten zum Verhör kommen. Ein miltenberger Ritter, Kunz von Aulerbach, sei von den Hetzern der schlimmsten einer. Man fürchte allgemein eine böse That.

Sogleich nach dieser Meldung ließ Georg satteln. Rüdt von Kollenberg und drei andere Ritter begleiteten ihn nebst einer starken Schar von Reißigen nach Schippach. In dieser Gegend, hart an der Grenze, hielt er sich und die Seinen möglichst verborgen. Von hier aus ließ er den Miltenbergern heimlich wissen, wenn Gefahr drohe, sollten sie gen Schippach flüchten. Schon tags darauf, am 22. des Weinmonats, kamen die hundert Reiter. Den Miltenbergern ward geboten, alle Waffen abzuliefern. Sie kamen dem Befehle nach und verhielten sich ruhig. Die Nachricht von der Nähe des gefürchteten Grafen von Wertheim mochte aber den Päpstlichen doch bekannt geworden sein. Sie fürchteten seine Einmischung und geboten dem Kunz von Aulerbach, er solle die Bauern um Miltenberg aufhetzen*) und als Verstärkung bewaffnet in die Stadt führen. Noch eh die Morgendämmrung anbrach, drang ein großer Haufe bewaffneter Bauern aus Monnbrunn und Wenschdorf vor, auf Miltenberg zu marschieren. Als nun ein vorgeschobner wertheimischer Knappe meldete, sie hätten hierbei gräfliches Gebiet betreten, rückte der Graf in schnellem Trabe heran und fand die Bauernschar unter Aulerbachs Führung auf wertheimischen Äckern. „Ihr habt den Landesfrieden verletzt," rief Georg laut, „da Ihr als bewaffnete Bande mein Gebiet betretet. Ihr seid meine Gefangenen." Als Antwort ließen Aulerbach und die Bauern ein höhnend ‚Hoho!' hören und setzten sich zur Wehr; war doch ihre Schar fast drei-

*) XXIII, XV, XIII etc.

mal größer, als die gräfliche. Doch auf Georgs scharfes ‚Haut ein!‘ erfolgten so wuchtige und schnelle Streiche, daß die Zahl der Bauern jämmerlich zusammenschmolz und Ritter von Aulerbach mit den übrigen schmählich flüchtete, denn man hatte ihm die Waffen genommen und als Quittung einen Denkzettel auf die Nase gegeben. Georg konnte ihnen nicht weiter folgen, sonst hätte er noch tiefer in das kurmainzische Gebiet dringen müssen, das er ohnehin schon betreten hatte. Doch wartete er noch, ob etwa verfolgte Bürger seinen Schutz suchten.

Unterdessen*) hatten die Evangelischen in der Stadt ein Kirchlein aufgesucht, allwo sie der Kaplan aus dem Worte Gottes erbaute und tröstete. Als sie aber still aus dem Gotteshaus traten, ließen die Päpstlichen alle Glocken läuten. Bewaffnete Bauern kamen herzu und Ritter Aulerbach, dessen Nase wohl verbunden war, hieb mit den Reitern auf seine arglosen Mitbürger ein.*) Ein entsetzliches Blutbad ward angerichtet. Die päpstlichen Rotten mordeten, wo sie nur konnten; sie rissen die Hausthüren auf und schlugen tot, was evangelisch war.*) Durch blinde Wut vertiert, schonten sie auch nicht zarter Frauen und Kinder; manch ein gebrechlicher Greis mußte das wenige Blut hergeben, das er noch hatte. Ihre Trophäen waren aufgespießte Säuglinge. Und das alles zur Ehre Got— nein: des Papstes und seiner Kirche. Wer mit dem Leben davongekommen, wurde auf den Markt bestellt.*) Hier ward ihnen verkündet, was sie thun sollten. Als die Gequälten die scheußliche Büberei der lügnerischen Katholischen aufdecken wollten, wurden sie bedroht, zu schweigen.*) Und als sich die Miltenberger auf den Bischof beriefen, ward ihnen bei Todesstrafe verboten, an diesen zu schreiben.*) Das Kriegsvolk trieb sie alle in die Kirche und hier mußten sie sich dem katholischen Glauben unterwerfen.*)

---

*) XXIII, XV, XIII etc.

Nur einigen Bürgern war es gelungen, über die Stadtmauern zu entkommen. Georg nahm sie alle auf und da er die Blutarbeit der Päpstlichen vernommen, sorgte er für die Flüchtlinge, also, daß sie zu leben hatten. —

Als die gotteslästerliche Schandthat allenthalben bekannt geworden, da ballten sich die Fäuste und griffen nach den Schwertern. Stürmen wollte männiglich die Stadt, die Evangelischen erlösen und die katholischen Anstifter nach und nach zu Tode quälen, wie sie es verdient. Georg hatte Mühe, die große Grafschaft zu beschwichtigen. Wohl war auch sein Blut in Wallung; wohl hätte auch er mit aller Macht gern dreingeschlagen, Miltenberg besetzt und Aschaffenburg, den Herd der Blutthat, genommen; doch wieder und immer wieder mahnte ihn Luthers Wort: Nur durch den Geist der Wahrheit den lügnerischen Feind zu überwinden. — Noch mancher Miltenberger, der von Christo nicht lassen wollte, folgte nach und fand im Wertheimischen sichre Zuflucht. In der Stadt Wertheim wetteiferten die Bürger in der Aufnahme der Flüchtlinge. Man drängte sich zum Rathaus, um einen Miltenberger zu erhalten. Auch Nappenbach und Saspel waren darunter. Noch immer betrachteten sie sich mit feindseligen Blicken. Als aber Saspel leer ausging, sein Feind dagegen einen geflüchteten Schuster Miltenbergs stolz mit sich führte, da brach der Schneider, zu dem Miltenberger gewendet, in die höhnischen Worte aus: „Armer Mann! bei dem mußt du nun schlechte Kost und noch schlechtere Verse genießen.“ Am nächsten Morgen erhielt er durch einen Pelzhändler, der in Metz Geschäfte hatte, einen Brief von seiner Schwester, verehelicht mit dem Färber Johann Clerik, darin sie schrieb, ihr Mann sei in Gefahr, weil er von Herzen evangelisch sei. Er solle kommen, um dem Johann zuzureden, daß er sich ruhig halte und seine Meinung verstecke. Weil nun Saspel den Schwager lieb hatte, schon um des gleichen Bekenntnisses willen, so entschloß er sich, die weite Reise von mehr als 50

Meilen anzutreten. Samuel sollt ihm Geld vorschießen. Der that's, doch sagte er kein Wort dazu, denn Saspel hatte ihn des öfteren verhöhnt. Schon im November verließ der Schneider Wertheim.

Im gleichen Monat ward in Nürnberg der Reichstag abgehalten. Daß dort wiederum das wormser Edikt seiten der Päpstlichen aufs Tapet gebracht werden sollte, hatte Georg durch Schwarzenberg erfahren; darum er denn gen Nürnberg ritt. Hier ward unter den thatkräftigen Bürgern bald bekannt, wer von auswärts erschienen war. Als Hans Sachs von Georgs Anwesenheit erfuhr, ging er eiligst in dessen Herberge und bat so dringlich, der Graf wolle sein Losament bei ihm haben, daß dieser nicht anders konnte und ihm folgte. Was staunte da der Graf über die kostbare Einrichtung des besten Gemaches, das er bewohnte. Kein Ritter konnt es schöner haben. Was auch staunte er über die Klarheit und Begeisterung des Bekenntnisses, ebenso über seines Wirtes warme Teilnahme, als er auf die Gemahlin des Grafen zu sprechen kam. Doch konnte dieser nur einen Abend dem Hans Sachs widmen; die Geschäfte des Reichstages nahmen alle übrige Zeit in Anspruch.

Was Schwarzenberg berichtet, bestätigte sich. Papst Clemens ließ durch den Kardinal Laurentius Campegius darauf dringen, daß das wormser Edikt nun endlich vollzogen werden solle. Dasselbe that der Gesandte des Kaisers. Graf Georg verband sich mit gräflichen und fürstlichen Gesinnungsgenossen zu einer separaten Versammlung. Da schwang er wacker das Schwert des Geistes, erzählte auch die Schicksale so mancher Märtyrer, vor allem das der armen Miltenberger und empfahl, jenem Verlangen entschieden entgegen zu treten. Mit Wohlgefallen blickten die Großen und Fürsten auf den edlen kühnen Sprecher. Man pflichtete ihm allerseits bei, doch hielt man es für geratener, vor der Hand ausweichend zu antworten. Dies geschah in einer der nächsten Reichstagssitzungen mit den Worten: „Man würde thun, was

sich thun ließe".*) Also ward der Beschluß über das Edikt abermals hinausgeschoben, so daß die Sache des Evangeliums mittlerweile immer mehr Fuß fassen konnte.

Georg ritt, von dem Erfolg nur zum Teil befriedigt, wieder heim, doch ganz befriedigt von der Freundschaft, die zwischen ihm und Hans Sachs obwaltete.

Der Schneider Saspel kam erst im Dezember zurück, gleich Herrn Thomas Rank halb verzweifelt, halb vor Rache kochend. Seine Schwester und deren Kinder hatte er mitgebracht. Was er in Freundeskreisen erzählte, erfüllte alle mit Trauer und Zorn. Die metzer Priester hatten den glaubenstreuen Färber Johann Clerik arg gefoltert und ihm auf die Stirn ein blutig Mal aufgebrannt,**) also daß Clerik vor Schmerz aufschrie. Seine Familie und Mutter mußten zusehen, um sie zu veranlassen, daß sie den Gatten und Sohn zum Widerruf bewegten. Das fürchtete der Gemarterte am meisten. Doch als ihm selbst seine treue alte Mutter wegen des Brandmales zurief: „Dies ist ein Schmuck vor Christo!" ** — da ward Clerik freudigen Geistes. Als die Päpstlichen sahen, daß Clerik fest auf seinem Glauben in Christo beharrte, steckten sie ihn wieder in den Kerker und versuchten durch Zureden und Drohungen ihn zum Widerrufe zu bringen. Weil auch das nichts fruchtete, ward Clerik weiter gefoltert, also, daß Saspel und andere ihn schreien hörten trotz der starken Mauern.**) Da Nappenbach dies vernommen und daß Saspel schon um des Zuwachses der Familie willen den Juden nicht bezahlen konnte, begab er sich eiligst auf die Veste und erzählte unter Thränen alles dem Grafen. Das war an einem Samstag.

Zur Stadt zurückgekehrt, ging er zu Saspel. Der staunte, daß sein Feind zu ihm kam, und staunte weiter, als Nappenbach

---

*) XXIII.

**) XIII, XXIII.

ihm eine Summe Geldes als Geschenk des Grafen überreichte. Und wie Nappenbach ihn umarmte und weinte, da brach Saspel zusammen, also, daß der Schuster ihn aufhalten mußte, aufs Bett legte und gleich fortging. — Am andren Tage, als die Glocken zur Kirche riefen, sahen die Wertheimer, wie der Schuster Nappenbach den schwach gewordnen Schneider Saspel führte und in der schönen Stadtkirche Hand in Hand mit ihm das heilige Abendmahl empfing in beiderlei Gestalt.

Am Spätnachmittage traf der Mönch Leonhard Knetzel den Schuster auf der Gasse. Er hielt ihn an und frug: „Nun, Nappenbach! was hat Euch grimmen Feinde denn wieder zusammengebracht?" — Und Nappenbach erwiderte ruhig: „Das Wort unsers Herrn und Heilandes, so da in dem verdeutschten Evangelium sagt: ‚Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lügen —" — „Was soll das? Saspel hat euch doch nie verfolgt?" — „Der Spruch galt seinem Schwager Clerik. Doch hab ich auch gelesen: ‚Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen'. Und wenn ich meines Glaubens leben will, so muß ich thun, was mich Gott thun hieß." Der Mönch senkte sein Haupt und ging davon. Eine Woche darauf stand er vor Georg und bat, daß er ihn evangelisch predigen lassen wolle. Im nächsten Jahre war er evangelischer Pfarrer zu Niklashausen.

Der Schützenhauptmann Fuchs, dessen Gast Hans Sachs vor 8 Jahren gewesen, hatte diesem in einem Briefe auch von Nappenbachs That geschrieben. Die Antwort des nürnberger Poeten enthielt die Stelle:

Als Nappenbach hatt ein Gedicht gemacht,
Ward er darumb schier ausgelacht.
Doch nun er ein schön Gedicht gethan,
Da reichet keiner an ihn hinan.

Sechzehntes Kapitel.

Die Versöhnungsthat Nappenbachs hatte, so klein sie vor dem großen Weltgetriebe war, doch große Folgen nach sich gezogen. Wer von den wertheimer Bürgern noch zur katholischen Kirche hielt, war stutzig geworden. Sie sahen, worin das Wirken der neuen Lehre bestand: In der Hingabe an Christum, das Innere zu bessern, sich zu läutern. Daß ein Mensch im stande war, seinem erbittertsten Feinde zu vergeben und ihm wohlzuthun, und alles das infolge der neuen Lehre, wie man die unverfälschten, durch Luther ans Tageslicht gezogenen Evangelien nannte, das konnt nicht bloßes Menschenwerk sein; hier hatte ein Höherer geholfen. So wirkt ein gutes Beispiel öfters mehr als langer Sermon. Jetzt sahen sie auch ein, wie sehr sie von den katholischen Priestern über die ‚Ketzer‘ belogen worden waren. So kam es denn, daß nicht nur jene Bürger, sondern auch manche der Priester und Mönche zur evangelischen Sache sich bekannten. Das gab viel zu thun, denn Kolb und Draco mußten Hunderte im Evangelium unterweisen. Graf Georg wußte diese Arbeit in guten Händen, darum er denn besser nach außen hin wirken konnte. Das war auch notwendig. Bei dem herrschenden Geldmangel und den unmenschlichen Lasten, die den Bauern aufgebürdet wurden, hatten diese angefangen, sich im stillen zu rüsten, um einen großen gemeinschaftlichen Aufruhr vorzubereiten. Anderenteils hatte Kardinal Campeggi durch Ränke und Lügen den nürnberger Reichstag in die Länge zu ziehen gewußt und ließ später noch mehr von sich hören.

Es war im Januar des Jahres 1824, als auf Anstiften des Kardinals sich eine starke Gegnerschaft gebildet hatte. Diese verlangte die Entlassung der bisherigen Regimentsmitglieder, ohne hierzu ein Recht zu haben.*) Sie würden hiermit nichts ausgerichtet haben, wenn nicht auch der Erzherzog Ferdinand den Mitgliedern seinen Schutz entzogen hätte. Jetzt wich das Reichsregiment, aber unter kräftiger Protestation.*) Hiergegen konnte Georg nichts thun, aber eine Antwort gab er im Februar frank und frei, darob die Päpstlichen im Reiche sich gewaltig ärgerten. Nachdem er schon seit mehreren Jahren die evangelische Lehre ausgestreut hatte, so erließ er nunmehr den Befehl, daß sie in seinen Landen überall eingeführt werden solle, also, daß ein Chronist recht wohl schreiben konnte: ‚anno 1524 hat die evangelisch Lehr hie angefangen.**) Allen Pfarrherren verordnete er:***) ‚Sie sollten dem Volke getreulich das Evangelium und die Lehre Christi, unsers Erhalters und Seligmachers, lauter, rein und christlich predigen; das Volk in der Liebe Gottes und des Nächsten, auch unter sich selbst zu Friede und Einigkeit, und gegen ihre Obrigkeit zu Gutwilligkeit und Gehorsam anweisen; von Aufruhr oder Widerwillen gegen alle Menschen, wie Christus und all seine Apostel gelehrt, deßgleichen von Zutrinken, Völlerei, Gotteslästerung und allen andern Lastern mit höchstem Fleiß abziehen, also, daß sie ihrer Arbeit zur Leibesnahrung und Notdurft fleißig und ernstlich anhangen und zwar im Glauben, daß uns der allmächtige Gott, durch dessen freimilde Gaben wir Besserung unsres sündlichen Lebens vertraulich erhoffen, in allen uns notwendigen Anfechtungen tröstlich halten werde und ewiglich nicht verlassen.‘ — Als dies bekannt ward, gab es hellen Jubel allerwärts. Der Schützenhauptmann Fuchs aber ließ einen gar kunstvollen Pokal anfertigen, den schenkte er der Stadt***) zum

*) XXIII, VII.
**) I, II, XV.
***) XVI.

Gedächtnis der Einführung der neuen Lehre. Noch heut ist der Pokal zu sehen im Archive zu Wertheim.

Trotz des schweren Verkehrs zu jener Zeit wurden doch alle größeren Erscheinungen im deutschen Reiche schnell bekannt, so auch Georgs Einführung der Reformation in seinen Landen. Aus allen Teilen Deutschlands langten Briefe an von Geistlichen, Großen und Fürsten, die seine unerschrockene That freudig begrüßten. Dies that ihm wohl und würde ein Fünklein Eitelkeit erregt haben, wenn ihn nicht bessere Gründe geleitet hätten. Still stand er am Fenster, blickte hinab ins Thal zur Grabstätte Margarethas und flüsterte: „So hab ich denn dem dir geweihten Denkmal heut den Schlußstein aufgesetzt.“ Dann übermannte ihn die Wehmut und lange saß er in sich gekehrt und gedachte der Zeiten von Mespelbrunn bis zu der Lieblichen Hinscheiden. Darauf suchte und fand er im Evangelium Trost. Der ward ihm auch von Hans Sachs zu teil. Was dieser sandte, war wohl geeignet, ihn zu befestigen. Noch ehe er sich schlafen legte, las er des treuen Poeten Lied: ‚O Jesu zart‘ durch. Einst, ehe das Licht in Hans Sachs gedrungen, hatte er es der ‚Gottesmutter‘ Maria gewidmet; doch jetzt galt es dem Heiland, dessen Milde, Reinheit, Größe und Liebe er innig besingt. Das Lied durchwärmte den Grafen, besonders durch den Schluß

Kommt's darzu, daß mein Mut verstummt,
Mein Leib den Tod muß leiden,
Dann hilf du mir, daß ich mit Gier
In deinem Wort mög' scheiden.

Das andere Poem, genannt ‚Ein christlich Lied wider das grausame Drohen des Satans‘, frischte seinen Mut auf, dessen er zur Verbreitung der Reformation wohl brauchen konnte. Und wenn je eine kleine Besorgnis aufkommen wollte, erinnerte er sich dieses Liedes, das also endete:

O Christenheit! merk eben,
Wie Gott sein' Feinde stürzt,
Die wider sein Volk streben.

Sein Arm ist nit verkürzt.
Er kann dich wohl bewahren;
Dein' Haar sind all gezählt.
Laß nur den Satan scharren!
Thu im Wort Gott's verharren,
So bist du auserwählt.

Das Lied zündete im ganzen deutschen Volke, vor allen in denen, welche um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. Zwei Pröbste und ein Prior in Nürnberg blieben standhaft, als der immer feindlicher auftretende Bischof Weigand sie ins Gefängnis werfen ließ. Auch Pfarrer Wehe, ein Vetter Eberlins, ließ sich nicht irre machen, als man ihn absetzte und in Bann that, dieweil er das Abendmahl nach evangelischer Art ausgeteilt.*) —

Nun die neue Lehre in der ganzen Grafschaft eingeführt worden war, machte sich das Bedürfnis nach einem Drucker immer fühlbarer. Georg Erlinger in Bamberg war vom Bischof arg bedrängt worden; das kam dem Grafen zu statten. Der Drucker ließ sich diesmal gern bereit finden, nach Wertheim zu kommen; als die ersten Lerchen sangen, traf er ein**) und ward von den Bürgern froh begrüßt. Nur Regina hielt nicht viel von ihm. Als Georg später in Bamberg war und im Gespräche mit ihr auf Erlinger kam, sagte sie: „Herr! ich trau ihm nit! er hat kein stilles Auge." — Auch dem Ägidius war es angenehm, nun konnte er am Orte selbst seine weiteren Versuche zu einer neuen unfehlbaren Religion drucken lassen. Doch hatte er sich getäuscht. Erlinger gab ihm seine Handschrift mit den Worten zurück: „Für solch unreifes Zeug gibt's in meiner Druckerei keinen Raum". Erlinger fand Wichtigeres zu thun. Georg ließ durch ihn das ‚Evangelion Christi' drucken, eine Harmonie nach Luthers Über-

*) III.
**) XV, XIV.

setzung des neuen Testamentes. Hierin seine Kinder zu unterrichten, war ihm die liebste Tagesbeschäftigung, und traurig ward er, wenn er deren entraten mußte. Das kam oft vor, auch jetzt. Nachdem Abt Leyser sich verheiratet und etliche der bronnbacher Mönche evangelische Prediger geworden, fand jener einst am Kloster und manchen Häusern ein Spottgedicht angeheftet. Er trat hinzu und las:

Clement Leußer zu Hartheim ward geboren,
Lang hernach Abt zu Bronnbach erkoren.
Ein bös untreu's Herz thät er in sich tragen,
Mit falschem Betrug und geitzigem Wagen
Evangelisch und heilig wollt er leben.
Nachdem thät er seinen Konventbrüdern Weiber geben,
Drängt sie zum Kloster uff die Pfarrn hinaus,
Ließ sie also ziehen mit ihren Weibern zu Haus —*)

Weiter las er nicht; die acht Zeilen genügten ihm, den Verfasser zu erkennen: es war der Frater Bastian. Leyser riß das Spottlied ab und schickte es nebst einigen Zeilen an den Grafen Georg, diesem alles Weitere überlassend. Der kam alsbald geritten, lud den Frater Bastian vor sich, und als dieser mit frechem Trotze sich als Verfasser und Verbreiter bekannt, erwiderte ihm Georg vor etlichen Zeugen: „Wir haben vor einem Jahre verordnet, daß gegenseitige Duldung in Frieden stattfinden solle. Du hast deß nicht geachtet, bist überhaupt fortwährend ein renitenter Mensch gewesen. Ich sage dir, Mönch! wenn du nur noch einmal dich unseren Verordnungen widersetzest und andere verlästerst, so soll mich deine Kutte nicht abhalten, dich gleich einem Landstreicher in den Turm zu stecken, da dir's nicht wohlgefallen wird. Ich fordere Gehorsam und Frieden."

Des Grafen Entscheid ward bald bekannt, das merkte Bastian an manchem spöttischen Gesicht. War ihm der ‚Ketzer' Georg schon längst ein Dorn im Auge, so kam nunmehr noch die scharfe

*) XIV.

Zurechtweisung hinzu, die ihn also erhitzte, daß er sich vornahm, sich bei Gelegenheit zu rächen, vor allem: dem Ketzer die Hölle heiß zu machen.

Georgs Gedächtnis hatte sich mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen, als dieses kleinen Ereignisses ferner zu gedenken. Das Treiben der Mönche und Priester außerhalb der Grafschaft ward immer schamloser, also, daß es vornehmlich unter den Bauern groß Ärgernis bereitete. Zwar hatte der Bischof von Speyer die Verordnung ergehen lassen*): „Seine Geistlichen sollten ihre gottesdienstlichen Handlungen ohne Leichtsinn, ohne Gelächter und ohne schamlose Gebärden verrichten; auch ihre Hunde sollten sie nicht mitnehmen, deren Geheul den Gottesdienst störe" — doch blieb's zumeist beim Alten und das Volk erbittert. Und diese Erbitterung wuchs zur Wut, als im Reiche ruchbar ward, daß die Päpstlichen abermals an friedlichen Männern, die nicht von Christo lassen konnten, ihre Wut gekühlt hatten. Den frommen Nikolaus in Antdorf hatte man nach peinigender Gefangenschaft in einen Sack genäht und allmählich ertränkt.**) Der edle Kaspar Tauber ward in Wien nach langer Kerkerhaft am ganzen Leibe arg gefoltert. Er überstand die Folter und blieb standhaft. Darauf ward er noch ärger gefoltert, mit glühendem Eisen gebrannt, Finger wurden abgebrochen, die Haut an einzelnen Stellen mit Messern abgeschnitten und darein Pfeffer gestreut. Tauber blieb standhaft. Da kannte der Feinde Wut keine Grenzen. Die banden ihn nackt an den Brandpfahl eines Scheiterhaufens und legten brennende Fackeln an seine Füße. Tauber schrie laut auf: „Herr! du mein Gott und Erlöser! vergib ihnen, was sie an mir thun!" — und als der Holzstoß selbst anfing zu brennen, wiederholte der Gemarterte das Gebet für seine Feinde und ließ sein Haupt herabhangen. Da haben sie

---

*) I, II.
**) XIII.

ihm dieses arme Haupt mit scharfem Schwerte auch noch abgehauen.*) Was Wunder, wenn da die geistig und leiblich geknechteten Bauern zur Sense und zum Schwerte griffen. Die Frist bis zu der still festgesetzten gemeinsamen Erhebung hielten sie nicht mehr aus. Nicht nur die Bauern, auch sonstige Unterthanen des Grafen von Lupfen empörten sich und gab es blutiges Gemetzel in der Landschaft Stühlingen. Die Bauern von Steinheim verweigerten hartnäckig die geistlichen Steuern; sie hatten ja nichts mehr. Und nun auch noch die Bauern des Grafen Truchseß sich erhoben, da schüttelten die geistlichen und weltlichen Herren die Köpfe und wurden besorgt.

Statt aber nun durch Duldung die Gemüter zu beruhigen, wurden die Hetzereien gegen die Evangelischen vielmehr mit noch größerem Eifer fortgesetzt. Kardinal Campeggi hatte, nachdem der nürnberger Reichstag am 18. April mit dem Sturze des Reichsregiments geendet, in einer Separatversammlung zu Regensburg einen Bund von katholischen Fürsten und Geistlichen zu stande gebracht, worin nach 16tägiger Beratung beschlossen ward: Strenge Einhaltung des wormser Edikts, scharfe Bestrafung der lutherischen Anhänger, scharfe Zensur und Verbot des Besuches der Universität Wittenberg.

Unter solchen Verhältnissen mußte Georg, welcher den nur schlecht versteckten Haß der Gegner kannte, um Schwarzenberg besorgt werden, wie auch um dessen Tochter, welche im Kloster zum heiligen Grabe Nonne war und bekannt als Freundin lutherischer Schriften.**) Noch hielt den Grafen ein Hausereignis in der Veste zurück. Sein getreuer Gerichtsmann Hönerbuhel war erkrankt; man sprach ihm keine große Lebensdauer zu. Acht Tage schon, nachdem er sich gelegt, schied er friedlich und gottergeben von der Erden, nachdem er seinem

---

*) XIII.
**) VIII.

Herrn noch innig gedankt. Die Kinder sein wußt er gut aufgehoben, drum sehnte er sich, bei Christo zu sein und seiner Dorothea nachzufolgen.

Bei der Beerdigung war Erlinger zugegen. Als auch dieser um die bamberger Freunde des Evangeliums sich besorgt äußerte, säumte Georg nicht länger und ritt mit starkem Gefolge, welches, da er im Rufe eines Ketzers stand, notwendig war, nach Bamberg. Auf dem Hinweg traf er unterwegs den Markgrafen Casimir von Brandenburg, der eine Rundreise machte in seinen fränkischen Landen, um sich selbst von der Bauern Haltung zu überzeugen. Georg stieg vom Pferde und begrüßte den Fürsten mit ehrerbietiger Verbeugung. „Sieh da, Wertheim!" rief der Markgraf erfreut und verließ ebenfalls den Rücken seines Rappens. „Was glücklicher Zufall führt Euch mit mir zusammen?" Georg teilte ihm den Zweck seiner Reise mit und daß er um Schwarzenbergs Sicherheit besorgt sei. Da sonderten sich beide von ihrer Mannschaft und sprachen heimlich lange Zeit miteinander. Als Casimir hörte, daß Schwarzenberg sich wohl nicht lange in Bamberg halten könne, und Georg ihn bat, sich seiner anzunehmen, ward er bedenklich. Georgs Empfehlung der hohen Geistesgaben seines Vetters bedurfte es nicht, denn der Markgraf sagte: „O den kenne ich; ist ein gewaltiger Geist und lauterer Gesinnung. Mein Bruder Georg hat längst ein Auge auf ihn geworfen. Doch — — — Ich bin in schlimmer Lage. Hab vom Kaiser ein scharf Gebot erhalten, daß ich nicht evangelisch predigen lassen soll. Mein Bruder Georg, der in seinen schlesischen Landen lebt und die neue Lehr dort verbreitet, redet mir zu, im stillen trotz des Gebotes für die neue Lehr zu wirken. Wollt ich den Freiherrn bei mir aufnehmen, so —" Hier hielt er inne; doch Graf Wertheim sagte: „So würden Eure fürstlichen Gnaden sich nicht nur einen Gotteslohn erwerben, sondern zugleich den getreuesten und geschicktesten Diener, wie auch den Beifall des gesamten fränkischen Adels." Darauf entgegnete Casimir schnell:

„Nein, Wertheim! glaubet nicht, daß ich mich vor dem Kaiser scheue. Ich und mein Bruder wollen Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Ich bedarf eines Landeshofmeisters. Wenn Schwarzenberg nichts Anderes will, so saget ihm, er solle mir als solcher willkommen sein. Er soll's gut bei mir haben.“ — „Groß ist mein Dank gegen Euer Gnaden,“ rief Georg erfreut. „Bin auch gewiß, daß der Freiherr sich zu besondrer Ehre anrechnen wird, Euch zu dienen.“ Jetzt erst bemerkte Casimir die Größe von Georgs Gefolge. „Warum so viel Mannschaft?“ frug er. — „Ich hab in meiner Grafschaft die neue Lehr eingeführt und viele Tausende von frohen Bekennern gefunden. Doch auch Feinde, die mich als Ketzer verdammen. Daher die Vorsicht.“ Der Markgraf ward bedenklich und ernst. „Seid nicht allzukühn,“ mahnte er, „es kann Euch leicht die ganze Grafschaft kosten, wenn nicht gar den Hals.“ — „Euer fürstliche Gnaden! was hülf es mir, wenn ich die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an meiner Seele? Ich hab mein ganze Sache Gott befohlen und bin gefaßt auf alles.“ Da maß ihn der Fürst von unten bis oben mit Bewunderung und rief: „Wertheim! noch hundert solcher Männer wie Ihr und ich wollt allen römischen Teufeln trotzen. — Sagt dem Schwarzenberg: Je eher, je lieber. Vielleicht könnt Ihr mir baldigst Botschaft bringen?“ Der Graf versprach es. Darauf unterhielten sie sich noch einige Zeit. Als Casimir sein Pferd wieder bestiegen, schüttelte er dem Grafen zum Abschied die Hand und sagte: „Gott mit Euch, viellieber Graf. Und grüßet mir den Bamberger. Ihr wisset, wen ich meine.“ —

In Bamberg fand Georg seine Besorgnis bestätigt. Nach den Tagen in Regensburg hatte sich der Bischof Weigand auf die Seite des katholischen Bundes geschlagen und das Predigen des Evangeliums unmöglich gemacht.*) Als Georg den Vetter

*) XXIII, VII, XXV.

begrüßte, teilte dieser ihm mit, daß er unter solchen Umständen nicht eine Stunde länger beim Bischof verblieben wäre. Er sei sofort aus seinen Diensten getreten und habe auch seine Tochter aus dem Kloster genommen.*) Das hätte die Äbtissin und der Bischof nicht zugeben wollen. Doch als er mit scharfen Worten dreingefahren und durchblicken lassen, daß er gewichtige Mittel hätte, mit Gewalt die Tochter zu erlösen, da habe der Bischof nachgegeben; es mocht ihm wohl auch das Gewissen schlagen, daß er wie eine Wetterfahne sich gedreht. Ebenso habe Ernfried Rank allsogleich seinen Dienst verlassen. „Will sehen," fuhr der Freiherr fort, „daß ich ihn irgendwo unterbringen kann. Weißt du nicht eine Stelle, die ihn nährt?" — „Wenn er bei mir in Wertheim bleiben will, so soll mir's lieb sein. Hab jüngst den Hönerbuhel durch den Tod verloren. Dessen Stelle mag wohl besser sein als hier." — „Du nimmst mir einen Stein vom Herzen, lieber Georg. Er ist ein guter Jurist und mit seinem Weibe treu ergeben der evangelischen Sache." — „So bleib's dabei!" sagte Georg. „Doch eine Liebe ist der andern wert. Du mußt mir einen Gegendienst erweisen." — „Von Herzen gern, soweit's mir immer möglich ist." — „Nun denn! so werde Landhofmeister der Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg." Schwarzenberg lächelte über diesen Einfall; doch ernster werdend versicherte er, es sei nicht seine Sache, sich anzubieten, oder diese hochansehnliche Stelle durch heimliche Umwege zu erwerben. „Ist auch nicht nötig," sagte Georg mit schalkhafter Miene. „Der Markgraf Casimir läßt dir durch mich entbieten, du mögest, so du nichts Bessres wüßtest, sein Landhofmeister werden,*) je eher je lieber; dieweil er und sein Bruder Georg dir über die Maßen feind sind." — „Du scherzest." — „Durchaus nicht," versicherte Georg ernst. „Es ist nicht nötig, dir mein Wort darauf zu geben."

---

*) VIII.

Schwarzenberg bedachte sich, bis ein heller Schein aus seinem edlen Antlitz leuchtete: „Nicht eitler Ehre jag ich nach,“ sagte er; „doch muß ich gestehen, daß ich nur ungern mich auf meine Schlösser zurückgezogen hätt. Meine Ziele auf gerechte Rechtspflege sind noch nicht ganz erreicht; auch kann ich in angesehener Stellung der evangelischen Sache besser nützen. Daß alles nun sich so von selbst gemacht, ist mir ein Fingerzeig von Gott. Der Markgraf Casimir ist zwar noch nicht ganz fest in der Sache des Herrn, doch dafür ist's sein Bruder Georg und diesem folgt er gern. Gleich morgen schreib ich ihm und —“ „Und kannst den Brief mir übergeben, den ich auf meiner Rückreise selbst abgeben will.“

Die Freude beider Vettern war nicht gering, wie auch die Ernfrieds und Reginas. Die verkauften flugs an Möbeln und Geräten, was schwer sich fortbewegen ließ, und rüsteten sich zur Abreise unter Georgs Geleit.

Schwarzenberg war kurz vor Georgs Ankunft aufgefordert worden, sich vor dem Bischof ob seiner Denkart zu verteidigen. Da verfaßte der Freiherr einen offenen Sendbrief*) zur Verteidigung, so schön, daß aller Herzen ihm zujubelten und Luther hocherfreut dem Freiherrn schrieb. —

In Wertheim hatten sich Ernfried und Regina in der Veste bald eingerichtet. Georg empfand mit Wohlgefallen das schnelle und klare Arbeiten Ernfrieds, das ihn von mancher Last befreite und Zeit gewinnen ließ für sein reformatorisches Wirken. Die Nachricht, daß auch in Schottland und Schweden die Reformation eingeführt sei, war den Bestrebungen in Deutschland günstig. Dennoch bedurfte es gegenüber dem Wühlen des katholischen Bundes der größten Aufmerksamkeit. Letzterer mußte geschwächt werden. Das beste Mittel hierzu fand Georg in einem Gegenbunde der fränkischen Großen und Stände, welche sich über

---

*) VIII.

Maßregeln zum Schutze ihres Glaubens gegen die bischöflichen Gewalten vereinigen sollten. Darum schrieb der Graf an Casimir und bat um Einberufung. Der Markgraf war allsogleich bereit. Als Ort der Zusammenkunft bestimmte er die Stadt Windsheim zwischen Nürnberg und Würzburg; als Tag den 24. August.

Mit Staunen und freudigem Stolze begrüßten die windsheimer Bürger die Einziehenden, denn ihrer waren viele, darunter mächtige Geschlechter. Zuerst traf Markgraf Casimir ein mit Hanns Freiherr von Schwarzenberg. Diesem und bald darauf dem mächtigen Grafen Georg II. von Wertheim nebst Gefolge, zu welchem auch sein Sohn Wilhelm gehörte, jubelten die Bürger laut zu. Und immer wiederholte sich der Beifallssturm der glaubenstreuen Windsheimer bei jedem Erscheinen neuer hoher Herren. Die Grafen Philipp von Rieneck und Eberhard von Erbach kamen, zwei Hennebergs, Graf Johann von Castell, der Bruder von Georgs Schwager; auch Gottfried von Limburg, befreundet mit Wertheim, hatte sich eingefunden. Zahlreiche andere noch folgten nach und vereinigten sich zu gemeinsamen Beratungen.

Während derselben ließ es sich Kolb in Wertheim angelegen sein, die evangelische Kirche weiter auszubauen, wie auch so manchen alten Aberglauben auszurotten. Deren mögen sehr viel gewesen sein; hatte er doch in einem lateinischen Briefe vom 24. August an Luther geschrieben: ‚Das Papier könnte sie nicht alle tragen.' *) Beim Handschuhmacher Melchior Spann war ein Kindlein angekommen; das war so schwächlich, daß die Hebamme an ihm die Nottaufe vollzog und ganz im evangelischen Sinne. Darüber wurden Spann und sein Eheweib entrüstet; sie wollten eine solche Taufe nicht gelten lassen. Auch des reichen Weinhändlers Baunach Ehefrau hatte ein Kind geboren. Draco

*) XV.

taufte es und ward nebst Kolb zum Kindtaufsfest geladen. Da ging's großartig zu, also, daß die Gäste an 14 Tischen mit reichen Speisen und viel edlem Wein zwei Tage lang traktiert wurden. Das mißfiel beiden Predigern, noch mehr aber das Gebahren der Mutter. Die hielt das Taufwasser für heilig, darum sie es in einen gut schließenden kostbaren Krug goß und sorgsam aufhob. Als Kolb dies ersah, ward er unwillig, nahm den Krug zur Hand und goß das Wasser vor ihren Augen aus. Darob ward diese von Entsetzen erfüllt und wollte sich nicht beruhigen lassen, wie sehr auch Kolb ihr solch unchristlich abergläubisch Wesen vorhielt.

Christoph Tyterlein, dem einst Regina an den Augen abgelesen, daß er gut sei, hatte geheiratet und bei der Hochzeit viel draufgehen lassen, wenngleich ihm als Küfer nur mäßiges Einkommen zu teil ward. Noch selben Tages beschwerte er sich beim Oberpfarrer Kolb, daß, wie sein Weib gesehen, die ledige Dorothea Fries bei seiner Trauung ein Vorhängeschloß zugeschlossen und tief in ihre Tasche verborgen habe. ‚Was dies bedeuten solle', frug Kolb. Der Tyterlein antwortete: ‚Wenn man während der Trauung ein Vorlegeschloß zuschlösse und dieses darauf verberge oder in einen Brunnen werfe, dann würde die Ehe eine unfriedliche und das habe die Fries gewollt, weil sie der Dorothea gram sei.' Kolb suchte ihm den Unsinn auszureden. An ihm gelang es auch; bei der Dorothea aber fruchtete es nichts und es traf auch ein, wie die folgenden Jahre zeigten. Die junge Frau wich ängstlich fast jedem Gespräche mit ihrem Manne aus, fürchtend, es könnt ein unfriedlich Gezänk daraus entstehen. Und als der gute Tyterlein nach zweijähriger ruhiger Ehe dereinst gelassen frug, warum sie nicht sein Wams geflickt, da rief die schluchzende Dorothea ganz außer sich: „Sieh, sieh! ich hab mir's gleich gedacht! Nun fängt der Unfriede im Hause an."

So hatten Kolb und Draco viel zu thun, die Menschen zur Vernunft zu bringen. Dabei empfand der erstere das Bedürfnis, in den Gottesdienst mehr Regelung zu bringen, wie er an Luther schrieb. Er halte es für dringend notwendig, daß unbeschadet der Freiheit der jungen Gemeinden die Predigt und der ganze Gottesdienst einheitlicher geregelt würden, weil sonst bedenkliche Irrtümer unterlaufen könnten. Darum er denn den Dr. Martinus bäte, der Zersplitterung der neuen Glaubensgenossen zu wehren. Graf Georg von Wertheim sei der erste gewesen, der ihn darauf aufmerksam gemacht. „Der ist,“ so lautete der Schluß des Briefes an Luther, „ein aufrichtiger, feingebildeter Mann; er macht beständig Fortschritte im Evangelium und ist dir sehr gewogen.“*)

Auch in Kreisen, von denen es Kolb nicht erwartet hätte, mußte er Spuren von großem Aberglauben finden, wie's später soll erwähnt werden. Sonst gab es in Wertheim nichts besondres Neues, es sei denn die Kunde, daß des Herrn Thomas Rank älteste Tochter im Herbste Hochzeit halten sollte und Ernfried viel mit deren jüngern Schwester Gertrud heimlich verkehrte, also, daß Regina mälich eifersüchtig ward.

Von Samuel sah man weniger, denn sonst. Der saß oft tagelang über seinen Büchern und las bis tief in die Nacht. Nur selten ging er auf den Handel und dann am liebsten in den bronnbacher Kreis, dessen evangelisch gewordne Bürger keinen Spott mit ihm trieben. Die einzige Ausnahme bildete Frater Bastian; der konnt den Alten nicht leiden und hängte ihm manch herbes Wort an; im Gegensatz zu den hoch und höchstgestellten Geistlichen, welche die Juden mit ihrem Gelde nicht entbehren konnten. Noch jüngst, als Samuel auf einer Geschäftswanderung nach Hißigheim im Gebüsch bei Bronnbach geruht hatte und alsbald den Bastian mit einem fremden Herrn vor sich stehen ge-

---

*) XV.

sehen, hatte der Mönch zornig ausgerufen: „Verfluchtes Judenpack! was lungerst du hier herum. Geh von hinnen, alter Unflad!“ Diese Segenswünsche eines christlichen Geistlichen prallten an Samuel ab; aber die zuvor gehörten, zusammenhanglosen Worte: ‚Ärgster Feind — Graf Wertheim — Ketzer — aus der Welt schaffen‘ — u. a. m. blieben in ihm haften und gaben ihm zu denken. —

Die Versammlung zu Windsheim war nur eine vorbereitende gewesen. Dort hatte man sich dahin geeinigt, daß von verschiedenen Seiten Bekenntnisschriften und ‚Ratschläge‘ ausgearbeitet und diese am 12. Oktober*) im alten schönen Rothenburg zur Beschlußfassung vorgetragen werden sollten.

Als Georg mit seinem Sohne von Windsheim zurückgekehrt war, arbeitete er mit Eifer an Vorschlägen zur Kirchenreform; wie manche Nacht mußt da geopfert werden. Auch fand er viel Stoff zu neuen Verordnungen vor. Er hörte von Ernfried, daß sich die Evangelischen beschwerten, sie würden von den Katholischen gar oft Ketzer genannt. Darauf verbot der Graf jedwedem in seinen Landen den Gebrauch des Schimpfwortes ‚Ketzer‘. „Es ist uns sonderlich zuwider,“ **) sagt seine Verordnung; „denn einer, der allein durch die Gnad unsers Herrn selig zu werden verhofft, der wird von denen, die sich Christen nennen, unbillig ein Ketzer geacht. Welcher aber vermeint, durch seine guten Werke den Himmel zu erlangen, dem sollen wir seine guten Werke billig danken und ihn als unsern Bruder nicht verachten. Wann aber jemand vorhat, seinen Bruder Besseres zu unterrichten, das soll er thun mit freundlicher und bürgerlicher Bescheidenheit, wie denn einem Christen geziemt.“

Von Kolb und Draco ward ihm vorgetragen, was großer Luxus bei den Kindtaufen und Weisungen, das sind Geschenke

*) I, II, XV.
**) XV.

an die Wöchnerin, herrschten, wie auch viel Aberglaube im Volke, Zank und Gottesschwüre. ‚Den Aberglauben zu vertreiben‘, entschied Georg, ‚sei Sache der Predigt und Seelsorge‘. Im übrigen erließ er strenge Gebote*): ‚Daß bei Kindtaufen nicht über vier Weiber mit der Kindbetterin essen, ingleichen: daß die Weisungen, welche dem armen Volk große unnütze Kosten gemacht, hinfüro ganz abgestellt werden sollten.‘ — Ferner: ‚daß alle Gottesschwüre, in denen alles, so unser Herr um unsrer Erlösung gelitten, samt dem Namen Gottes mit greulicher Stimme beim Wein und in den Gassen von trunknen Buben gleich einem sauren Bier ausgerufen werden, hinfüro streng unterbleiben sollen.‘

Ganz besonders auch hatten Zank- und Schimpfworte sein Gemüt beschwert, wonach mancher einem andern leichtsinnig irgend eines Bubenstücks, wie Diebstahls, zeiht.*) ‚Dergleichen Verunglimpfungen sollen mit dem Turm bestraft werden, denn solch Hadern hat ein Aufsehen, als ob unsern Unterthanen männlicher und guter Herzen mangeln.‘ —

Solcher Gebote Eindruck war ein verschiedener. Die meisten fügten sich ruhig; doch gab es auch genug Unzufriedene, die mitunter murreten, daß der Graf sich allzukleinlich um Hühner und Gänse kümmere. Diese Unzufriednen hatten nicht ganz Unrecht; doch dachten sie nicht daran, daß zu ihrer Zeit der Geldnot allzugroßer Luxus getrieben und von den Ärmeren zu deren Schaden nachgeahmt wurde. Sie fühlten auch nicht, daß Trunk- und Spielsucht überhand genommen und unsittlich Wesen. Des Grafen Ziel war, die Sitten bis ins Kleinste zu bessern, auf daß das Evangelium bessren Eingang fände. Die Einfachheit der Lebensweise war nicht jedem Recht, auch Herrn Thomas Rank nicht. Der wollte bei der Hochzeit seiner Tochter zeigen, daß er aus angesehenem alten Bürgergeschlechte stamme, darum er denn mit großen Vorbereitungen weit ausholte. Da geschah es, daß Graf

---

*) XV.

Georg, der Herrn Rank seit der Versöhnung mit Ernfried und seinem Übertritt zu den Evangelischen besonders zugethan war, sich zu der Hochzeit selbst einlud. Nun wußte Rank nicht: sollte er sich über die große Ehre freuen, oder sich über die Notwendigkeit ärgern, nunmehr die Hochzeit einfach auszurichten. Die Ehre siegte. Wenn andere die sogenannte Einfachheit des Festmahles, das heutzutage immer noch als höchst respektabel gelten würde, bemerkten, so hätten sie es doch auf die Rücksicht auf den Grafen geschoben.

Regina konnte nie erfahren, was sich Ernfried mit Gertrud Rank so oft zu schaffen machte. Das brachte ihr Betrübnis und Vermehrung der Eifersucht, denn Trudchen war eine hübsche muntre Maid und voller Mutterwitz. Statt ihres ungetrübten Glückes in dreizehnjähriger Ehe zu gedenken, überließ sie sich den Nebelgebilden ihres Mißtrauens.

Nun alle beim Mahle saßen und der Graf, in Würden zwar, doch fröhlich mit den Fröhlichen war, mußt Reginen noch das Leid widerfahren, daß ihr Ehemann und Gertrude sich lebhaft miteinander unterhielten und scherzend wie auch geheimnisvoll von Dingen sprachen, welche Regina nicht verstand. Nur Kolb war eingeweiht. Das blühende Weiblein von 29 Sommern ward erregt; nun schien es ihr gewiß, Ernfried hatte sie nicht mehr lieb. In ihrer Nähe saß der Oberpfarrer Kolb; der sah ein Thränlein aus ihren schönen Augen fließen. Das fiel ihm auf; doch wollte er zur Zeit nicht fragen und begnügte sich mit mitleidiger Beobachtung. Da sah er zu seiner Verwunderung, daß Regina, im Wahne, unbeobachtet zu sein, Ernfrieds Becherlein zu sich rückte, sich in den kleinen Finger schnitt und etliche Tropfen des rosigen Blutes dreinfallen ließ. Jetzt merkte Kolb den Grund hierzu, den Aberglauben: daß das Eintröpfeln des weiblichen Blutes in dem Trinkenden Liebe erwecke. Hier paßte ein ernster Vorhalt nicht, der hätt des Festes Freude gestört. Doch macht er's mit Humor, dem Mantel christlicher

Liebe. „Herr Rankius! kommet und schenket mir von neuem ein," begann er zu Ernfried. Der erhob sich allsogleich und trat zu Kolb. Während nun Regina sich Mühe gab, das Becherlein ohne Aufsehen an den alten Platz zu schieben und das Blut zu stillen, raunte der ehrwürdige Greis dem Gerufenen in's Ohr: „Frau Regina hat ein Tröpflein ihres Blut's in Euern Becher fallen lassen, dieweil sie wähnt, Ihr hättet sie nicht mehr lieb. Nun trinkt und seid darauf recht zärtlich gegen sie. Dann wollen wir sie schon heilen. Verstanden?" Das ergötzte den Ehemann dermaßen, daß er kaum das Lachen unterdrücken konnte, ging hin und trank einen guten Zug. Darauf drückte er Reginen herzlich die Hand, flüsterte ihr süße Dinge ins Ohr und war wie ehedem am Fährhause. Hei, wie da Regine fröhlich ward! wie sie sogar, als Ernfried viel zu liebreich sich bezeigte, als sich vor andren ziemt, ihm rot vor Freude ins Ohr wisperte: „Friedle! nit allzusehr!" Es gab eine helle Lust, also, daß Kolb lachend mit einstimmte in das Lob für den liebevollen Ehemann.

Nach Beendigung des Mahles bat Ernfried um die Erlaubnis, Seiner Gnaden und der Gesellschaft ein Stücklein vorführen zu dürfen. Dies ward gestattet. Darauf trat Ernfried ein im Pelzrock und einem Mützlein, daneben Gertrud als Ehefrau mit Haube und Schlüsselbund. Beide begannen in Versen sich zu streiten, wer im Hause das Regiment führen solle. Da kam manch muntres Wort darein, also, daß alle lachen mußten. Der Streit ging fort; Gertrudlein warf den Männern ihre Untugenden vor; dasselbe that Ernfried gegen die Weiber. Man wußt nicht, wem man Recht geben sollt. Doch als der Streit in Zank überging, trat ein dritter ein, ein Vetter Gertrudens, als alter würdiger Greis verkleidet. Der strafte das Pärchen ob ihres Zankes und rief ihnen die Worte aus dem Kolosserbriefe zu: ‚Ihr Weiber! seid unterthan euern Männern im Herrn, wie sich's gebührt.' Und abermal: ‚Ihr Männer! liebet eure Weiber

und seid nicht bitter gegen sie.' Am Schlusse reichten sich Mann und Frau die Hand und sagten:

Wie Ihr gesagt, so wollen wir es machen
Und Gott befehlen alle unsre Sachen.

Darauf folgte großer Beifall und der Graf verabschiedete sich gar wohl gelaunt. Noch selben Abends erfuhr Regina, die nun wußte, warum Ernfried so oft mit seinem Bäschen verkehrt, vom Oberpfarrer den Hergang mit dem Liebestrank in schalkhaften Worten. Da schämte sich Regina zu Tode und war von ihrem Aberglauben geheilt. Graf Georg, als er hievon gehört, wollte der Frau Ernfrieds ihren Wahn ernst vorhalten. Doch Kolb bat ihn: „Nicht also, Euer Gnaden! Ein jeder Mensch will anders genommen sein. Regina ist geheilt. Zum zweitenmal wieder anzufangen, bringt Unheil." —

Der letzte Satz bestätigte sich auch anderwärts, genau im selben Monat Oktober wie im Jahre 1813. Joß Fritz, der damalige Anführer der Bundschuher, fing zum zweitenmal an, unter den Bauern zu wühlen und zu schüren; hatte nicht viel Mühe dabei, denn der seit 150 Jahren angesammelte Zündstoff lag allerorten. Nur wurde diesmal schlauer verfahren, also, daß man nur wenig von den heimlichen Vorbereitungen zu einem großen Aufruhr spürte. —

Wie man vereinbart, fand am 12. Oktober die zweite Versammlung der unter Casimir vereinigten Stände zu Rothenburg statt. Ungern mußte Georg seinen Sohn in Wertheim zurücklassen. Er hätte seinen Liebling gern frühzeitig in die Sache des Evangeliums eingeweiht, doch die Ärzte fanden eine Reise nicht für geraten; Wilhelms Zustand war hierzu zu bedenklich; darum der Vater mit Sorge im Herzen abreiste. Auch das turm- und mauernreiche Rothenburg, noch heute hochansehnlich*) an der jungen Tauber liegend, hatte den Markgrafen, die Grafen

*) Riehl.

und Edlen des fränkischen Fürstentums mit Jubel aufgenommen und beherbergt, soweit die Gasthöfe nicht ausreichten.

Tief ernst waren die Beratungen. Nachdem die papistische Schrift von Regensburg mit leichter Mühe gründlich widerlegt worden war, wurden die verschiedenen eingegangenen Ratschläge zur Kirchenreform*) vorgetragen. Zunächst der Ansbacher. Der war lang und erschöpfend, weil zu allen Sätzen Beweise aus der heiligen Schrift beigegeben waren.

Danach folgte der Ratschlag vom Grafen Wilhelm von Henneberg, mit viel Einsicht verfaßt. Großen Beifall erntete der Wertheimer Ratschlag, noch heut vorhanden im wertheimer Archiv. Der war energisch und stürmisch, von allen Halbheiten fern und verriet den ebenso thatkräftigen als klugen Geist des Grafen Georg. Hierin wird auch der Gebrauch der Monstranzen verworfen, weil der Mensch tausendmal mehr aufs Wort, denn auf sichtliche Zeichen achten soll. Dasselbe gilt von den Bildern. Schon im alten Testament verworfen, sind sie nach dem neuen viel weniger zu dulden, weil dieses geistlich und innerlich erfaßt werden soll, allein im Geist und in der Wahrheit.

Der vierte und fünfte Ratschlag, d. i. der Windsheimer und der Schwabacher sind ähnlich gehalten.

Aus allen ward benutzt, was beweiskräftig war. So kamen denn die Stände in Einem überein, der gemeiniglich der Ansbacher Ratschlag genannt wurde. Casimir ließ ihn verbreiten und sandte ihn ebenso an die wittenberger Theologen, welche im folgenden Jahre hocherfreut darauf antworteten.

Befriedigt über die gemeinsame Arbeit und die Einmütigkeit der Beschlüsse kehrte Graf Georg zurück nach Wertheim zu erneutem Wirken. Hier hatte er neue Freude zu erfahren, denn das ‚Evangelion‘, schnell vergriffen, erschien in zweiter Auflage. Aber auch neues Leid ward ihm zu teil. Wilhelms Krankheit

---

*) Über sämtl. Ratschläge: VI etc.

erreichte einen bedenklichen Grad, also, daß er wie oft an seinem Lager saß mit tiefer Trauer. Gar manches Mal hatte ihn der treue Wenkheim in Nöten wieder aufgerichtet. Aber dieser hatte Urlaub genommen zu einer Reise nach Thüringen. Auch Draco zog wieder fort.*) Sein Schaffensdrang fand in Wertheim zu wenig Arbeit; er begab sich in andere Gemeinden, wo es an thatkräftigen Predigern mangelte.

Des Grafen Hoffnung auf Wiedergenesung seines einzigen Sohnes sank immer mehr herab. Mehr und immer mehr lernte er auf Erdenfreuden verzichten, nachdem seine unvergeßliche Margaretha dahingeschieden war. Und wenn ihn auch die Hoffnung auf Fortschritte der evangelischen Lehre belebte, so blieb auch dieser Kelch der Freude nicht ohne bittere Tropfen. Als Wenkheim Ende Dezember wiederkehrte, wußte er von abermaligen Greueln der Papisten zu berichten. Am meisten ergrimmte er über das Schicksal des bedauernswerten jungen Mädchens, Florenina von Oberweimar. „Ich hatte Caspar von Watzdorf versprochen, auf Florentina acht zu geben," erzählte er dem Grafen. „In Eisleben frug ich nach ihr. Dort ward mir im Vertrauen von einem mir bekannten Bürgersmann gesagt, sie sei eine Woche vor Weihnachten entflohen und weile jetzt versteckt in Halle bei der Familie eines evangelischen Geistlichen. — Herr! was hab ich da die Faust geballt, als sie erzählte, wie's ihr ergangen. Mit sechs Jahren ins eislebener Jungfrauenkloster gesteckt,**) wurde sie ohne alles Befragen im elften Lebensjahre eingesegnet, und als sie frug, hieß es: Du hast noch keinen Verstand. Schon als Vierzehnjährige erkennend, daß sie nicht zur Nonnerei passe, hatte sie gefragt, warum man sie nicht erst zur Vernunft kommen lassen; drauf war ihr gesagt worden: Sie wäre bei der Einsegnung alt und verständig genug gewesen. Zwei traurige Jahre ver-

*) XV.

**) Die ganze Geschichte: XIII, z. T. VII mit Luthers Trostbrief

lebte sie, zur zarten Jungfrau reifend. Ein Brief, den sie in ihrer Bangigkeit an Luther geschrieben, ward aufgefangen. Darauf steckte man sie in ein kaltes Gefängnis und ließ ihr nur ein dünn Gewand auf dem bloßen Leib. In bittrer Kälte mußte sie vier Wochen lang darin verweilen. Dann ward sie verhört und in eine kalte Zelle geschlossen. In der Kirche mußte sie drei Tage lang vor dem Chore liegen und alle Nonnen stiegen über sie hinweg. Während des Essens mußt sie sechs Tage lang vor der Priorin knieen, ein Strohkränzlein auf dem Kopf; dann sich niederlegen und alle schritten über sie hinweg. Darauf ward ihr eine Nonne zugesellt, die Tag und Nacht bei ihr bleiben mußte. Vor den Schwestern mußte sie stets auf den an sich schon wunden Knieen liegen. Und nun — verzeihet, Herr, wenn ich diese herzlose Gesellschaft zu allen Teufeln wünsche — nun ward sie sieben Mittwoche und sieben Freitage lang auf den entblößten Oberkörper von zehn Personen auf einmal scharf geschlagen und gezüchtigt. In ihrer Verzweiflung schrieb sie an Vetter Watzdorf um Erlösung von der Pein, die konnte sie kaum mehr ertragen. Der Lump von einem Boten, der den Brief forttragen sollte, verriet aber die junge Maid. Nun fuhr der Teufel ganz in die Domina. Die Schändliche ließ das arme Mägdlein in den tiefsten Keller bringen. Dort ward sie völlig nackt entkleidet und von der Domina und vier anderen so heftig gesteupt, bis diese nicht mehr zuschlagen konnten. Da ist die edle Jungfrau bewußtlos zusammengebrochen. Als sie zu sich gekommen, sah sie sich mit einem spinnwebdünnen Gewand verhüllt im kalten Kerker, die zarten Beine in Eisen gelegt. Also blieb sie mehrere Wochen lang, dann in die Zelle —" — „Genug, Wenkheim!" rief Georg zähneknirschend. „Ich mag von den Greueln dieser teuflischen Gesellschaft nichts mehr hören." — „Hab auch nichts weiter erfahren können," sagte der Ritter. „Des hallischen Pfarrers Ehefrau hatte zu ihm gesagt: Die Scham verböte ihr, ihm zu berichten, wie schmählich, schändlich und lästerlich die Arme noch

behandelt worden sei; so Sach ließe sich nicht schreiben noch sagen. Doch Gott, den sie in Christo innig angefleht, hat sie erhört auf wunderbare Weise. Die beaufsichtigende Nonne mocht wohl ein Herz haben. Genug, Florentina fand, als alle beim Mittagsmahle, die Zellenthür offen. Voll Hoffnung schleppte sie sich weiter die Treppe hinab, durch den leeren Hof — das Thor stand offen und — Gott sei gepriesen! — sie entkam, ohne daß jemand es bemerkt. Gegenwärtig wird sie in guter Hut beim Vetter Watzdorf sein.“ — —

Nur wenige Tage hatte das alte Jahr noch, als schon bekannt ward, daß Luther der edlen christlichen Märtyrerin einen herrlichen Trostbrief geschrieben. Wie sehr hätt auch Georg eines Trostes bedurft. Der saß am letzten Dezember nachts an des geliebten Sohnes Lager und hörte ein bedenklich Röcheln. Kein Bewußtsein war mehr vorhanden. Es schlug elf und nichts änderte sich. Dann verkündeten zwölf Schläge einer Turmuhr aus Nürnberg das neue Jahr 1525 — das Röcheln tönte weiter. Und als die ersten vier Stunden verstrichen, da ward's ganz still und es war, als ob ein Engel in Margarethas Gestalt herabkäme und die Seele des geliebten Knaben abhole für jenes Reich droben.

Den Vater aber fand man bei erster Tageshelle zerknickt am Totenbette liegend und schlafend. Als man ihn weckte, stand er auf, strich mit der Hand über die Stirn, als müsse er sich auf etwas besinnen, und die bebenden Lippen sprachen die Worte eines starken Herzens: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobt.“

Siebenzehntes Kapitel.

Nach der feierlichen Bestattung des jungen Grafen Wilhelm hatte sich unter den Bürgern Wertheims die alte Sorge um einen Nachfolger des Grafen Georg II. erneuert. Dieser selbst dachte nicht daran; er lebte noch zu sehr dem Schmerze über den Verlust des Sohnes, seiner Hoffnung. Als er aber erfuhr, daß man in der Stadt davon spreche, traf auch ihn diese Sorge. Doch von welcher Seite er sie auch betrachtete, er fand keinen Ausweg. Margarethen konnte er nie vergessen; an ein zweit Gemahl war nicht zu denken. Somit erschien es ihm wie eine Fügung von oben, daß das Geschlecht der Grafen von Wertheim aussterben würde. Der Gedanke lag schwer auf seiner Seele. Nachdem er sich aber mit ihm vertraut gemacht, nachdem er Luthers erschienene ‚Sammlung geistlicher Lieder' zu Rate gezogen, wuchsen seine Kräfte. Nun wollte er umsomehr jede Stunde seines Lebens benutzen, um für die Menschheit und ihr Wohl zu schaffen und zu wirken. Auch sollte reiche Thätigkeit ihm den Kummer erleichtern. Hieran fehlte es nicht; ja, es war, als sei das Jahr 1525 dazu auserlesen, daß er nicht Zeit fand, sich seinem Schmerze hinzugeben.

In die Stadt gelangte Kunde auf Kunde von den schrecklichen Martern, denen die Evangelischen seiten der Papisten ausgesetzt waren. Noch jüngst war ein Augustiner, namens Johannes Castellan, gefoltert und verbrannt worden.*) Und

*) XIII.

unten in der Stadt gab's ein lautes Jammern und Geschrei, denn Johann Cleriks Mutter war auf einem elenden Wäglein angelangt und wollte bei Saspel bleiben und ihr Leben beschließen. Was sie als Augenzeuge erlebt, war gräßlich. Es bedurfte geraumer Zeit der Erholung, ehe sie erzählen konnte.

Ihren Sohn Johann hatten die katholischen Pfaffen seit 1523 im Gefängnis gehalten und sich alle denkbare Mühe gegeben, ihn zum Widerruf zu bringen, denn Clerik galt als angesehener Mann, daher sein Widerruf manch anderen hätte nach sich ziehen können. Nachdem aber Clerik seinem hingebenden Glauben an Christum und dem Evangelium treu geblieben und keine Folter mehr wirken wollte, beschloß man seinen martervollen Tod auf dem Scheiterhaufen.*) Doch dieser allein genügte ihnen noch nicht. Man hieb ihm erst die Hände ab und weidete sich an seinen Schmerzen.*) Darauf ward ihm mit einer glühenden Zange die Nase abgerissen.*) Die Flammen ließ man nur einzeln an seinem Körper lecken, damit sie ihn allmählich peinigten. Das Gewand zerfiel wie Zunder; am nackten Körper bildeten sich lauter Brandblasen. Und als der Geschundene mit seinen letzten Kräften seine Mutter und Familie und mit lauter Stimme seine Seele der Gnade Gottes und Heilands befahl, da ärgerten sie sich ob der Worte, sprangen hinauf, dämpften zeitweilig die Glut und drehten sein Haupt um den Halswirbel herum.*) Darauf ließ man seinen Körper in der Glut schmoren und zu Asche verbrennen.*) Die Mutter mußt alles mit ansehen, auch wie die Pfaffen all Hab und Gut wegnahmen, also, daß sie nur durch heimliche Hilfe der Evangelischen nach Wertheim gelangen konnte; denn ihres Lebens war sie in Metz nicht mehr sicher. Die Mutter hatte erzählt; ohne Thränen blickte sie starr vor sich hin, Woche für Woche; dann ward sie irrsinnig. Und Saspel hatte bei der großen Teuerung kaum für sich und seine Familie zu leben und

*) XIII, XXIII.

mußt nun seine Schwester, deren Kinder und Schwiegermutter ernähren. Ein Wort vom Hausfreund Nappenbach genügte; jeder Bürger, dem noch reichliche Notpfennige geblieben, steuerte bei und Georg spendete fürstlich, gab der Schwester Saspels und ihren Kindern Unterkunft und Verdienst in der Veste. Nappenbach war schon vor 2 Jahren zum alleinigen Fußbekleidungslieferanten des Grafen ernannt worden und beschäftigte, weil's allzu große Arbeit gab, zugleich andere Schuster, also, daß bei Teilung der Arbeit schon damals eine Art kleiner Fabrik entstand.

Gleich nach diesen Ereignissen in der Stadt zog ein schwarz Gewölk im Süden auf. Schon Ende vorigen Jahres hatten die Bauern sich gewaltig gegen den Abt von Reichenau aufgelehnt. Jetzt zogen sie vor die Reichsabtei Kempten. Die ward völlig ausgeplündert und der Abt vieler seiner angemaßten Rechte beraubt, welche die geplagten Bauern seit nahe 100 Jahren gedrückt hatten.

Die aufrührerische Bewegung griff schnell um sich. Der evangelische Pfarrer von Waldstetten, tief im Süden der Grafschaft gelegen, kam zu Georg und teilte ihm mit, daß bereits die schwäbische Bauernschaft sich den Bundschuhern angeschlossen und eine Druckschrift erschienen sei, wegen der er um Verhaltungsmaßregeln bat. Georg durchlas die Schrift, darin 12 Artikel enthalten waren, welche forderten: 1. das Recht, die Prediger selbst zu wählen und nach Gutdünken wieder abzusetzen; 2. die Verwendung des Getreidezehnten (nach hinreichender Versorgung des Predigers) für die Armen; auch gänzliche Abschaffung des Vieh- und Blutzehnten; 3. Aufhebung der Leibeigenschaft; 4. Anteil an Jagd, Vogel- und Fischfang; 5. Zurückgabe der von geistlichen und weltlichen Herren allzu billig gekauften Gemeindewaldungen; 6. bis 8. Regelung der Dienste, Abgaben, Gülten nach dem alten Fuß; 9. unparteiische Gerichtspflege; 10. Zurückgabe der den Gemeinden rechtlos entzogenen Felder und Wiesen; 11. gänzliche Abschaffung des Besthauptes; 12. ent-

weder Widerlegung dieser Punkte aus der heiligen Schrift oder ihre Genehmigung.

Als Georg alle Forderungen nachdenklich gelesen, sagte er: „Daß es so kommen würde, war vorauszusehen und ist schon vor langer Zeit vorausgesagt. Das Elend der Bauern ist längst erkannt worden. Der Schenk Erasmus von Erbach hat bereits vor etwa vierzig Jahren das Ausrauben und Schinden scharf gerügt. Mich wundert nur, daß die seit undenklicher Zeit gequälten Bauern nicht schon längst ihre Forderungen gemeinsam formuliert haben. Die, welche ich hier vor mir habe, erscheinen mir in der Hauptsache als nicht mehr wie billig. Laßt mir die Schrift hier; ich will zuvor den Doktor Luther fragen." —

Die Antwort kam im Februar. Auch dieser nannte die meisten der Forderungen gerecht. Am besten habe ihm die zwölfte gefallen, wonach die Bauern sich erböten, besseren Unterricht anzunehmen, wo es mangele oder vonnöten sei. Doch wolle er die Bauern ernst vermahnen, vor Gewaltthätigkeiten gegen die Obrigkeit sich zu hüten. Aber auch Fürsten und Herren wolle er aufmerksam machen, daß man ihnen, sonderlich den blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, solchen Unrat und Aufruhr zu verdanken habe, weil sie nicht aufhörten zu toben und zu wüten wider das heilige Evangelium und dazu nichts thäten, denn schinden und schatzen, um ihren Pracht und Hochmut zu führen, bis es der arme gemeine Mann nicht länger ertragen könne. So hoffe er, die Bauern von einem lästerlichen, schon vor Jahrzehnten geplanten Aufruhr abhalten und die Herren zur Menschlichkeit bewegen zu können.

In ähnlichem Sinne war ein Schreiben Schwarzenbergs gehalten, darin es hieß: „Es haben sich einige papistische Stimmen erhoben: Luther sei an der Bauern begonnenen Erhebung allein schuld. Die so sprechen, sind entweder hämische Schurken, oder entsetzlich dumm und unwissend in der Weltgeschichte, die da sattsam lehrt, daß man den Bauern schon seit 200 Jahren Stück

für Stück von ihrer Freiheit, von ihren Rechten, von ihrem Hab und Gut genommen, ja selbst ihre Weiber und Töchter nicht geschont. Den ausgebrochnen Aufruhr Luthern zuzuschreiben, ist geradezu albern, zumal niemand mehr als dieser vor Gewalt warnt und auf Gehorsam gegen die Obrigkeit dringt, auch wenn diese Unrecht thut. ‚Aber der größte Aufruhr und Unordnung kommt davon, daß die Päpstischen wahrhaftige evangelische Prediger verjagen und die Irrung und Verdummung des Volks viel lieber dulden, denn die evangelische Wahrheit.‘ Ich werd darob ein Schriftlein drucken lassen und verbreiten.“ — Der Brief enthielt noch eine schmerzliche Nachricht, die den hochedlen Schwarzenberg tief gebeugt. Sein Sohn Christoph, schrieb er, sei nebst Eva, die wohl nie ganz aufrichtig im Herrn gelebt, katholisch geworden und in bairische Dienste getreten. Er sei gewiß von schlechten Pfaffen dazu aufgehetzt und sogar veranlaßt worden, eine Schrift gegen die Evangelischen herauszugeben. Darauf habe er, der Vater, mit einer Schrift gründlich geantwortet, betitelt: „Beschwörung der alten teuflischen Schlangen mit dem göttlichen Wort.“ — Was die etwaige Weiterverbreitung des Aufruhrs betreffe, so habe er die Verteidigung des Schlosses Schwarzenberg seinem getreuen Sohne Friedrich übergeben. Doch glaube er nicht, daß die Bauern seiner Besitztümer jemals aufständisch werden würden. Sobald übrigens ein ruhig Jahr komme, wolle Friedrich gen Wertheim ziehen, um den Freund des Vaters kennen zu lernen.

So wies nun Georg die evangelischen Pfarrer seiner Grafschaft an, nach seiner im Sinne Luthers gehaltenen Verordnung die Bauern zu ermahnen und ihnen zu versichern, daß allen wirklichen Übeln in der Grafschaft Abhilfe geschehen solle, wie ja schon früher der Juden schnöder Wucher unterdrückt worden sei. Auch solle niemand seines Glaubens halber gestöret werden. Kaum hatte er dies Schreiben kund gegeben, als ihm der evangelische Abt Leyser bei einer Audienz mitteilte, daß

abermals ein schnöder Mord verübt sei. Einen Freund von ihm, Johannes Beck, genannt Pistorius, habe man, nachdem er lange Zeit hindurch unmenschlich gemartert worden, qualvoll verbrannt um seines Glaubens willen.*) Graf Georg's Gesicht verfinsterte sich. „Glaubt mir," sagte er, „wie schwer es ist, dem blutgierigen Wüten gegenüber gemäßigt zu bleiben und nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten." —

Der Wirrwarr in den Staaten ward immer ärger. Kaiser Karls Krieg gegen Frankreich wütete im März noch immer. Herzog Ulrich von Würtemberg war verjagt worden und weilte auf dem Hohentwyl. In Thüringen begann ein überspannter Mensch, Thomas Münzer, verderblich zu wühlen und in Frankreich wütete eine Ketzerkommission wider die Evangelischen; wohl kaum so schlimm als in Deutschland, denn abermals gab's Klagen in der Grafschaft. Den Bruder des Bürgermeisters Schuch von Kühlsheim, Wolfgang Schuch, hatten die Päpstlichen gefangen, kurz verhört und auf dem Scheiterhaufen langsam braten lassen.*) Fortwährend tönten Klagestimmen vieler in der Grafschaft, die einen Verwandten oder Freund durch der Papisten fanatisches Wüten verloren hatten.

Doch auch andere, wenn auch geringere Klagen wurden in der Grafschaft laut. Graf Georg war ein großer Feind der Trunksucht und ging darin wohl allzuweit. Von alters her war's Sitte, beim Abschluß von Käufen oder Verkäufen einen oder mehrere Schoppen Weines zu genießen. Auch großen Gastereien bei Hochzeiten 2c. war Georg abhold, darum er denn gestrenglich das Gebot erließ:**) „Nach dem von alter Gewohnheit bräuchlichen Herkommen, daß man Heiraten, auch andere freundliche Veranstaltung, dazu Kaufwechsel und schier alle Handlung beim Wein und mit Weintrinken als mit einer gewissen

---

*) XIII.

**) I, II, — XV.

Urkund bestätigt, daraus denn folget, daß leichtfertige faule Personen, wann sie ihre Nahrung vertrunken, andere Leute zu berauben suchen, und dieweil nun Trunkenheit ein Anfang aller Laster, — so soll hinfort niemand in die Wirtshäuser noch andere Orte dem Wein und leichter Gesellschaft nachwandern oder jemand zu Hause laden. Aber ein jeder mag den Wein bei dem Weinschänken holen und daheim in seinem Hause trinken". — Und abermal: „Wer eine Hochzeit halten will, der mag drei Tische oder weniger seiner gesippten Freunde zum Morgenessen speisen. Aber zum Kirchgang mag er so viel Personen erbitten, als er will, nach Gewohnheit der Stadt Nürnberg."

Auch eine neue Ordnung für die Fergen, welche die Mainfähre zwischen Wertheim und Kreuzwertheim zu führen hatten, gab er heraus und jedermann war damit einverstanden; erhielt doch dadurch Peter Zell höheren Lohn. Über die beiden anderen Gebote aber entstand in der ganzen Grafschaft lautes Murren. Fast jede Woche kamen Bitten um Aufhebung des Weinverbotes, doch vergebens. Das ward von Georgs Feinden weidlich benutzt, um gegen ihn zu schüren. Dem Frater Bastian gelang es auch, in den nächstgelegenen Städten und Dörfern große Unzufriedenheit zu erregen. Geschickt brachte er nichts von Glaubenssachen vor, sonst hätt es ihm übel bekommen können. Nur das materielle Interesse der Leute betonte er, und hiermit sind ja die meisten zu fangen. —

Luthers Mahnwort gegen den Aufruhr der Bauern kam zu spät. Was mehr als zwei Jahrhunderte gegährt hatte, ließ sich durch ein Wort nicht mehr dämpfen. Während Graf Truchseß von Waldburg als Hauptmann des schwäbischen Bundes mit seinen Truppen noch am Bodensee verweilte, begannen die immer größer werdenden Heerscharen der Bauern unter Georg Metzlers Führung von Schwaben aus Franken zu überfluten. Sie plünderten und zerstörten Burgen und Klöster, mißhandelten und mordeten Geistliche, Mönche und Nonnen in greulichster Art.

Dasselbe widerfuhr dem Adel und den Rittern, die nicht auf die Seite der Bauern treten wollten. Einige Vasallen des Grafen Georg kamen nach Wertheim und berichteten nichts Gutes. Fast alle kleineren Städte hatten sich den Bauern ergeben. Ein Teil des Adels und der Ritterschaft ward gezwungen, mitzuziehen oder die zwölf Artikel anzuerkennen.

Georg glaubte wohl, auf seine Bauern rechnen zu können, mußte jedoch gewärtig sein, von den wild und grausam gewordenen Scharen überrumpelt zu werden. Die Veste war in gutem Stande; die Stadt aber und die übrigen Orte mußten in besseren Verteidigungszustand gesetzt werden. Daher erließ Georg eine große ‚Feuerordnung'. Darin ward festgestellt, wie sich die bewaffneten Bürger bei Sturmläuten, bei Feuer oder gegen den Feind verteilen und verhalten sollten, vornehmlich die Schützen und Thorschließer. Dann folgt, wie und wo in Wertheim die Besatzung sich aufstellen soll, die Armbrust- und die Büchsenschützen. Alle Bürger, welche Feuerpfannen haben, sollen diese bei Nacht in den Gassen anzünden. Bei einer Feuersbrunst soll ein bestimmter Teil der Bewohner Haken, Leitern und Eimer herzubringen, ein anderer Wasser auf Schlitten zufahren; alle jungen Mädchen und Knaben Wasser tragen helfen. Kein unnötig Geschrei durfte stattfinden, noch unnötig Büchsenschießen. Zuwiderhandlungen erfuhren hohe Strafen. Besonders wurden Rats- und andere Gebäude geschützt, die von Wichtigkeit waren. Im Brückenviertel der Stadt stand das feste Beguinenhaus; dort wurden Sachen von Wert, sowie die zum Kircheninventar gehörenden Effekten gut aufbewahrt.

So war denn für alles wohlgesorgt. Nur eine Frage blieb dem Grafen noch ungelöst: Wie er sich halten solle, wenn die siegreichen Bauernmassen sein Land verheerten und ihn bedrohten.

---

*) Über das Wesentliche des ganzen Kriegs: I, II, VIa, XXXII. IX u. a. m.

Auch Götz von Berlichingen kam und frug um Rat. Er wollte das Gesindel niederhauen, soweit er könnte. „Und Eure Familie? Eure Besitzungen?“ frug Georg. „Bedenkt Euch, Götz! seid vorsichtig! — Laßt das Niederhauen; gegen die gewaltige Überzahl wär's Thorheit. Hier gilt es, klug zu handeln.“ — „Wie aber, Euer Gnaden, soll ich's thun? Wenn sie mir nun den Spieß auf die Brust setzen und fragen: Willst? oder willst nit?“ — „Es ist ein schlimmer Fall!“ entgegnete der Graf. „Doch fällt mir da ein Rat ein von Hans Sachs, den er in seinem Liede, benannt ‚die Wolfsgrub‘, gegeben. Darin sagt er: Einst sei er im Walde spazieren gegangen, darinnen alles und auch er fröhlich gewesen. An einer wenig betretenen Stelle aber sei er in eine Wolfsgrube gefallen, worin fünf Wölfe saßen. Sie thaten ihm nichts, weil er gar still und geschmucket sich verhalten. Dann aber gingen sie um ihn herum und fingen an zu heulen. Da hatt Hans Sachs gedacht, ihre Huld durch Singen zu erlangen und hatt angefangen zu singen nach allen Meisterregeln. Doch da wurden die Wölfe grimmig, weil er anders heulen wollt, als sie. Sie fletschten die Zähne und machten Miene, auf ihn zu springen. Sachs erhub ein groß Geschrei und siehe, da kam ein Jäger herbei, zog den Hans heraus und sagte lachend: ‚Hast nie gehört, daß guter Sang an unverständigen Tieren nit hilft? Mit Wölfen muß man heulen.“ — „Das ist ein lustig Stücklein von Hans Sachs,“ rief Götz lachend. „Ja ja! mit Wölfen muß man heulen! Doch wie soll man's andrehn?“

Georg ging nachdenkend hin und her, bis er durch die Anmeldung der Ritter Rüdt von Kollenberg und Hans von Hartheim unterbrochen ward. Auch sie kamen in der Bauernangelegenheit und meldeten, die Bauern hätten drei große Heerhaufen gebildet, schon halb Franken besetzt und wollten auf Weinsberg zu marschieren, um dann von drei Seiten kommend Würzburg zu nehmen. „Was?“ rief Götz auffahrend. „Auf Weinsberg zu, sagtet Ihr? Dann muß ich schleunigst fort nach der Jaxt, um

nach dem Meinigen zu sehen. Entschuldigt, Euer Gnaden, daß ich eilends fortreite." — „Doch sind wir noch nicht klar geworden, wie man mit den Wölfen heulen soll," sagte Georg. „Bleibt nur noch eine Weile, bis —" — „Verzeihet, Herr! mir brennen schon die Sohlen. Jede Stund ist hier kostbar. Muß es dem Herrgott überlassen, wie das Heulen mit den verfluchten Bestien gemacht werden soll. Lebt wohl!"

Götz war nicht mehr zu halten und verschwand. Georg besprach mit den beiden Rittern, was wohl am klügsten zu thun sei. Wenn er auch die Forderungen mancher der 12 Artikel als gerecht fand, so ergrimmte er doch über die Bauernbande, weil sich diese mit Mord und Brand erhoben und verheerend heranwälzte. Ihrer waren aber so unzählig viele, daß die Kriegsmannschaft des Grafen sogleich hätte unterliegen müssen. Darum beriet er mit den Rittern, sich wenigstens verteidigungsweise zu verhalten. Die Lage ward immer bedenklicher, nicht bloß der mordenden Bauern wegen; auch die Papisten wüteten weiter da, wo sie vor den Bauern sicher waren. Kolb meldete dem Grafen betrübt, sein Freund im Herrn, Mathias Weibel, sei, weil evangelisch predigend, bei Kempten von den Papisten gefangen, grausam mit Messern gestochen und dann gehenkt worden.*) Georg hätte sich zur Vorbeugung weiterer Mordthaten an den Grafen Truchseß von Waldburg wenden können, der ihm, wenngleich katholisch, freundschaftlich gesinnt war. Doch war dieser jetzt voll und ganz mit Dämpfung des Aufruhrs beschäftigt, der sich mit rasender Schnelligkeit weiter verbreitete.

Nicht lange währte es, so lief eine üble Nachricht nach der andern ein. Graf Ludwig von Helfenstein, der seine Veste und die Stadt Weinsberg mutig verteidigt, sei von den Bauern am 16. April ermordet worden und seine Veste zerstört. Das machte, weil die Stadt furchtsam die Thore geöffnet hatte.

*) XIII.

Luthers scharfe Epistel gegen die ‚fluch- und todeswürdigen Mörder‘ wirkte bei der entfesselten Wut der Bauern nicht mehr. Der ‚schwarze Haufe‘ hatte vom Odenwald aus Amorbach erstürmt und zog nach Miltenberg, um von da die Grafschaft Wertheim einzunehmen und Würzburg zu zerstören. Götz von Berlichingen war mit Gewalt gezwungen worden, Bauernhauptmann zu werden; auch viele andere Ritter mußten sich ergeben, darunter Kollenberg und Hartheim. Zugleich kam Ende April ein Bote aus Tettnang, der durch ein Schreiben den am 22. April erfolgten Tod*) von Georgs Schwiegermutter, der Gräfin Magdalena, meldete. Das war für das Haus Wertheim von doppelter Bedeutung, denn Georg hatte nunmehr nach testamentarischer Bestimmung seines Schwiegervaters für seine Kinder dessen Verlassenschaft Tettnang ererbt. Weil nun auch dies mußte geregelt werden, galt es, die Sinne doppelt zusammen zu nehmen und den Kopf hoch zu halten. Schnell entschlossen gab er gegen angemessene Geldentschädigung jene Verlassenschaft an das Haus Montfort zurück. Ein Eilbote von dort, der sich nur mühsam und verkleidet durch der Bauern Scharen durchgeschmuggelt, brachte die vorläufige Einwilligung von Tettnang.

Von nun an mußte alles Augenmerk auf die Rebellion gerichtet werden. Die Bürger Wertheims waren fest entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren, und hatten sich wohl gerüstet. Zwar hatte Graf Truchseß die Bauern bei Beblingen und Sindelfingen im Würtenbergschen am 2. Mai geschlagen und bald darauf die Stadt Weinsberg zur Sühne für Helfensteins Ermordung niederbrennen lassen; doch dafür wuchsen die Bauernheere lawinenartig und waren durch den meist erzwungenen Beitritt der Ritter besser geführt.

Ein Schlag nach dem andern traf Georg. Blitzesschnell hatte sich die Kunde verbreitet, daß der edle Hort der Evange-

---

*) XX.

lischen, Kurfürst Friedrich von Sachsen, am 5. Mai selig entschlafen sei. Alle Lande rings um die Grafschaft, mit Ausnahme des Nordens, standen unter der Gewalt der Bauern. Schon waren diese ins Wertheimsche eingerückt, als Graf Michael mit den Seinen in die Veste kam und die Nachricht mitbrachte, daß selbst der mächtige Graf Wilhelm von Henneberg die zwölf Artikel anerkannt habe und sich mit den Bauern vertrage. Rothenburg war genommen und Eilboten meldeten, daß die gräflichen Klöster Bronnbach und Holzkirchen bereits besetzt seien. Bald darauf wimmelte es um Wertheim selbst von bewaffneten Bauern. Von allen Seiten verlassen, nur auf die Burgbesatzung angewiesen, mußte nun Georg einen Entschluß fassen. Die Zeit drängte; schon zog eine Bauerndeputation am Abend den Burgweg herauf. Die mußte eingelassen werden. Ihr Begehr, zu ihnen überzutreten, falls man Veste und Stadt niederbrennen würde, schlug der Graf rund ab. Der Stadt widerfuhr nichts. Am nächsten Morgen meldete sich eine abermalige Deputation, diesmal viel zahlreicher und geführt vom Ritter Hans von Hartheim. Der fand Gelegenheit, dem Grafen zuzuflüstern, es sei alles verloren und greuliche Vorbereitung getroffen, Stadt und Land zu verwüsten.

Georg forderte eine halbe Stunde Bedenkzeit. In dieser kurzen Spanne gab es einen heftigen Kampf. Der grimmigste Zorn erfaßte ihn, denn er hatte unter den Bauern seine eignen erkannt, denen er doch wohlgethan. Er hätte das undankbare Gesindel niederhauen mögen. Und jetzt sollte er ihnen folgen? Nimmermehr! — Doch schnell darauf drängte sich der Gedanke vor: Was wird aus deinen Unterthanen werden? Was aus der getreuen Stadt Wertheim und anderen? — Da siegte die stete Fürsorge und er beschloß sich zu opfern, jedoch zugleich der Klugheit nicht zu vergessen. Graf Michael selbst war krank und ratlos. Als Georg endlich sagte: „Ich muß den Bauern gezwungen folgen, um unsre Lande vor den Wüterichen zu schützen.

Sollte ich dereinst durch kaiserlichen Beschluß den Tod erleiden, so mag's sein. Aber das Reichsheer wird für unsere Unterthanen eher ein Herz haben, als dieses Gesindel —" da nickte Michael stumm und ließ der Sache ihren Lauf.

Georg verpflichtete sich, mit gegen Würzburg zu ziehen, das die Bauern erstürmen wollten. Zu weiterem konnt er sich nicht verstehen. Die Deputation gab sich darein, nachdem der Graf noch versprechen mußte, ihnen ein Fähnlein Knechte zu stellen, zu denen er 50 von Wertheim nahm, 30 von Freudenberg, und andere vom Lande. Auch mußt er ihnen sechs Stück Kanonen leihen. Dafür gelobten sie, in der Kriegführung ihm zu folgen.*)

Es war ein schweres Stück für Georg, gegen Würzburg zu ziehen; weniger um des Bischofs als um derer willen, die auf dem Frauenberge, des Bischofs Veste, weilten. Sein Schwager war darin, Graf von Castell, und einige Freunde. Noch ehe er mit den Bauern abzog, erhielt Graf Michael von dem erschrocknen Bischof Konrad am 11. Mai einen Brief, er möchte doch den Grafen Georg veranlassen, daß er bei den Bauern für das Stift einen Stillstand bewirke. Zu spät! denn schon am 12. Mai stand Georg mit den Heerscharen vor Würzburg.

Die Bürger dieser Stadt mochten wohl auch — wie tausende andere — nicht gut auf den Bischof zu sprechen sein; sie öffneten den Bauern freiwillig ihre Thore, so daß der Frauenberg allein zu stürmen übrig blieb. Georgs Bestreben war, eine Erstürmung durch längeres Unterhandeln noch hinauszuziehen, vielleicht kam unterdessen Hilfe herbei. Und wenn das Erstürmen dennoch und wider sein Erwarten gelingen sollte, so wollte er mit Hintansetzung aller Gefahr Verwandte und Freunde schirmen, auf daß ihnen nicht das Schicksal Helfensteins widerfuhr. Darum begab er sich mit Kollenberg und Hartheim nebst etlichen mißtrauischen Bauern hinauf zum Frauenberg und begehrte, mit denen von

---

*) Das wertheimer ‚Braunbuch'.

Adel zu unterhandeln. Darauf kamen zu ihm heraus der Markgraf Friedrich von Brandenburg, Dompropst und oberster Hauptmann; ingleichen Graf von Castell und noch etliche Herren.

Graf Georg stand voran, sein Gefolge hinter ihm, die Bauern nahe dabei, um alles genau zu hören, doch also, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnten. Zunächst frug Graf von Castell erstaunt, wie Georg zu den Bauern käme. Darauf dieser: „Ich habe mich den Bauern verpflichtet, mit nach Würzburg zu ziehen, um es einzunehmen.“ Deß lachten die Herren, weil sie glaubten, er scherze. „Wie willst du Feind sein,“ sagte Castell, „da ich doch dein Schwager bin?“ — „Auch habt Ihr ja keine Fehde angesagt!“ setzte der Markgraf hinzu. Die Bauern lauschten mißtrauisch auf Georgs Rede. Doch der versicherte mit lauter Stimme: „Ich wiederhole, daß ich mich den Bauern verpflichtet habe. Auch habe ich ihnen Kanonen, Büchsen und Pulver geliefert zur Einnahme des Frauenberges. Ich verkünde Euch der Bauern Begehr, daß Ihr das Schloß mit allem, was darin ist, übergebet. Dagegen soll die ganze Besatzung ihres Lebens, Leibes und Gutes versichert sein und sichres Geleit haben bis an den Ort ihrer Bestimmung.“

Hierüber waren die Herren erstaunt, die Bauern befriedigt. Sie konnten aber nicht das kurze Augenzwinkern bemerken, das Georg dem Grafen von Castell sehen ließ. Der aber ahnte hieraus den Zusammenhang und sagte mit einem bedeutsamen Blick auf die Herren von Frauenberg: „Von Übergabe kann keine Rede sein. Doch wollen wir die Sache erwägen und morgen Vormittag zehn Uhr nochmals verhandeln.“ Georg drehte sich fragend nach den Bauern um. Als diese nickten, verabschiedete er sich und ging zur Stadt, keinen Blick nach der Pforte richtend.

In Würzburg gab's ein groß Gewimmel auf den Straßen; vornehmlich vor dem Gasthaus ‚Zum grünen Baum‘, allwo das Hauptquartier des ‚hellen Haufens‘ war. Dessen Angehörigen nächtigten im Domherrenhofe Truteleben und dem nahen Fran-

ziskanerkloster. Die Führer des ‚schwarzen Haufens‘ hatten ihr Hauptquartier im ‚Greffenhofe‘. Ein Stab mit einer Stachelkugel an einer Kette galt als Erkennungszeichen. Im ‚grünen Baum‘ fand sofort eine Versammlung der ersten Führer statt. Die Obersten des schwarzen Haufens, Jakob Köhl von Eibelstadt und Florian Geyer von Giebelstadt, waren gegen eine zweitmalige Verhandlung. Auch die würzburger Sprecher: Maler Hans Beremeter, Philipp Ditmar, Tilman Riemenschneider und der Mönch Pater Ambrosius verlangten statt der Verhandlung sofortigen Sturm. Ihnen lag daran, die gefürchtete und verhaßte Stätte alsbald niederzubrennen. Graf Georg machte ihnen begreiflich, daß es sehr leicht gesagt sei: Wir wollen erstürmen, aber nicht so schnell gethan. Ein so fester Punkt verlange zuvor eine regelrechte Belagerung. Kaum hatte er dies gesagt, als sich ein heftiger Sturm erhob; der abtrünnige Theologe Bodenstein von Karlstadt war der schlimmsten einer. Man sprach von Verrat und brüllte durcheinander. Als aber die gewaltige Stimme des schlauen Götz von Berlichingen in die Versammlung schrie: „Ihr Brüder seid tapfer im offnen Felde; aber von Burgenberennen versteht Ihr nichts. Folgt dem Rate des Bruders Wertheim“ — und auch der Wirt Georg Metzler von Ballenberg zur Vorsicht mahnte, da ergaben sich die anderen, wenngleich mürrisch. Am nächsten Morgen 10 Uhr begann die zweite Verhandlung.

Die Herren vom Frauenberg boten eine ansehnliche Geldsumme, verlangten aber den sofortigen Abzug des Bauernheeres. Darauf zog sich Georg mit den übrigen ein Stück zurück und besprach sich mit ihnen. Das Ergebnis war: 1) die Besatzung schließt mit den Bauern einen unbestimmten Stillstand ab; 2) sie nimmt vorläufig die 12 Artikel an; 3) die Bauernführer erhalten 3000 Gülden und jeder Knecht einen halbmonatlichen Sold; 4) sobald die Hauptleute des Odenwaldheeres den Bischof von Würzburg in ihren Bund aufnehmen, wollen sie unter sicherem

Geleit ihn und das Domkapitel als Brüder und Kriegsverwandte gegen alle Feinde schützen, selbst gegen Bauern, die sich hiergegen auflehnen sollten. Dies ward den Herren durch Georg vorläufig kund gegeben.

Wie der Graf voraussah, wurden diese Vorschläge, welche er den fünfzehn Hauptleuten der Bauern zuvor unterbreiten mußte, nicht angenommen. Alles verlangte sofortigen Sturm, obgleich Georg und Berlichingen davon abrieten. Als dies nichts fruchtete, rief Georg in die Versammlung: „Ihr habt gelobt, mir in der Kriegsführung zu folgen. Nun Ihr Euch dessen weigert, habt Ihr allein die Verantwortung zu tragen.“ Es ging so stürmisch zu, daß kaum die Hälfte dieses Wort verstand; die meisten liefen davon, um sich zur Belagerung zu rüsten. Drei wertheimsche Bauern hatten es aber doch gehört und riefen höhnisch: „Hoho! der mutige Herr Graf ist zu feige!? Im warmen Neste Wertheim sitzt sich's freilich besser zum Bauernschinden.“ Da faßte Georg grimmig nach dem Schwerte, die Elenden, die er wohl kannte, zu züchtigen, aber Götz und Rüdt beschwichtigten ihn; es konnte ja ohnehin nicht länger so fortgehen. Darauf nahm Georg, um der Form zu genügen, seine Ritter und Reißigen zusammen. Als der wahnsinnige Sturm ohne Vorbereitung beginnen sollte, stellte er seine Mannschaften an einem vorspringenden Teile des Schlosses auf, um in drohender Gefahr seinen Schwager und einige Freunde zu schützen. Nun ihm die Bauern den Gehorsam aufgesagt, hielt er sich seines Gelübdes für entbunden und im vollen Rechte, mit seiner kriegsgeübten Schar auf die Bauern scharf einzuhauen.

An 20000 Bauern, unterstützt von würzburger Bürgern, wälzten sich heran, begannen Leitern an die Veste zu legen und die Kanonen spielen zu lassen. Es entspann sich ein langer zäher Kampf; keine Partei wich. An allen Angriffsstellen schwamm das Blut verwundeter oder getöteter Bauern. Schon an 100 Leichen deckten die Erde. Doch die Besatzung verteidigte sich

mutig und geschickt. Immer neue Scharen ersetzten den Verlust der Bauern. Auf dem Frauenberge bemerkte man einen Feuerbrand, als sich die Sonne neigte. Das ermutigte die Stürmenden und mit grimmer Heftigkeit erneuerte die ganze Masse den Sturm. Da gab's unter wüstem Geschrei ein Schädelspalten und Morgensternhauen, Kanonenschüsse und Büchsengeknatter, daß man meinen mochte, es wäre aus mit dem Frauenberge. Der aber hielt sich wacker. Das Feuer war gelöscht und Schüsse, Speere und Steine hagelten von neuem nieder. Als die Sonne unterging, mußten die Bauern den heißen Kampf aufgeben, ohne etwas erreicht zu haben. Mehr als 400 Leichen blieben auf dem Platze.

Von nun an erst begannen die Bauernführer eine regelrechte Belagerung auszuführen, Minen zu legen und Schutzkörbe zu errichten, also, daß das Belagerungswerk sich hinauszog. Da konnte Georg seinen Widerwillen nicht länger bergen. Offen ritt er mit seinen Rittern und Kriegsknechten davon, ohne von den eingeschüchterten Bauern erheblich gehindert zu werden. In ihm kochte der Zorn über den Verrat seiten seiner eignen Unterthanen, über die höhnischen Worte der drei wertheimischen Bauern. Nicht allsogleich in die Veste begab er sich. Erst ritt er in die zwei Dörfer, aus denen jene drei stammten. Dort brannte er deren Güter nieder, daß nicht ein Stein mehr auf dem andern blieb. Um seine Freunde auf dem Frauenberge hatte er keine Bange mehr. Das feste Schloß ließ sich von solchen Haufen nicht einnehmen.

In Wertheim war Georg von den Bürgern mit Jubel begrüßt worden. Diese hatten wohl erfahren, daß sich ihr Herr geopfert nicht nur durch Zwang, sondern auch auf daß *sie* geschont würden.

Noch mußte Georg vorsichtig sein. Als nach einigen Tagen die Bauern einen Brief an ihn schickten, worin sie ihn um mehr Geschütz baten, antwortete er ihnen in gemäßigtem Tone, er habe

außer den Geschützen, die er schon gegeben, nur noch eines; dieses aber sei schadhaft. Allsogleich begann er aber, Burg und Stadt noch stärker zu befestigen und zu verproviantieren denn zuvor, also, daß er beide auf so lange Zeit hätt halten können, bis das Reichsheer zum Entsatze herbeigekommen. Von dessen schneller Annäherung erhielt er auch bald Kunde.

Die Bauernführer hatten endlich eingesehen, daß die Erstürmung des würzburger Frauenbergs nicht zu erzwingen war; sie gaben das Unternehmen auf und schrieben für den 31. Mai einen Landtag nach Schweinfurt aus, dazu auch die Grafen und Herren geladen waren. Dies sollte ihr gesunkenes Ansehen wieder stärken. Doch als weder Georg noch sonst einer der Edlen erschienen waren, mußten die Führer andere Pläne schmieden, schon um die Bauern zu beschwichtigen. Die zügellosen Haufen waren kaum mehr zu bändigen. Sie hatten vom Niederbrennen der 3 Bauerngüter durch den Grafen wohl gehört, darum sich eine große Schar aufmachte, um dies an Wertheim zu rächen.

Als sie herangezogen waren in großen Massen, verteilten sie sich in 2 Haufen, davon der eine die Stadt, der andere die Veste berennen sollte. Die Thoren! sie hatten nicht bedacht, daß einträchtiges Zusammenhalten stark macht. Wild stürmten sie die Leitern hinauf, die sie an die Stadtmauern gelegt; die Schützen des Hauptmannes Fuchs schossen sie zusammen. Das Brückenthor ward zerstört und eingenommen. Die bewaffneten Bürger aber drangen auf die Stürmer ein und hieben sie mit wuchtigen Schlägen zurück bis vor die Mauern, also, daß der Bauern viele in der Tauber ertranken. Die Rotten warfen Feuerbrände in die Stadt, sodaß an drei Stellen die Flammen aufloderten. Des Grafen neue ‚Feuerordnung‘ aber erwies sich als so praktisch, daß nirgends großer Schaden entstand.

Vor der Veste erging es den Bauern nicht besser. Hier war der Rüdt von Kollenberg aufgestellt, dort Hartheim, am

Vorderthor Götz von Berlichingen u. a. m. Die Büchsen und Armbruste thaten mit wohlgezielten Schüssen ihre Schuldigkeit. An einer schwächeren Stelle der Burg befehligte der Graf. Ein großer Haufe stürmte den Berg hinan, geführt von einem Mönch, der den Bauern diese Stelle bekannt gegeben. Ein Hagel von Kugeln und Bolzen empfing sie. Doch immer drangen neue Scharen vor. Sie achteten nicht des verheerenden Bleies und siedenden Wassers und setzten ihr Stürmen fort. Siegreich bestiegen sie die Mauern und rissen deren obere Teile ab. Georg hieb mit seinen kampfgeübten Knechten scharf ein; manch starker Mann fiel blutend in die Tiefe hinab. Dafür drangen doppelt so viel wieder ein. Da machte nahebei Götz von Berlichingen aus einem verborgenen Pförtchen einen kühnen Ausfall und fiel den stürmenden Bauern in den Rücken. Dadurch verwirrt, ließen die Stürmenden ab und drangen auf Götz und seine Leute ein. Der Mönch war unter ihnen. Dem gab Berlichingen mit seiner eisernen Rechten eine prasselnde Ohrfeige, umarmte zärtlich das zappelnde Münchlein und verschwand mit ihm und seinen Knechten behend durch das Pförtchen in die Burg.

Unterdessen war der oben entstandene Schade wieder ausgebessert, aber auch die Sonne untergegangen und die Bauern verzogen sich ins Thal. In der Nacht blieb es ruhig, die Streitkräfte Wertheims und der Burg jedoch verweilten sämtlich auf ihrem Posten.

Götz kannte seinen geohrfeigten Gefangenen nicht. Als aber Rüdt von Kollenberg hinzukam, rief er: „Bei Gott! das ist der saubere Bruder Bastian vom Kloster Bronnbach!“ Der Graf ward herbeigeholt und ließ den Mönch in sicheren Gewahrsam bringen; jetzt war nicht Zeit, ihn lange zu verhören. Dasselbe geschah mit 3 gefangenen Bauern. Die Nachricht von der Gefangennahme des bronnbacher Mönches drang bald in die Stadt, sogar zu Samuel.

Am anderen Tage, dem zweiten im Junius, schien die

Sonne schon bei Aufgang heiß ins Thal hinein. Die Bauern aber sind ans Schwitzen gewöhnt. Am frühen Morgen wiederholten sie ihre Angriffe, doch merklich schwächer, da sie sahen, daß sie nur schwer ankommen konnten. Zwar eilten neue Scharen zum Ersatz hinzu, indessen blieben sie ruhig lagernd im Thale. Deß wunderten sich die wertheimer Bürger und meinten, die Feinde wollten einen Nachtangriff machen. Auch von dem höchsten Wartturme der Veste sah man staunend herab auf das Feiern der Bauern. Noch mehr aber wuchs dieses Staunen, als letztere am Nachmittage hin und her zogen und ein Trupp nach dem andren seinen Abzug nahm. Bald darauf kam ein Reiter auf schweißtriefendem Rosse vor der Veste an. Man traute dem Manne im Bauernkittel nicht. Doch ward er eingelassen und verlangte, den Grafen zu sprechen.

Was er diesem mitteilte, gab die Erklärung zu dem schleunigen Abzuge des Bauernheeres. Graf Truchseß von Waldburg hatte in der Frühe des 2. Juni bei Königshofen, an 5 Meilen von Wertheim, den Bauern eine blutige Niederlage beigebracht. So war Stadt und Burg befreit und das Geläute aller Glocken verkündete die Freudennachricht. Gleich darauf, am 5. Juni, wurden die Bauernheere bei Ingolstadt in scharfer Schlacht gänzlich aufgerieben und in alle vier Himmelsgegenden zerstreut.

Nunmehr blieb Ruhe, nunmehr wurden auch die Gefangenen zum erstenmale verhört. Pater Bastian blieb verstockt und wollt nichts eingestehen, nur daß er von den Bauern gewaltsam mitgeschleppt worden sei. Als aber die 3 Bauern darob stutzten und in der Hoffnung, Verzeihung zu erlangen, einmütig versicherten, er sei freiwillig mitgegangen und hätt sie aufgehetzt, da konnte Bastian nichts darauf erwidern. Vor der Hand wurden die Gefangenen bis zu einem zweiten Verhör in den Kerker zurückgebracht. Ehe es indeß hierzu kam, meldete sich in der Veste der Jude Samuel. Der traf den Grafen in einem Augenblicke,

da sich dieser stille Vorwürfe machte, daß er die Güter seiner Bauern in zorniger Rachsucht verwüstet hatte. Hierin gestört, betrachtete Georg erstaunt den Alten und frug, was Sonderliches er vorzubringen habe. Darauf erzählte Samuel von seiner Begegnung mit Bastian im vorigen Jahre und daß er aus dessen Munde die zusammenhanglosen Worte gehört habe: ‚Ärgster Feind — Graf Wertheim — Ketzer — aus der Welt schaffen.‘ Er habe damals vor dem Mönche warnen wollen; weil aber bald darauf gar so viel Trauer um den Verlust des jungen Grafen Wilhelm entstanden, hätt er nicht noch mehr Widerwärtiges hineintragen wollen. Daher er denn bäte, den schändlichen und schädlichen Menschen richten zu lassen. Nachdem der Jude zu Ende war, frug Georg erstaunt: „Wie kommt es Samuel, daß du so sehr auf den Tod des Mönches dringest?“ — „Euer Gnaden wollen verzeihen,“ antwortete Samuel, „wenn ich sage: Wir vom Volke Israel sind geschlagne und verfolgte Leute, darum, daß wir haben einen andern Glauben. Thut mir das weh um unsertwillen, wird mir's auch weh thun um die, welche verfolgt werden um ihren Glauben, wenn der auch ein andrer ist, als unsrer. Euer Gnaden sollten verfolgt werden um den Glauben von dem Mönche. Weiß ich auch noch mehr; weiß ich soviel, daß es notwendig ist, ihn aus der Welt zu schaffen und nicht Euch, der da ist gut zu mir und zu allen, die da leiden um den Glauben.“

Nachdenklich stützte Georg sein Haupt mit der Hand. In seinem Innern hatte kurz vorher das Evangelium gesprochen: ‚Segnet eure Feinde,‘ und dieser Spruch machte ihm Vorwürfe wegen der Befriedigung seiner Rache. Jetzt lebte dieser Spruch wieder auf und setzte sich zu weiteren Mahnungen des Evangeliums fort. Nachdem er durch Samuel die Heimtücke jenes Schändlichen erfahren, begann es zwar wieder von neuem zu grollen, aber die reine Lehre gewann die Oberhand. Als er so einen kurzen Kampf mit sich gekämpft und Samuel über Georgs

Schweigen unruhig geworden war, erhob sich dieser und sagte: „Ich danke dir, Samuel! Deine Absicht ist lauter und rein. Aber ich werde den Mönch freilassen."

Der Jude stand verblüfft vor ihm, sah ihm gar wunderlich ins Angesicht und rief:

„Gott der Gerechte! Euer Gnaden — wie haißt —?" Und mild entgegnete Georg: „Samuel! — Unser Heiland und Erlöser, Jesus Christus, sagt im Evangelio des Matthäi: ‚Ihr habt gehöret, daß gesagt ist: du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde! segnet, die euch fluchen! thut wohl denen, die euch hassen! bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.' — Ich will ein Christ sein nach der neuen evangelischen Lehre; darum verzeihe ich dem Mönch und lasse ihn frei." Da faltete der Jude die Hände und rief entsetzt: „Die katholischen Christen hassen ihre Brüder und fluchen ihrem Nächsten und schinden und verbrennen alle, die da sind nach der Lehre des Jesus. Und die evangelischen Christen segnen und vergeben und bitten für die, die sie verfolgen und martern — — Herr! das versteh ich nit! Verzeihet, wenn ich gehe! mir wird ganz wirbelig!" —

Gedankenvoll blickte Georg ihm nach. Noch konnte das neue Testament, das er dem Juden einst hatte zukommen lassen, keine Wirkung gethan haben; vielleicht war es noch gar nicht gelesen worden. Samuel blieb verstockt — und doch! wie sollt und konnt es ihn gelüsten, jemals ein Jünger Jesu zu werden, wo die Christen sich zerspalteten und ein Teil den andern verfolgte wie grimmige Tiger die Löwen? Ein Zug der Bitterkeit lag auf Georgs Antlitz, der nur allmählich verdrängt ward durch die ihn immer öfter ankommende Sehnsucht, abzuscheiden von dieser greulichen Welt, dem Lande der Sünde und teuflischen Wesens. Wie gut waren doch Margaretha und Wilhelm aufgehoben! wie hatte dieser in seiner Jugend schon begehrt nach

christlicher Unterweisung! — — Unterweisung — Ja, das ist es, was dem Samuel fehlt. Sein Buch ist das alte Testament, das Georg zu wenig kannte. Wie kann ein Blinder einen Blinden leiten? Erst mußte er es besser kennen; es war nur wenig verdeutscht. Hier konnte nur ein Theologe helfen. Kolb sollte ihn unterweisen.

Doch hierzu kam es nicht so bald. Einesteils gab Kolb den Wunsch zu erkennen, Wertheim zu verlassen, um in Bern einen größeren Wirkungskreis zu suchen.*) Auch gingen noch die Wogen des schrecklichen Krieges mit seinen Folgen gar hoch und verdrängten die kleinen Wellen im Innern. An den Bauern wurde blutige Rache verübt allerorten. Mehr als 100 000 Menschen waren und wurden noch dahingerafft. Der Bischof Konrad von Würzburg, vor der Belagerung vom Frauenberg feig entflohen, war zurückgekehrt. Und nun begann auch er furchtbar zu strafen in der Stadt und im Bistum. Hinrichtung über Hinrichtung erfolgte, und als man deren müde war, ließ man Milde walten, d. h. man ließ öffentlich blutig auspeitschen, Finger abhacken und Augen ausstechen.

Mitten in dieser Zeit gelangte an Georg ein Brief vom jungen Grafen Philipp von Rieneck. Der erzählte darin unter anderem, daß sich vor längerer Zeit der Nonnen etliche aus dem sächsischen Kloster Nimptschen bei Grimma um des Glaubens willen geflüchtet und auf Rat ansehnlicher Bürger nach Wittenberg gewendet hätten, allwo sie sich verheiratet. Nur ein edles Fräulein, Katharina von Bora, welche der Stadtschreiber Reichenbach in seine Familie aufgenommen, habe keinen Mann bekommen. Da habe sich Luther, zu dessen Füßen Rieneck als Schüler einst gesessen, viel Mühe gegeben, sie unterzubringen. Aber jeden, den er vorschlug, habe sie ablaufen lassen. Luther sei darob ärgerlich geworden. Und als sie nun gar den von ihm ange-

*) XV.

botenen Dr. Glatz ausgeschlagen, rügte er ihren Stolz und Hoffärtigkeit, darum er sie nicht recht leiden mocht, auch dann nicht, als sie dem Freunde Luthers, Amsdorf, vertraut, sie würde sich nicht weigern, wenn jener ihrer begehre. Trotz seines Mißmuts und weil er schließlich Mitleid für die von Bora gefühlt, habe sich Luther mit ihr am 13. Juni vermählt. Gar wunderlich erscheine ihm, dem Grafen Rieneck, das Urteil Luthers, er hätte nicht die Liebe zu ihr gehabt wie andere Brautleute, doch sei sie fromm und gottesfürchtig.

Das war nach langem rauhen, rohen Kriegeswesen doch einmal wieder eine milde Luft. Georg schrieb dem teuren Gottesmann und sandte ihm Glück- und Segenswünsche mit beweglichen Worten; denn immer, wann er von Hochzeiten hörte, gedacht er seufzend seiner Margaretha. Zugleich erbat er sich an Stelle des scheidenden Dr. Kolb einen tüchtigen Superintendenten für Wertheim. Die Heirat Luthers zog die vieler anderer nach, die bisher noch unschlüssig gewesen; so auch in der Grafschaft. Von nun an konnte sich Georg mit größrer Ruhe seinen Regierungsgeschäften hingeben. Nachdem sein Vater Michael nach Breuberg zurückgekehrt war, verkündete Georg in seinen Landen, daß er allen Bauern verzeihen wolle.*) Der Mönch und die Bauern waren entlassen worden, ohne den Grafen gesehen zu haben.

Nach und nach kamen Handel und Verkehr wieder ins alte Gleis. Es wurde ge- und verkauft und dabei — kein Wein getrunken. Nun die großen Sorgen vorüber waren, traten die kleinen wieder auf. Von neuem klagten die Bürger über das Weinverbot des Grafen, bis dieser endlich den allzu straff angespannten Bogen lockrer ließ und eine ‚Mäßigung‘ jenes Verbotes**) bekannt machte. Der ‚Weinkauf‘ war, wenigstens den Fremden,

---

*) I, II, XV.

**) XV.

wieder erlaubt und Zechgesellschaften durften an Feiertagen von 12 bis 4 Uhr stattfinden. Überschreitungen belegte Georg mit hohen Strafen. Trunkenheit galt bei Vergehen nicht mehr als Milderungsgrund, wurde sogar doppelt gestraft. Manch ehrsam Bürgerweib war unzufrieden mit dieser ‚Mäßigung‘, denn sie erzeugte keine Mäßigung im Trinken, das man dafür in den wenigen erlaubten Stunden um so lebhafter betrieb. „Und wie ungeschlacht sind die Männer dabei!“ sagte Frau Kluge zu einer Gevatterin am Brunnen. „Jüngst saßen sie wieder beisammen und zechten wie noch nie. Da konnt ich mich nit länger halten, stellte es ihnen vor und frug sie: Schämt Ihr Euch denn gar nit? — Und was haben die Unholde darauf gesagt: ‚Jawohl, Frau Nachbarin!‘ haben sie gesagt. ‚Schämen thun woll'n wir wir uns schon, aber erst, wenn wir ausgetrunken han.‘ So sind die Männer.“

Was der Graf hier auf der einen Seite gab, das nahm er auf der anderen. Das Kirchweihfest war von alters her ein Hauptfreudentag; doch wurde der gleich einer Gummischnure auf viele andere Tage ausgedehnt und dabei dermaßen üppig gelebt, daß Frau Kluge ohn Unterlaß rief: ‚Da würd ich mich doch schämen‘, was zu thun man ihr auch versprach, aber nach den Festlichkeiten. Mocht's nun sein, daß Graf Georg oft verstimmt war und nicht zufrieden mit der Welt, so hätt er jene Festlichlichkeiten wohl einschränken können, und dies mag auch nötig gewesen sein. So aber verbot er's ganz und gar. Und als man sich in andren Orten schadlos zu halten suchte, verbot er auch den Besuch fremder Kirchweihfeste. Darob ward viel gemurrt, doch sorgte das Schicksal dafür, daß es nicht allzulange dauerte, denn nun beschäftigte alle das Nachspiel des Bauernkrieges von neuem. In Amorbach und andern Orten ward manch einer enthauptet. Danach ging's in die höheren Kreise, aus denen nicht wenige den Bauern gefolgt waren. Zunächst ward Götz von Berlichingen geladen, in Augsburg vor dem

Grafen Truchseß zu erscheinen, um sich zu verantworten. Götz reiste zuvor nach Wertheim,*) sich vom Grafen Georg Rats zu erbitten über die beste Wortstellung zu seiner Verteidigung. Als er zur bestimmten Stunde zur Audienz erschien, reichte ihm Georg freundlich die Hand und sagte: „Viellieber Götz! es steht nicht gut um die, welche an dem Bauernkriege teilgenommen haben. Das Reichsgericht hat auch Euch laden lassen. Wollt Ihr gen Augsburg gehn?" — „Ja, Euer Gnaden! ich seh nicht ein: warum nicht! Bin heut gekommen, Euch zu bitten, mir die und jene Wendung anzugeben, als mir zu wohlgesetzter Rede nützen kann." — „Nein, Götz! zieht nicht nach Augsburg! ich seh voraus, es wird nicht gut gehn." — „O gnäd'ger Herr!" rief Götz, „das hat doch nicht Gefahr? Ich will mich stellen! und sollt ich wissen, daß sie mich zu unterst in den Turm werfen, denn ich weiß mich des bäuerlichen Aufruhrs halber unschuldig." Da ward der Graf bewegt, legte seine Hand auf Berlichingens Schulter und sagte: „So muß ich Euch kund geben, was ich im geheimen weiß: Götz! Es ist Befehl gegeben, daß Ihr, an der Herberge angelangt, allsogleich festgenommen und in den Turm gesteckt werden sollt." — „Und dennoch, Herr, will ich gehen. Ich hab nicht Furcht vor dem Gericht, denn wahrlich! ich bin unschuldig und das muß und wird man einsehen." — „Das wird man nicht einsehen! — Götz! alter Freund und Waffengenosse! folge meinem Rat: Geh nicht nach Augsburg! — Ist meine Freundschaft Euch was wert, so hört auf mich!" — „O Dank für so viel Huld und Freundschaft! — Doch, Herr! wer so durchdrungen ist von seiner Unschuld wie ich, der braucht selbst den Teufel nicht zu fürchten. Ich geh gen Augsburg; dort müssen sie mich hören und freisprechen, wenn's noch ein Quent Gerechtigkeit gibt. Lebt wohl, mein gnädigster Herr! und bleibt auch ferner mir gewogen."

---

*) XV.

Götz ließ sich nicht halten, was Georg auch dagegen sprach. Dieser aber war betrübt lange Zeit. Er wußte, daß keine Gerechtigkeit walten würde. In kurzem bestätigte sich, was er dem Freunde vorausgesagt. Georg bot alles auf, ihn zu retten. Er schrieb dem Grafen Truchseß*) und versicherte auf sein Wort, daß Berlichingen nur gezwungen hätt mitziehen müssen, widrigenfalls man ihn mit Weib und Kind getötet und all sein Gut verwüstet hätte. Er bat den Schwager Castell, daß der sich mit verwendete; der wußte ja, wie thätig Götz unter schwieriger Lage war, um Würzburg zu retten. An nichts ließ es Georg fehlen, dem biedren Freunde beizustehen. Vergebens! — Man wagte sich nicht an die Großen, zumal der Kaiser sie und ihre Streitkräfte dringend brauchte. Doch sollte ein Exempel statuiert werden und dazu suchte man sich einen kleineren aus, und das war der ehrliche Götz von Berlichingen.

Sonst war allen verziehen worden, selbst dem Grafen von Henneberg. Um so mehr mußte es auffallen, als Graf Georg von Wertheim eine Vorladung erhielt, am 27. November vor dem Reichskammergericht in Augsburg zu erscheinen, um sich zu verantworten. Er ritt nach Breuberg, um sich mit seinem Vater zuvor zu beraten. Das Ergebnis war: Sich ruhig dem Gericht zu stellen. Doch soviel stand fest, es mußte jemand, da doch keiner der Grafen belästigt worden war, im Geheimen gehetzt haben.

Als Georg von Wertheim fortritt, nahm er ein angemessen Gefolge mit, ingleichen einen seiner Räte, Wolf Schanz. In Augsburg ward er von vielen seiner Freunde herzlich aufgenommen. Selbst Graf Truchseß von Waldburg begegnete ihm gut gesinnt, und Markgraf Casimir erbot sich, er wolle ihm mit Rat und That kräftig beistehen. Nach der Verlesung der Anklage gegen ihn, trug Georg seine Verteidigung nach Casimirs Rat

*) XV.

kurz und bündig vor. ‚Er habe sich,‘ sagte er, ‚von Anbeginn nach Kräften widersetzt. Erst später, am 5. Mai, habe er sich, gezwungen und um größerem Übel vorzubeugen, mit Genehmigung seines greisen Vaters in einen Vertrag mit den Bauern eingelassen, an der Belagerung der Veste Würzburg zwar eine Zeitlang Anteil genommen, sich aber im selben Monat von den Bauern getrennt. Darob und weil er den Unruhen mit Nachdruck gesteuert, sei er selbst belagert und erst im Juni durch die heranziehenden Fürsten befreit worden.‘*) Diese seine Verteidigung ward zu Protokoll genommen. Doch war es hiermit noch nicht aus. Kurz darauf erhob sich ein päpstlicher Rat. Der betonte, daß dieser Fall um so strafwürdiger sei, als der angeklagte Graf Georg von Wertheim, der seit längerer Zeit ganz frei und offen sich der größten Ketzerei schuldig mache, die aufrührerischen Bauern von der Kirche abtrünnig zu machen gesucht habe. Da rief Georg laut: „Das ist nicht wahr!“ und Casimir rief mit zorniger Stimme: „Das gehört nicht hierher!“

Und dieses Wort hallte aus vielen Kehlen Getreuer laut wider, also, daß der Prälat nicht weiter zu reden wagte.

Nach kurzer Beratung in einem Nebenraum, trat der Reichssekretär hervor und verlas den Beschluß: ‚Der Graf Georg II. von Wertheim sei als der sträflichen Teilnahme an den Unruhen für nichtschuldig zu erachten.‘

Als Antwort hierauf erscholl ein lebhafter Beifallssturm und Georg ward von der Teilnahme an den Verhandlungen in dieser Angelegenheit befreit. Doch hielten ihn mancherlei Geschäfte noch zurück. Zunächst sandte er seinem teuren Vater, den er nicht lange in bangen Zweifeln lassen wollte, durch Wolf Schanz einen Brief und trug diesem auf, des Näheren zu berichten. Darauf suchte er hohe Gönner auf und einflußreiche Männer und bat unermüdlich für Götz von Berlichingen, daß man ihm die Freiheit

*) I, V, XV.

wieder gebe und sich an der bisherigen Haft genügen lasse. Auch verlangte ihn, vom Prälaten zu erfahren, wer ihm die Lügen zugetragen. Er nahm zwei angesehene bekannte Bürger der Stadt als Zeugen mit, wie auch die Grafen von Castell und Erbach. Der Prälat erteilte allsogleich Audienz und kam aus dem benachbarten Zimmer, wo etliche seiner Schreiber saßen, ins Audienzgemach. Nach den üblichen Eingangsworten versicherte Georg ausführlicher die Unwahrheit dessen, womit man ihn beschuldigt. Der Prälat sei übel beraten worden. Darauf dieser: „Was Ihr hier sagt, ist irrig. Die Mitteilung darüber ist uns von einem durchaus glaub- und ehrwürdigen Manne geworden, der auf sein Gelübde versichert hat, daß es so sei und daß er selbst Zeuge davon gewesen." — „Es ist mir nichts Neues," entgegnete Georg, „daß man den Evangelischen gegenüber einseitig verfährt und Denunzianten Glauben schenkt, ohne den Denunzierten gehört zu haben." Diese Rüge fuhr dem Prälaten in die Nase, daher er denn mit Grimm antwortete: „Wir haben nicht nötig, denen gegenüber, die wider unsre heilige Kirche streiten, ein ‚audiatur et altera pars' anzuwenden." — „So fällt die Unwahrheit auf Euch zurück," sagte Georg kalt, „und wird auch auf Euch haften bleiben." Da stand der Prälat zornig auf und rief: „Nun denn! so soll der Zeuge selbst Euer Leugnen widerlegen. — Pater Bastian!" rief er ins Nebenzimmer, „komm herein und lege Zeugnis ab wider diesen — —", den Nachsatz ließ er weg.

Als Bastian eintrat und den Grafen erblickte, ward er rot und verlegen. Der Prälat bemerkte dies und forderte, er solle reden. Das alles kam dem Mönche, der nur im Dunkeln wirkte, so überraschend, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt war. Es mochte dieses Schweigen kaum eine halbe Minute gewährt haben; doch dies genügte, um den Glauben des Prälaten, der nach einem strengen „Nun?" noch immer keine Antwort bekam, zu erschüttern. Darauf erzählte Georg ausführlich den ganzen Hergang bei dem Sturm auf Wertheim und daß er den Mönch habe freigelassen.

„Was hast du darauf zu erwidern!“ frug der Prälat scharf. Bastians Verlegenheit wuchs immer mehr. Einesteils war er hierbei zu unvorbereitet; auch mochte ihn ein leis Gefühl von Undankbarkeit strafen. Nur einzelne abgerissene Worte stammelte er, dann sprach der Prälat: „Dein ganzes Wesen zeugt mehr von deiner Schuld, als hundert Zeugen. Ich will zuverlässige Menschen in meinem Dienste haben. Von Stund an bist du entlassen!“ — Und als sich Bastian schleunigst entfernt hatte, schloß der Prälat die Audienz mit den Worten: „Man soll nicht von mir sagen, daß ich nicht wüßte die Grenzen der Menschlichkeit zu respektieren. Ich bin von einem Lügner beraten gewesen. Ich denke, Herr Graf! es wird Euch das genügen“. Darauf verbeugte sich Georg nebst den Zeugen und sagte: „Daß Ihr der Wahrheit streng die Ehre gebt, deß freue ich mich und dank ich Euch. Doch offen gestanden: Ich hätt es nicht erwartet.“ — „Ich weiß recht wohl,“ antwortete der Prälat ernst, „es ist manch einer, der unrechte Mittel nicht scheut. Doch gibt es auch der Redlichen unter uns, die Ihr nur verkennet. Lebt wohl! mög Euer Herz dereinst zurückgeführt werden.“ —

Draußen im Vorraum aber sagte Graf Erbach: „Der Wunsch wird dem Prälaten wohl nicht erfüllt werden.“ Ein festes „Nimmermehr“ Georgs bestätigte es und hat's bekräftigt bis an sein Ende. —

Auf dem Rückwege nach Wertheim ward Georg durch zwei Dinge seltsam überrascht. Wie einst vor fünfzehn Jahren, als er von Tettnang kommend einen pilgernden Mönch überholte, geschah dasselbe über Donauwörth hinaus in der Richtung auf Nördlingen. Auch hier traf er einen einsam wandernden Mönch. Als er ihn anschaute, erkannte er den Pater Bastian. Der blieb wie angewurzelt angstvoll stehen. Georg sah ihn an und sagte: „Zum zweitenmal hab ich Euch, den Lügner und Verleumder, in meiner Gewalt. Unser evangelischer Glaube verbietet uns die

Rache. Ziehet hin in Frieden und werdet ein besserer Mensch.“ Darauf verschwand der Mönch eiligst im Gebüsch.

Und auch bei Werbach an der Tauber sollt er auf einen geistlichen Herrn stoßen, der nicht eine Mönchskutte, sondern wie Luther einen schwarzen Ornat trug und außerdem ein lieblich Weiblein neben sich sitzen hatte. Der Geistliche hatte sich verfahren, er wollt nach Wertheim. Darauf gab ein Wort das andere und geschah es, daß Georg den Dr. Eberlin*) nebst seiner jungen Ehefrau begrüßt hatte.

Das waren sechs köstliche Stunden, die sie mit einander reisten. Und als Eberlin des Nachts sein wertheimer Lager aufsuchte, brach er erst in lange zurückgehaltene Thränen aus, denn ihm war unterwegs berichtet worden, daß die Papisten seinen lieben Vetter, den Pfarrer Wehe, im November qualvoll verbrannt hatten. Dann aber schloß er sein Gebet in Demut: „Mein Gott! was bin ich, daß du mir Unwürdigen solch einen frommen, edlen, feinen und freundlichen Mann zum Herrn gegeben! dir sei Preis und Dank.“ —

Achtzehntes Kapitel.

Wenn es heiß und schwül ist, sehnt sich die Kreatur nach einem reinigenden Gewitter. Sobald dieses aber kommt mit seinen Güssen, Blitzen und Donnergebrüll, fürchtet sie sich und sucht sich zu schützen, bis sich das schwarze Gewölk verzogen

*) Jahr des Umzuges E's 1525.

hat, die Luft rein ist und mit Behagen einzuatmen. Nach langer Schwüle war auch im politischen Leben ein Gewitter gekommen, an sich nicht lang während, aber fürchterlich und verheerend in kurzer Zeit. So ward es denn auch nach dem wilden Bauernkriege ruhiger und freieres Aufatmen möglich für den, der aus dem Streite mit blauem Auge davongekommen. Nun war es auch dem inneren Leben gegeben, seine Pflanzen aufsprießen zu lassen und einen Lenz zu halten, in welchem das Herz wie eine Lerche jubilierte hoch über den aufgegangenen Saaten.

Zu Anfang des Jahres 1526 saß Georg in seinem traulich durchwärmten Gemache, durch die Anstrengungen des Vorjahres zwar körperlich leidend, doch seelisch erfrischt. Dr. Eberlin saß neben ihm und erzählte aus seiner Vergangenheit und seinem letzten Wirkungskreise, also, daß Georg nicht müde wurde, zu hören.

Es kommt selten vor, daß zwei sich fremde Menschen sich schnell ineinander finden und verbinden. Als Graf Georg mit Eberlin nach sechsstündiger gemeinschaftlicher Reise heimgekehrt war, hatte er wohl bemerkt, daß ihm Luther einen ebenso thatkräftigen als treuherzigen Prediger geschickt. Im Verlaufe des Dezembers offenbarte sich dessen lautere Seele immer mehr, und nun, im Januar des neuen Jahres, waren beider Leib und Seele nahe aneinander gerückt zu kopf- und herzgewinnendem Gespräche. Wie staunte der Graf über den Mut Eberlins, mit welchem dieser allein mitten unter die Bauernhorden um Erfurt gegangen! wie auch darüber, daß die wilden Bauernkrieger sich seiner Predigt fügten und sich ruhig verhielten.*) Auf alle Fälle schien er bedeutender zu sein als die früheren. Der erste evangelische Prediger in Wertheim, Dr. Strauß, war zu unruhig und hartköpfig; der zweite, Dr. Kolb, sehr gelehrt und würdig,

---

*) III, XXIX.

doch mit dem praktischen Leben weniger vertraut; Johannes Draco: ein Johannes, doch leider nur auf kurze Zeit in Wertheim.

Um nun auch die Gesinnungs- und Denkweise Eberlins noch näher kennen zu lernen, bracht Georg das Gespräch auf das, was not that: Auf die Bildung des Volkes im Evangelium. Eberlin hielt dafür, es sei unter den Evangelischen noch große Unreife zu finden von ganz verschiedener Art. „Es gibt verdorbne Leute," fuhr er fort, „die jetzt lutherisch sein wollen, nur um etwas vom Raube der Pfaffen und Mönche zu erbeuten, wie auch umgekehrt. Eine zweite Sorte von Evangelischen ist es, welche der Lehre schon Genüge geleistet zu haben glauben, wenn sie nur tüchtig gegen die alten Gebräuche losziehen, oder sich gar zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit für berechtigt halten. Wieder andere werden an der Lehre irre, indem sie sich nicht von ihren alten Gewohnheiten trennen können. Und endlich gibt es Leute, die wohl gern möchten, doch noch zu wenig belehrt sind. Das einzige Mittel zur Vermeidung solcher Fehler und Bekehrung aller Widersacher ist das Gebet, hervorgegangen aus der Erkenntnis der eignen Hilflosigkeit und aus dem Vertrauen auf den Mittler Christus, der uns selbst des Gebotes Erfüllung verheißen. Wer nicht betet, empfindet auch seine Not nicht und ist dann ein Narr. Oder er erkennt seinen Schaden, aber Gott nicht und ist dann ärger als ein Heide. Oder er traut Gott nicht; dann ist er kein Christ und vermag auch nicht, christlich zu beten. So sage ich: Unterlassung des Gebetes ist eine Ursache allen Übels auf Erden."*) — „Das ist auch meine Meinung," sagte Georg, „und freue ich mich, daß wir zusammenstimmen. Wenn Ihr, viellieber Eberlin, als Prediger, und ich als Regierer Hand in Hand gehen, dann, denke ich, kann sich's vollziehen, was mein Vetter, Hanns von Schwarzenberg, mir auf die Seele band, als ich vor siebzehn Jahren

---

*) III und XXIX.

unsre Grafschaft übernahm aus ihr ein kleines Paradies zu bilden. Doch muß die Sache auch praktisch angefaßt sein, den Leuten die heilige Schrift ausgelegt werden; nicht bloß im regelmäßigen Gottesdienst, auch durch besondere Belehrung außerhalb desselben".

„Ihr sprecht mir aus dem Herzen, Euer Gnaden! Öffentliche Bibelstunden müssen eingeführt werden, zu denen jedermann Zutritt hat, doch ohne allen Zwang. Zuvor mag unser neues Testament erkläret werden." — „Wohl! doch möcht ich Euch bitten, mich auch im alten Testament zu unterweisen." — „O Herr!" rief Eberlin freudig, „das sollen mir die liebsten Stunden aller Arbeit sein. Enthält das alte Testament doch so unzählig viel Hinweise auf die Erscheinung und das Leben Jesu Christi, unsres alleinigen Seligmachers." — „Das war's vor allem, was ich meinte," erwiderte der Graf. „Gerade darin möchte ich gefördert werden." —

Schon in der nächsten Woche wurden in der Stadt Wertheim bestimmte Stunden festgesetzt, in denen allen Heilsbegierigen das Evangelium und biblische Geschichte ausgelegt ward. Die Bürger und Hörigen kamen in Masse hierzu, also, daß manch einer in der großen schönen Stadtkirche kaum mehr Platz fand. Georg fehlte selten, trotz seiner Krankheit. Er saß inmitten seiner Unterthanen, und als man ihm am Chor einen besondren guten Platz nebst einem Polstersessel anbot, sagte er: „Mit nichten! Ich bin ein armer Sünder! vor Gott sind wir alle gleich." Und dieses Wort zündete mehr, als vieles Predigen, wie immerdar das gute Beispiel eines Regenten das Land bessert, auch umgekehrt das schlechte schlecht macht.

Gar mancher Ritter zog alsbald nach Wertheim und nahm in Herbergen oder Ritterhöfen Quartier, um diesen Unterweisungen beizuwohnen. Rüdt von Kollenberg war der begierigsten einer. Sein früheres Wort: „Ich glaub, ich bin in Worms ein andrer Mensch geworden," bestätigte sich. Durch die Ereignisse im

vorigen Jahre zurückgedrängt, brach nun sein Begehr nach innerer Förderung um so stärker hervor. Wenn er während der Unterweisungen Eberlins die Lehren des Evangeliums und einzelne Hinweise auf das alte Testament einsaugte, wie ein Mensch den Duft der Rose; wenn sich hin und wieder eine einzelne Thräne aus den Augen stahl und über das wettergebräunte Gesicht rann, so merkte man dem Ritter von außen nichts an, höchstens, daß man ihn zuweilen sinnend stehen sah und überlegen. Seine engsten Freunde deuteten dies zwar auf Geldverhältnisse, denn Rüdt war augenblicklich in Verlegenheit; doch konnt es ebensogut das Sinnen über das Gehörte sein.

Der Graf ergab sich den Studien übers alte Testament, das Eberlin ihm auslegte, mit Eifer. Er bat ihn, ihm alle Stellen sauber aufzuschreiben, welche Prophezeiungen enthielten auf Christum. Er selbst machte sich eine Abschrift.

So verstrich Woche auf Woche. Der Februar neigte sich dem Ende zu, als abends aus der Stadtkirche abermals große Mengen von Bürgern und anderen hervorquollen. Rüdt von Kollenberg ging mit Burkhard Hund von Wenkheim. In dem kostbaren Kreuzgange, so noch heute schön erhalten, blieb er kurz stehen und sagte: „Es ist mir vieles aus der Bibel wohl erklärlich, Wenkheim! Nur Eines merk ich mir immer nicht: ob es heißt: Fünf kluge und fünf thörichte Kühe, oder: Sieben magere und sieben fette Jungfrauen — oder waren es der Kühe sieben?“ Trotz des geweiheten Ortes konnte sich Wenkheim des Lachens nicht enthalten, also, daß mancher der Andächtigen dachte, der Ritter sei ein gottloser Mann. Die Frage blieb auch unbeantwortet; sie kamen im Gedränge auseinander. Draußen im Hofe, an der Stelle, wo noch heute der schönste Erker der Welt die Stadtkirche ziert, blieb Rüdt noch kurze Weile stehen und wartete auf Wenkheim, mit dem er in einer Herberge wohnte. Doch dauerte es ihm zu lange. Er wandte

sich dem Markte zu und bog in die stockfinstre Kapellengasse ein, wo er im Hause Samuels verschwand. —

„Der Jude ist eine brave Haut!“ sagte er in der Herberge zu Wenkheim. „Er hat meine drei Kreuze als Unterschrift gelten lassen und mir allsogleich die Summe dargeliehen zu gar mäßigem Zins, also, daß ich staunen mußte.“ — „Es thut mir leid,“ entgegnete Wenkheim, „daß du den Juden beansprucht hast. Warum hast du es mir nicht gesagt?“ — „Ich dank dir! Wollt deinen Beutel nicht schröpfen, dieweil du gar zu gutmütig und schnell bereit zum Darleihen bist. Auch kann ich die Summe zu Jakobi wieder abstoßen. Hat mich übrigens noch etwas staunen gemacht. Denk dir: der Jud las in einem dicken abgegriffnen Buche, und als ich zusah, war's das neue Testament. ‚Samuel!‘ rief ich und schlug ihm auf die Schulter, ‚ich glaube gar, du willst ein Evangel'scher werden!‘ — ‚Au wai, Herr Ritter,‘ hat er da gesagt, ‚schlagt nicht auf die Schulter! die will nit heilen; hat einmal geschlagen darauf ein Christ gar derb, dieweil er wollt haben dreitausend Gülden und ich hatt sie ihm nit gegeben, denn er war ein Lüdrian.‘ — ‚Das war ein Schuft!‘ sagt' ich. — ‚Meint Ihr?‘ sagt er; ‚nu ja! mag's gewesen sein ein Schuft. Ich hab's ihm vergessen.‘ — ‚Aber,‘ sagt ich, ‚zu was liesest du im neuen Testament?‘ — ‚Nurr so!‘ sagt er und versteckte das Buch. Ist das nicht schnurrig?“

Schon andern Tages erzählte Wenkheim dem Grafen von Kollenbergs 7 fetten Jungfrauen. Auch Georg lachte, doch mahnte er den vertrauten Ritter, er solle Rüdt nicht necken. Das könnte sein ehrlich Gemüt ärgern. Bei dieser Gelegenheit kam auch zur Sprache, was Rüdt sonst noch von Samuel erzählt; nur so gelegentlich. Und doch war es für Georg das wichtigste von allem. Also las Samuel doch im Evangelium? Als Wenkheim fort war, schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, die Abschrift der Stellen aus dem alten Testament dem Juden zu schicken. Doch feind allem Aufdrängen in Glaubens-

sachen, verwarf er diese Art der Zustellung. Er grübelte über ein anderes Verfahren. Endlich kam er darauf, die Schrift, gegen Schneefeuchte wohl verwahrt, unbemerkt in seinen Hof werfen zu lassen. Auch über die Person war er sich klar, die dies auszuführen hatte. Peter Zell sollte es thun; der kannte jeden Winkel in der Stadt und war verschwiegen. Am dunklen Abend des nächsten Tages lag das Heft im Hofe Samuels. —

Georgs Krankheit hatte sich allmählich verzogen, doch blieb in seiner Brust eine Schwäche zurück, die ihm mitunter das Atmen erschwerte. Der Umgang mit Eberlin, der ihm alle Tage unentbehrlicher ward, ließ ihn das Übel vergessen. Unter seiner geistigen Pflege wuchs Georgs Erkenntnis und Glaube rasch empor. War doch Eberlin zugleich so ganz entfernt von allem Eigennutz und Gotte allein und dem Grafen, seinem Herrn, ergeben. Was beide in stillen Stunden besprachen, vom Erschleichen von Erbschaften oder sonstigem Geld seiten der Priester, oder übermäßigen Geschenken an Klöster, auch von äußerer Ordnung im Kirchen- und Gemeindewesen, das reifte zu einer weiteren Verordnung ‚von Testamenten‘. ‚Niemand‘, so lautet es darin, ‚soll hinfüro bei lebendigem Leib oder in Todesnöten weder den Geistlichen noch der Kirche irgend etwas, weß Namens es auch sei, ohne unsere Vergünstigung testieren‘.*)

Beweglich hatte Eberlin aus seiner Vergangenheit als Franziskanermönch dem Grafen das Elend der Unglücklichen geschildert, die als Kinder ins Kloster gebracht wurden, ehe sie erkannt, hierzu berufen zu sein oder nicht. Georg verstand dies recht wohl, hatte er doch an der Florentina von Oberweimar ein Seitenstück dazu. „Schon vor Jahren,“ berichtete Eberlin, „hatte ich beantragt, daß man keinem Mönch und keiner Nonne drei Gelübde thun lasse, ehe sie dreißig Jahre alt werden. Das hat man mir gewaltig übel genommen; noch mehr aber,

*) XV.

daß ich von den Heiligenfressern forderte, sie sollten nicht mehr das Privilegium der Abgabenfreiheit haben.“*) Darauf erließ der Graf nach reiflicher Erwägung den Befehl:**) ‚Kein Bürger soll sein Kind weihen noch geistlich werden lassen ohn unser Wissen und Vergönnen. Auch Waisen sollen es nicht thun, bei schwerer Straf.‘ Wer aber geistlich geworden — fügt die Verordnung bei — der habe sein elterliches Erbe ebenso zu versteuern wie andere Bürger.

Eberlin hatte in kurzer Zeit kirchliche Angelegenheiten geordnet, so daß vieles davon seinen regelmäßigen Gang ging. Weil nun Ordnung Zeit gewinnen läßt, konnte er einen längst gehegten Plan ausführen: die ‚Germania‘ des Tacitus ins Deutsche zu übersetzen.

Oft bis in die tiefe Nacht hinein hat er da gesessen und studieret und geschrieben, also, daß Regelinde, sein junges holdes Eheweib, ihn mahnen mußte, doch auch der Ruh zu pflegen. Er war der einzige nicht, der solches that; auch Samuel saß oft bis in die tiefe Nacht und las in einer im Hofe gefundenen Schrift, die er kopfschüttelnd aus dem Schnee herausgezogen. Schon früher hatte er bedenklich mit dem Kopfe geschüttelt, als er verstohlen neugierig in den Evangelien las. „Gott der Gerechte!“ hatte er da gesagt. „Verwirft doch dieser Matthäus unser altes Testament nicht.“ Und ein andermal: „Wie haißt! steht da geschrieben, daß da zusammengehören beide Testamente.“ Er hatte weiter gelesen und weiter den Kopf geschüttelt. Und nun er die gefundene Schrift flüchtig betrachtet, legte er sie weg mit den Worten: „Waiß! will man mich machen durchaus zu einem Christen. Wird ihnen aber nit gelingen.“ Aber die Schrift war wie magnetisch, wie doch auch das neue Testament ihn angezogen, ohne daß er es sich gestehen wollte. Er griff wieder zu

*) III.
**) XV.

der Handschrift und las, diesmal beharrlicher. Seine Seele verlangte schon längst nach stärkenderer Nahrung, als das alte Testament ihm bot. Nahrung war ihm von katholischen Priestern und Mönchen auch angeboten worden; aber allzuoft und zudringlich. Als einer der Mönche einst von Darreichung seligmachender Speise gesprochen, hatte er diese beriechen müssen, aber darauf gesagt: „sie is mir zu schimmelig". Darum die Priester immer wieder kamen und gar zu plump durchblicken ließen, daß sie ihm gegen seine Hinterlassenschaft seligmachende Nahrung reichen würden, hatte er von dieser gedacht: „sie is faul, grundfaul!" — Doch als die Nachrichten von den Todesmartern, welche die Päpstlichen den Evangelischen bereiteten, nicht aufhören wollten, als der Schrei des Jammers und tiefen Wehes selbst in wertheimer Bürgerhäusern laut widerhallte, da hatte er gerufen: „Gott! wie soll ich annehmen faule schimmelige Nahrung von Ungeheuern, deren Sünden stinken bis zum Himmel!"

Nun waren Evangelische gekommen, die nicht sein Geld wollten, sondern daß der verzweifelte Vater Trost finde. Und zart hatten sie es angefangen, nicht mit Drücken, Schmeicheln und Drohen. Da mochte doch in seiner Seele von Reginas, Margarethas und Georgs Worten hangen geblieben sein, also, daß die Sehnsucht nach Befriedigenderem auf eignem Grund und Boden wuchs; daß diese seinen Abscheu überwand und ihn in der Handschrift lesen ließ. Und hierin fand er, was ihn staunen machte. Sein eignes altes Testament, sein eignes Fundament selbst sagte ja voraus, wie es gekommen. Da stand's ja: was David so oft in seinen Psalmen sagt, daß Christus sei Gott und Gottsohn. Da nennt ihn ja Jesaias ‚den starken und mächtigen Gott'; Jeremias: ‚den Herrn, der unsre Gerechtigkeit ist'; Maleachi ‚den Herrn, den Messias', der unsere Natur an sich nehmen soll. Und Moses schreibt von ihm, daß dieser Messias abstammen soll von Abraham, Isaak und Jakob; daß er aus dem Stamme Juda und Hause Davids sein solle. Und Jeremia:

daß der Messias geboren werden sollte zu Bethlehem. Und übereinstimmend Jesaias und Maleachi: daß der Messias seine Lehren mit Wunderthaten begleiten würde, und der erstere: daß er seinen Einzug halten werde zu Jerusalem auf einer Eselin. Und Zachariä: daß er erscheinen werde arm und gering, ohne Gestalt und Pracht, wie der Verachtetste unter den Menschen. — — — Samuel hielt inne und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Als er weiter las, traf er die Stelle aus Jesaias: daß seiner Jünger einer ihn verraten werde. Und David im Psalm 41: daß er verkauft werden würde für dreißig Silberlinge. Und Sacharja: daß er mit Ruten gestäupt, verhöhnt und ins Angesicht gespieen würde — — „Gott der Gerechte!“ rief Samuel, „so machen's sie's ja jetzt mit den Evangelischen!“ — — Es wurde dem Forschenden ganz wirbelig; er legte sich zu Bett und wollt schlafen. Man will vieles, kann es aber nicht. Unruhig wälzte sich Samuel hin und her, wohl eine Stunde hindurch. Das ward ihm langweilig. Er stand wieder auf, trank einen Schluck Wasser und lief scheu um den Tisch herum, auf welchem jene Handschrift lag. Im Vorübergehen blickte er darauf. Sein Auge fand die Stelle im Jesaias: daß er unter die Übelthäter werde gerechnet werden. — — Jetzt setzte er sich wieder und las: — und von Gott geschlagen würde, aber daß alle Martern um unsrer Übertretungen willen auf ihm liegen würden — Und im Jesaias und 22. Psalm: daß er gekreuzigt werden würde. Und im Moses: daß man ihm Hände und Füße durchbohren würde. Und weiter noch im Moses, Daniel, Psalm, Jesaias, Jonas und andern: daß er selbst noch am Kreuze verspottet und mit Galle und Essig getränkt werden würde — daß man um seine Kleider würfeln würde — daß sein Tod ein gewaltsamer sein, er aber die Verwesung nicht sehen würde, sondern am dritten Tage auferstehen von den Toten und auffahren gen Himmel zur Rechten des Vaters — daß er von da an senden

werde seinen heiligen Geist. — — — — Samuel brach ab. Sein Auge blickte stier an die Wand. So verbrachte er den ganzen Rest der Nacht. — —

Der harte Februar war vorübergegangen, er mußte dem milderen März weichen. Und als auch der zu Ende ging, kamen zwei Boten nach Wertheim. Der eine war ein schöner zierlicher Jüngling; der tippte sanft auf die Gräser und rief: ‚Wacht auf!‘ den Gänseblümelein und Himmelschlüsseln flüsterte er zu: ‚Kommt heraus!‘ Und einem schüchternen Vöglein im kahlen Gezweig sang er eine liebe Weise vom Singen vor, also, daß die versteckten Blättchen herauslugten, um den schönen Jüngling zu sehen. Und nun grünte und blühte und sproßte und sang es allerorten und die lieblichen Thäler der Tauber und des Mains kleideten sich grün und ließen ihre Gewässer den blauen Himmel widerspiegeln. Die dankbaren Wertheimer aber riefen froh: ‚Das ist der Frühlingsbote! — und in den Herzen vieler jubelte derselbe Sang, den die Lerchen und Finken hören ließen: ‚Wie ist es doch so wonnig auf der Erde!‘ —

Der andere Bote begehrte eilig und ängstlich Einlaß in die Thore der Stadt. Der hatte nicht die Schöne des Jünglings, denn sein Angesicht war blutrünstig und durch Gram verzogen. Hatte auch kein schönes hoffnungsgrünes Gewand, sondern trug eine schmutzige Mönchskutte. Zum Grafen wollte er. Und als man ihn dort eingelassen, fiel er ihm zu Füßen und flehete: „Herr! rettet mich und nehmt mich auf! Ich soll um meines Glaubens willen verbrannt werden, nachdem ich meines Freundes Ende — — — Ich kann nicht mehr.“ Bewußtlos lag der Verfolgte zu des Grafen Füßen. „Eberlin, kommt her!“ rief Georg ins Nebengemach; „mich dünkt, wir haben einen Märtyrer vor uns.“ Und als beide den Mönch aufhoben und auf ein weiches Polster legten, entdeckten sie an seinem mageren Körper viel blutunterlaufene Spuren von Daumenschrauben, glühendem

Eisen, Pressen und Zangenknippen. „Der arme Mann hat Hunger," sagte Georg, ließ Brot und Wein herbeibringen, und als der Gemarterte die Augen aufschlug, mußt er's zu sich nehmen.

Nach einer halben Stunde war er soweit gestärkt, daß er, wenn auch nur das Nötigste, erzählen konnte. „Ich heiße Hans Stark. Hatte mit meinem Glaubensbruder, dem Magister Peter Spengler, evangelisch gepredigt. Man verklagte uns beim Bischof von Constanz. Der warf uns ins Gefängnis in Freiburg. Dort wurden wir gar schwach am Körper, aber blieben stark an Geist; wir widerriefen nicht. Drauf wurden wir nach Ensisheim geschafft und arg gefoltert. Ach, diese Qualen! — Doch richteten wir uns gegenseitig auf; der teure Spengler war der Stärkste. Nun wir nach langer Marter bei unserm Herrn und Heiland blieben, verurteilte man uns zum Tode des Ertränkens. Man band mich und sollt ich zuschaun, wie mein Bruder im Herrn zuerst zum Tode gebracht ward. — O Herr! — O es war schrecklich! — Ach wie der Arme da —" — „Beruhigt Euch!" tröstete Georg, als dem Mönch die Sprache ausging. „Wenn Ihr um Jesu Christi willen leidet, so seid Ihr hier in sichrem Port." — Der Mönch fuhr fort: *) „Da hatten sie des Lieben Antlitz in ein klein Waldbächlein getaucht, das nur spärlich Wasser hatte. Dann hoben sie seinen Kopf wieder heraus und ließen ihn atmen. Drauf tauchten sie ihn wieder ein und wieder aus und wieder ein, daß er zappelte. So haben sie ihn langsam, ganz langsam, qualvoll zu Tode erstickt. *) — — — Während sie ihn untersuchten, um festzustellen, ob er tot sei, und sie sich grimmig mit dem Leichnam viel zu schaffen machten, fühlt ich an den gebundnen Händen auf dem Rücken einen Stich. Ich schaut mich um. Ein schlichter Mann stand da; der hatte mir die Fesseln durchgeschnitten und rief: „Lauft was Ihr könnt, in den Wald!" Da gab die Lieb zum Leben

*) XIII.

mir Kraft. In kurzer Zeit war ich geborgen, also, daß ihr Hallo! Holla! immer mehr verhallte. — — Man setzte mir nach; ich entkam. Des Nachts lief ich, am Tage versteckt ich mich. Aber sie hatten mir lange nachgesetzt mit Reitern, also, daß ich in jedem Reiter einen Verfolger wähnte. Ein Stündlein noch vor Wertheim schien mir, als sprenge mir einer nach. Kaum konnt ich vor dem Thore rufen: Laßt mich schnell ein." — — Das war kein Lied wie an den Frühlingsboten: ‚Wie ist es doch so wonnig auf der Erde.' —

Nach einigen Tagen konnt Eberlin berichten: „Hans Stark ist im Evangelio bewandert, wenn auch nicht also, daß er alsbald predigen könnte. Er bedarf noch einiger Unterweisung."

Als dies geschehen, machte Georg den Flüchtling zum evangelischen Pfarrer in Urphar, da, wo der Main den steilen Bogen macht und die weiße Frau umgeht, vor Schaden zu warnen, daß niemand vom bösen Wassergeist ertränkt werde. —

Der April ward noch schöner als der März. Zwar erhoben sich einmal Stürme, welche die Pflänzchen zu knicken drohten; doch dafür kamen dann um so schönrer blauer Himmel und hellleuchtende warme Sonnenstrahlen. Im wirren Getriebe der Menschen war's ebenso. Auch diese machten Sturm, indem die päpstlich gesinnten Fürsten sich in Leipzig versammelt hatten, um die Pflanzen des Evangeliums zu knicken. Der Herzog Heinrich von Braunschweig reiste derhalb zum Kaiser, um ihn um seine Mithilfe zu bitten. Der aber hatte soeben mit König Franz von Frankreich zu Madrid Frieden gemacht und nicht sondre Lust, sich um die wunderlichen Zänkereien des ihm fremden deutschen Reichs viel zu kümmern, zumal er mißtrauisch mutete, Papst Clemens könne sich dereinst mit Franz verbinden wider ihn.

Immerhin mußte seiten der evangelischen Fürsten etwas geschehen. Sie verbanden sich und beschlossen vorläufig, im Monat Mai zusammen zu kommen, um zu beraten, was zu thun sei.

Graf Georg beschäftigte sich emsig mit dieser Frage; auf dem für den 25. Juni ausgeschriebenen Reichstag, diesmal zu Speier, mußten kräftige Schritte gethan werden. Da gab's ein Hin- und Herschreiben mit Casimir, auch dessen Bruder Georg, mit Schwarzenberg und vielen anderen. Mitten darin ward er von Samuel gestört. Er ließ ihn abweisen und zum nächsten Tag bestellen. Doch als der Diener wiederkam und sagte, der Jude hätt gebeten: ‚Seine Gnaden wolle ihn doch ja nicht abweisen,‘ da ließ er ihn zu, wenn schon etwas unwillig. Samuel trat ein und ging langsamen Schrittes zu der Stelle, wo Georg stand. Dort fiel er auf die Knie, faltete die Hände und sah den Grafen an, ohne etwas zu sagen. Verwundert erblickte dieser ein heftiges Zucken im Gesicht des Juden und wahrlich! — Thränen, Thränenströme auf den Wangen und die alte Brust wogte stürmisch auf und nieder, also, daß Georg mitleidig wurde und ihn frug, was ihm sei. Der aber bracht meist nur stückweise mit bebenden Lippen hervor: „Herr! — — — Herr! — Ach Gott! — — Hab erkannt — daß der Herr Jesus Christus — ist der rechte Messias — und Erlöser.“ Er konnt nicht weiter sprechen, sondern schluchzte laut. Das war das dritte Mal in seinem ganzen Leben, daß er geweint hatte.

Auch Georg konnt anfangs keine Worte finden. Tiefbewegt hob er den Alten auf, und weil den die Kraft zum stehen verlassen, sank er an des Grafen Brust. Der aber mocht denken: Es gibt nichts Schönres als einen treuen neuen Jünger Jesu Christi — und hielt ihn gern an seine Brust gedrückt.

Samuel mußt sich setzen; drauf kehrten seine Kräfte wieder und die Fassung, zu erzählen, wie es gekommen sei, daß er sich bekehrt, und wie es einen langen heißen Kampf gekostet, bis er sich hätt sagen müssen: ‚Wie ist's nur möglich gewesen, daß du hast sein können so lange mit Blindheit geschlagen.‘ Mit unbeschreiblich seligen Gedanken und Danken lauschte Georg der Erzählung, denn er hatte im stillen für Samuel gebetet und

sah sich nun erhört. Jetzt war er nicht Graf noch Herr; jetzt war er ein Kind Gottes, das aufjauchzen möchte ob der unendlich großen Güte des Allvaters. Er faltete seine Hände, blickte auf und betete laut: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes. Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Du Herr Herr hast eine gequälte Seele erlöst und an die Brust unsres Heilands und Erlösers gelegt, der da gesagt hat: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben! Du hast uns erquickt, du bist unser Wegweiser und Seligmacher für und für. Dir sei Preis und Dank in Ewigkeit. Amen! Amen!"

Und ‚Amen! Amen!' rief auch Samuel nach und blickte den Grafen mit verklärtem Lächeln in die Augen. Der faßte des Greises Hand und sagte: „Nun bist du mein Mitbruder in Christo Jesu und der Zeugen einer, wie mächtig der Herr in dem Schwachen ist. Gott führe und hüte dich auch ferner bis ans Ende." Samuel küßte die dargebotene Hand und sprach: „Herr! ist mir gewesen das Herz zum Zerspringen voll. Konnt unmöglich länger warten; mußt noch heut hier bekennen und Euer Gnaden danken; denn Ihr seid's gewesen, der mir hat gezeigt die richtigen Wege mit Sanftmut." — „Nicht ich, Samuel," erwiderte der Graf mild. „Gott allein hat das große Werk ausgeführt; ich war nur das Werkzeug. — Und nun komm und laß dich leiblich stärken, denn du bist erschöpft." — „Mitbruder! Gott wie das wohlthut zu hören und noch dazu von einem Großen der Erde, groß an Macht und an Gemüte."

Eberlin ward geholt; der mußt bei allem sein. Er war noch zu neu, als daß er hätt die Größe des Sieges Christi ganz erfassen können; er kannte die Vergangenheit Samuels noch nicht. Die Sache selbst aber hatte ihn mächtig erhoben, denn der Fall war äußerst selten, daß ein Jude aus freiem Herzenstriebe sich zum Christentum bekehrte. Es ward besprochen, daß Samuel

durch Eberlin noch weitere Unterweisungen erhalten sollte vor der Taufe. Auch die Taufzeugen wurden erwählt. Darunter waren Ernfried und Nappenbach.

Mit der Bekehrung Samuels verbanden sich auch kleine gesellschaftliche Vorteile. Bürger konnt jeder werden, der einen freien Stand und 300 Thaler Vermögen hatte. Die Juden waren den Hörigen fast gleichgestellt und nicht frei. Nun aber Samuel Christ geworden und viel, viel mehr denn jene Summe besaß, ward bestimmt, daß er Bürger werden sollte. Das reizte die jederzeit zu fröhlichem Gelage geneigten Mitbürger, ein Festmahl zu beantragen, zumal die Zunftmeister. Der Bürgermeister war unschlüssig und frug darum den Schultheiß Ries. Der hielt dafür, daß der Graf es nicht dulden werde; doch versicherte er sich zuvor dessen Meinung. Nach langem Hin- und Herverhandeln genehmigte Georg wohl die Abhaltung eines Festmahles, gab sogar das Geld dazu her; jedoch machte er sich zum Beding, daß das Mahl nicht der Taufe gelte — dieweil es unchristlich sei, nach so heiliger Handlung zu pokulieren — sondern nur dem Bürgerwerden.

So fand denn das Mahl am Tage nach der Taufe statt. Da ward der Wechsler Bürger Samuel sehr geehrt und ging es hoch her, also, daß die meisten denn doch allzuviel tranken. Den Heimweg trat manch einer durch an sich nicht notwendige Zickzack an.

Auf einem Spaziergange im Mainthale kamen Georg und Eberlin darauf zu sprechen. „Daß doch die Leute nicht vom Trunke lassen können", sagte der Graf unwillig. „Es ist zu arg und muß ich schärfer noch dagegen auftreten. Auch mit dem Ehehalten wird es wieder schlechter." — „Es ist ein eigen Ding mit dem Trunke," entgegnete Eberlin; „mir scheint, er sei ein Erbübel. Tacitus sagt in seiner Germania: ‚Die Deutschen mögen den Durst und die Hitze übel leiden. Auch haben sie mehr acht aufs Viele als aufs Hübsche.' Mich dünkt, es ist

weit schlimmer worden. Unsere Vorfahren machten wenigstens keine Schulden. Jetzt aber wollen die geringeren Leute mehr scheinen, als sie sind. Sie verzehren und verprassen viel mehr, als ihren Einkünften entspricht; dazu kleiden sie sich oft besser als ein wohlhabender Bürger, kommen dann in Schulden und klagen anderen die Ohren voll, sie seien in Not geraten. Auch Sebastian Frank klagte einst: Daß die Deutschen mehr verthun wollen, als sie haben; daß der gemeine Mann zehrlich und lüderlich immer sich selbst auffsattelt und mehr verthut, als er gewinnt und erschwingen kann.*) Es wird gar gut sein, wenn Euer Gnaden kräftig eingreifen." — „Das soll von neuem eingeschärft werden. Doch sagt: Wie stand es bei den alten Deutschen um die Ehe?" — „Hiervon sagt Tacitus: ‚Der Weiber Arme sind nackend, auch die Brust und halten doch die Ehe gestreng, also, daß solches sonderlich an ihnen zu loben ist'. Jetzt aber ist dies Lob veraltet. Das Ehehalten gilt nicht mehr so streng."

Bedenklich schüttelte Georg den Kopf, in welchem bereits Entwürfe zu neuen Verordnungen keimten. Er teilte sie seinem Begleiter mit, dabei es sich während des Austausches der Gedanken herausstellte, daß Eberlin in manchen Dingen viel schärfere Strafen für rätlich hielt, als Georg. Das Gespräch ging vom Inneren aufs Äußere über, zumal auf den Reichstag zu Speier, der am 25. Juni beginnen sollte.

„Und wann gedenken Euer Gnaden abzureisen?" — „Etwan zu Anfang Juli," sagte Georg; „zuvor aber muß ich gen Torgau reisen, allwo im Mai die evangelischen Fürsten und Großen sich versammeln zu einem Bündnis." —

Das merkte sich Eberlin; dem war daran gelegen, die Übersetzung von des Tacitus Germania bis dahin fertig zu stellen, um sie dem Grafen nach der Rückkehr von Torgau und noch

*) IV.

vor der Abreise nach Speier überreichen zu können. Dieser sah mitten in der Nacht oft noch Licht in Eberlins Fenstern und umgekehrt, also, daß jeder von dem andern dachte: ‚Wie ist er doch gar so fleißig und gewissenhaft'. Darüber verflossen die Wochen wie Tage. Endlich war das Werk vollendet und konnte am 8. Juli*) eingehändigt werden. Eberlin hatte es dem Grafen gewidmet. Der war darob hocherfreut und blickte mit großer Befriedigung in das Buch, betitelt:

‚Ein zusammengelesen Buchlein von der Teutschen Nation Gelegenheit, Sitten und Gebräuche, durch Cornelium Tacitum und etliche andere verzeichnet.'

Darunter hatte der Autor geschrieben:

‚Es ist schimpflich, daß ein deutscher Mann so gar nichts wisse von seiner Nation zu sagen und gedenken; darum thue ein jeglicher Fleiß, dieser loblichen Nation Anfang, Vorgang, redliche Handlungen und zufällige Schäden an Tag zu bringen, andern zur Unterweisung und Warnung.'

Auf der Rückseite des Titelblattes stehet die Widmung:

‚Herrn Georgen Graue zu Wertheim etc. etc. Datum auf Kiliani 1526. E. G. unterthaniger Johann Eberlin.' —

Das war die allererste Übersetzung von Taciti Germania; kein anderer besaß sie zur Zeit, als Georg allein. Er ließ das Buch wohl verpacken und nahm es mit nach Speier, um dort darin zu lesen.

Wenngleich der Reichstag bis zum 27. August währete, kam Georg selten dazu, das interessante Werk zu studieren. Jetzt galt es, im reformatorischen Wirken fest zusammenzuhalten und aufzutreten. Es geschah in würdiger Haltung. Nachdem andere Reichsgeschäfte, darunter die Beratung über die Einführung von Schwarzenbergs Bambergensis, erledigt worden waren, widmeten sich beide Teile eifrig der Reformbewegung; war doch in dem

*) III, XV.

vorausgegangenen Reichstage zu Augsburg, der nichts zu stande brachte, beschlossen worden: ‚Da wolle man von dem heiligen Glauben, von Frieden und von Recht desto stattlicher handeln.‘

Auf der dem Reichstage vorausgegangenen Versammlung zu Torgau war ein festes Schutz- und Trutzbündnis in Sachen der Religion erzielt worden; Georg war einer der ersten der mächtigen Grafen gewesen, die ihm beitraten. Damals hatte er den Kurfürsten Johann von Sachsen kennen gelernt, sowie einen neuen kräftigen Bundesgenossen angetroffen, den Landgrafen Philipp von Hessen, denselben, welchen Georg vor 5 Jahren in Worms zu Luther sagen hörte: ‚Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helf Euch Gott.‘

Beide Fürsten, auch den Landgrafen Casimir, fand Georg nebst anderen Verbündeten in Speier wieder; ebenso den Grafen Erbach, den Freiherrn von Schwarzenberg u. a. m.

Der Kaiser hatte ein Gebot erlassen, daß sich niemand an lutherischen Gottesdiensten beteiligen solle. Als Georg hiervon hörte, und daß trotz des Verbotes dergleichen Gottesdienste dennoch abgehalten werden sollten, bat er den kursächsischen Hofprediger Agrikola, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen. Das geschah unter Teilnahme aller Verbündeten mitten im Laufe der Reichstagsverhandlungen. Georg und Erbach traten zusammen zum Altar*) und legten unerschrocken offnes Zeugnis ab von ihrem Glauben.

Erzherzog Ferdinand ließ eine Beschwerde seines kaiserlichen Bruders verlesen, daß man der lutherischen Ketzerei in Deutschland ihren ungehinderten Lauf lasse. Nachdrücklich ward die Ausführung des wormser Edikts von neuem begehrt. Auch trat ein Bischof auf mit dem Verlangen, man solle ohne weiteres alle seit 8 Jahren gedruckten Bücher Luthers und anderer verbrennen. Vergebliches Bemühen! Die Verbündeten wichen kein

---

*) I, XI, XV.

Haar breit, gingen auch nicht auf Vermittelungsversuche ein. Es kam zu keiner anderen Entscheidung als: ‚den Kaiser um Rückkehr nach Deutschland und um Einleitungen zur Berufung eines Concils zu bitten. Unterdessen solle sich jeder Stand in Sachen des wormser Edikts also gegen seine Unterthanen verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne.‘ Das geschah am 27. August.

Befriedigt ritt Georg mit Erbach und Schwarzenberg heim, denn jene Entscheidung enthielt den Grundsatz der Gleichheit, wonach beide Religionsarten nebeneinander im Reiche aufkommen und sich entwickeln konnten. Georg lud seine Begleiter ein, bei ihm in Wertheim einzukehren. Schwarzenberg konnt dies nicht annehmen; der mußt als Abgesandter Casimirs, seines Herrn, der Vermählung des Herzogs Albrecht von Preußen beiwohnen. Doch Graf Erbach blieb gegen eine Woche lang in der Veste und wollt sich gar nicht trennen von Eberlin. — Das Jahr verfloß ohne erhebliche Störung. Zwar bemerkte Georg, daß sich Casimir auf dem von ihm anberaumten Landtage zu Ansbach ängstlich und unschlüssig zeigte, als über einstweilige Anordnungen in Religionssachen verhandelt ward, doch hatte sich des Fürsten Bruder Georg hierüber sehr unzufrieden ausgesprochen und an Casimir eine ernste Mahnung gesandt.*)

Der Papst Clemens hatte sich mit König Franz von Frankreich verbunden gegen Kaiser Karl. Das sollte geheim bleiben. Doch ihre Rüstungen verrieten es. Dies war der evangelischen Sache eher günstig, denn so ward Karl politisch viel beschäftigt und konnt sich nicht um den deutschen Religionsstreit kümmern, also, daß die Evangelischen Zeit gewannen, sich fester zu setzen. So konnte denn auch Georg im neuen Jahre 1527 ruhiger fortfahren, das angefangene Werk mit Eberlin weiter auszubauen.

---

*) VIII.

Nun hoffte er, mit seinen Kindern endlich wieder leben zu können in traulichem Kreise; mit ihnen sich zu freuen, sie zu lehren und zu erziehen.

Da kam aus seinen Landen im Spessart heftige Klage über Raubgesindel. Stegreifritter und verlaufne Söldner aus dem letzten Kriege des Kaisers bedrohten Eigentum und Leben von Stadt- und Landbewohnern. Ergrimmt darüber und erzürnt, daß es doch nie dazu kommen sollte, den Seinen leben zu können, zog er trotz Winterkälte aus, die Frevler zu strafen. Er scheute nicht, im Schnee umherzustreifen mit seiner Mannschaft; scheute nicht das wieder hervorbrechende Übel der Brustbeklemmungen. Mit Stumpf und Stiel sollte das Räubervolk ausgerottet werden, damit auf längere Zeit wieder Sicherheit und Ruhe herrsche. Manche Entbehrungen mußt er dabei ertragen, denn sein Nachtlager war hart und in gewöhnlichen Dorfhäusern. Dabei machte er einige Erfahrungen, die ihm zeigten, daß der Bauer nach dem unglücklichen Kriege des Jahres 1525 mehr denn je vom Geldsack des Juden abhängig war. Das Getreide auf dem Felde wurde verkauft, ja sogar die Ernte des nächsten Jahres verpfändet gegen Wucherzins.

So war denn, als Georg zurückgekehrt, das Erste, mit Eberlin zu beraten, wie den Übeln im Kaufhandel abgeholfen werden könne. Manch ein Spaziergang sah die beiden ernstlich beraten, denn Entscheidungen in solchen Dingen maßvoll und gerecht zu geben, war zu damaliger Zeit nicht leicht, weil viele Vorurteile der Käufer einerseits und Mißbräuche der Händler andrerseits herrschten. Der Adel war erbittert über die Kauf- und Handelsherren, weil sie Leib und Seele nicht selbst wagten, sondern alles durch Knechte besorgen ließen. Hutten polterte, wo er konnte, über alle Kaufleute und Händel, über den verderblichen Luxus, den sie bringen, über die Monopole, durch die sie alles verteuern. Selbst Luther war anfangs dem Handelsberufe abgeneigt. Erst später kam er durch Melanchthons weisen

und weiteren Blick davon zurück und einzelne verständige Männer fällten Urteile, die damals einsam standen, heut aber als selbstverständlich gelten. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn Eberlin bei Gelegenheit der Beratungen sagte: „Die Kaufleute verlocken uns so heimlich; wir lassen aus dem Ende der Welt Luxusartikel zu uns führen. Die Seestädte werden reich und wir verderben.“ *) Und wenn die Juden auch die raffiniertesten Geschäfte machten, so riet doch Eberlin zur Mäßigung und sagte, man solle die Juden unbeschädigt lassen, ihnen aber kein Amt verleihen. *)

Nach langem Verhandeln verordnete Graf Georg für alle seine Lande: *) ‚Es soll niemand den anderen mit Kaufen oder Verkaufen unziemlich beschweren. Sonderlich soll niemand Frucht auf dem Feld kaufen, noch Gült oder Geldzins ohne unser und unsrer Amtsleute Wissen. Es soll auch niemand borgenshalber Frucht, Gutsinventar oder anderes kaufen oder verkaufen.‘ Dann hieß es weiter: ‚Wer um obgemeldete verbotene Käufe und Hantierungen Bürgen gesetzt hat, denen Bürgen soll gegen die Schuldner nicht zu Recht verholfen, sondern sie sollen noch gestraft werden.‘ *) —

Zwar versuchte Heinz Ries beim Grafen einen günstigeren Ausnahmezustand für die Stadt zu erwirken, allein dieser ließ sich nicht bewegen, soviel auch der Schultheiß betonte, daß in jetziger Teuerung das Untersagen von Kreditmaßregeln nur nachteilig wirke. Als dies Gespräch zu Ende, blieb Heinz Ries noch stehen. Georg wollte ihm bedeuten, daß die Audienz zu Ende und er sehr viel beschäftigt sei. „Die Zeit ist teuer,“ sagte Georg, „darum hat Sebastian Frank gar Recht, wenn er schreibt: Wir sollten derselben so karg sein, daß wir nie etwas Unnützes thun. Wenn Ihr nicht etwas ganz Wichtiges noch vorzutragen habt, so verschiebt's; ich weiß nicht mehr, woher Zeit nehmen.“

*) III, XV.

Doch der Schultheiß versicherte, es sei etwas Wichtiges, und der Graf möge ihm erlauben, einen Wunsch der Stadt und Grafschaft Wertheim unterthänigst vorzubringen. Aufgefordert, es zu thun, begann Ries: „Seit vielen Jahrhunderten haben die Wertheimer unter dem hochedlen und weisen Geschlechte Derer von Wertheim gestanden und glücklich gelebt. Jetzo am allerglücklichsten, zumal in Glaubenssachen. Doch mit Bangen gedenken wir daran, daß Eure Gnaden keinen Nachfolger haben und —" — „Ich versteh Euch," unterbrach Georg. „Ich soll mich wieder vermählen?" — „Ja, Euer Gnaden! Um des Landes willen, um der evangelischen Sache willen. Gott verhüte, daß ein fremder Erbe wieder einreißet, was Euer Gnaden hohe Vorfahren und Ihr selbst gebaut." So sehr der Wunsch des Schultheiß angenehm berühren mußte, weil aus ihm Liebe und Vertrauen sprach, so war er ihm doch zuwider. Daher er ihn mit mildem Ernste kurz ablehnte und Ries unbefriedigt von dannen ging.

Nur wenige Minuten sann Georg diesem Wunsche nach, dann eilte er wieder an die Arbeit, nicht gerade die angenehmste. Es galt Grenzstreitigkeiten zu schlichten mit Dem von Hartheim.*) Im März begannen auch Händel mit Würzburg wegen eines kleinen Gebietsteiles.*) Der Bischof, ohnehin erzürnt über seinen mächtigen ketzerischen Nachbar, wollt seinen Kopf durchsetzen in herrschsüchtiger Art, so daß Georg alsbald geneigt wurde, dem Bischof Fehde anzusagen und Würzburg tüchtig auszuklopfen. Sein Schwager Eberhard sollt ihm dazu helfen. Der kam denn auch von Erbach nach Wertheim nebst seiner Gemahlin, Georgs Schwester. Erbach erklärte sich wohl bereit, den Schwager mit Truppen zu unterstützen, doch riet er zu nochmaliger gütlicher Verhandlung und bot sich als Vermittler an. Darauf ging Georg ein und die Sache war vorläufig abgethan. Erbach ritt nach Würzburg mit Vollmacht.

---

*) I, II, XV.

Unterdeß widmete sich Gräfin Maria, Georgs Schwester, ihren vier Nichten, die unter der Erziehung eines edlen Fräuleins von Kellingen standen. Diese war als Schwester Martha einst Nonne gewesen, aber evangelisch geworden. Der Graf hatte auch sie schützend aufgenommen und ihr auf hohe Empfehlung hin die hauptsächlichste Erziehung seiner Töchter anvertraut. Im Umgange mit den Nichten, die an der Muhme mit Liebe hingen, hatte diese manches beobachtet, was ihr nicht gefiel. Die jungen Mägdlein zeigten in religiösen Dingen manche Unkenntnis und verschrobene Ansichten, welche Maria unvereinbar fand mit dem Geiste, der sonst im Hause ihres Bruders herrschte. Dieser, das wußte Gräfin Erbach, hatte wenig Zeit, sich um der zarten Mägdlein geistige Pflege zu kümmern, und dennoch mußte hierin etwas gethan werden. Darum sagte sie an einem stillen Abend: „Ich weiß, viellieber Bruder, wie sehr du in Anspruch genommen bist durch Regierungsgeschäfte und Förderung der evangelischen Sache. Darum ich weit entfernt bin, dir einen Vorwurf zu machen über etwas, was ich an deinen Töchterlein bemerkt: das merkliche Zurückgehen ihres geistigen Wachstums. Bedenke: dein ältestes Töchterlein Maria ist erst vierzehn Jahre alt, Margaretha zählt deren dreizehn, Anna elf und die herzige Felicitas gar nur deren neun. Eine bezahlte Erzieherin kann eine Mutter nie ersetzen. Und die fehlt den lieben Mägdlein. O glaube mir: mit tiefer Wehmut habe ich empfunden, wie sehr ihnen eine Mutter fehlt. Willst du dich nicht entschließen, den Verlaßnen eine zweite Mutter zu geben? Eine Mutter, die ihre Liebe zu dir auf die Kindlein übergehen läßt?“

Hiermit hatte sie eine wunde Stelle ihres Bruders berührt. Georg ward tiefbewegt und antwortete also: „Nie, niemals, liebe Schwester, kann je ein Weib meine Margaretha ersetzen. Hab darum auch nie ein Weib angesehen nach dieser Richtung. Ich bin es nicht im stande, zum zweitenmal mich zu verehelichen. Mag's gehn, wie's geht! ich halte es für Unrecht,

begangen an meiner unvergeßlichen Margaretha.“ Maria aber wußte den Bruder zu fassen, indem sie mit gerechtem Stolze ihrer Vorfahren gedachte. „Nicht wüßt ich, was hier Unrechtes sei,“ sagte sie, „wo die Pflicht für's Wohl der Kinder mitspricht. Habe diese im Sinne und dränge zurück, was dir persönlich mißbehagt.“ — „Selbst wenn ich solches groẞes Opfer bringe,“ versetzte Georg; „wer bürgt mir, daß ein zweit Gemahl sich der Kindlein mit Liebe annimmt? Noch kaum hat die Einsetzung einer Stiefmutter wohlgethan.“ — „So muß ich dich erinnern, Georg, wie unser hochedler Ahn, Johann, vor etwa einhundert siebzig Jahren trotz seiner fortlebenden Liebe zur ersten Gemahlin eine zweite suchte mit der Bedingung, daß diese von außen und innen der ersten ähnlich sein müsse. Auch ihm war gesagt worden, er solle unser Geschlecht nicht aussterben lassen. Und siehe da! er suchte und fand ein Gemahl solcher Art,*) ward glücklich und ohne ihn wären wir heute nicht.“ Georg ward nachdenklich. Unten in der Stadtkirche prangte ein Denkmal, den Grafen Johann darstellend inmitten seiner beiden Frauen. Noch heute ist's zu sehen uud jeder, der's bewundert, wird staunen über die Ähnlichkeit der beiden Frauen.*)

Sein Auge füllte sich mit Thränen der Wehmut. Doch beherrschte er sich und sagte gütig: „Wohl ist Johann nebst seinen Frauen ein Vorbild aller seiner Nachkommen. Noch heut verehret ihn die Stadt, die ihm viel Freiheiten verdankt. Ich aber — — laß mich, Maria! mein Herz sträubt sich dagegen und jeder Versuch, mich zu überreden, schmerzt mich, da er mich nur immer wieder von neuem fühlen läßt, wie viel ich in Margaretha verloren habe“. Als Maria den Bruder so schmerzlich ergriffen sah, neigte sie sich mitleidig zu ihm und sagte: „Das wolle Gott verhüten, daß ich dir Schmerz bereite. Hab's nur für meine Pflicht gehalten. Nun aber will ich schweigen“. —

---

*) I, II, XV, XVII.

Nach wenigen Tagen kam Graf Erbach zurück. Der Bischof mochte wohl der Verdienste nicht vergessen haben, die sich Erbach bei der Verteidigung des Frauenbergs erworben. Er gab nach und nur um einzelne Klauseln handelte es sich noch; auch diese wurden im Laufe der nächsten Wochen erledigt.

Als die erbachschen Verwandten abgereist waren, beschloß Georg, an seinen Kindern eingehend zu prüfen, wie weit es das Fräulein von Kellingen mit ihnen in der Erziehung gebracht, vor allem in der religiösen Bildung der Herzen. Von den ersten Ergebnissen seiner Untersuchung war er nicht so recht befriedigt. Doch sollten diese allein noch nicht maßgebend sein, er mußte weiter ausforschen.

Wie so oft in seinem Leben, ward Georg auch diesmal darin gestört. Das Erzstift Mainz hatte Streit angefangen wegen Geleit und Geleitsgebiet in und um die Freudenberger Markung.*) Da konnte er sich abermals nicht um die Kinder kümmern. Mit einem Seufzer darob ritt er gen Breuberg, um sich mit seinem Vater über die Mainzer Ansprüche zu beraten. Als aber Michael hörte, was alles Georg an Regierungsgeschäften noch bewältigen wollte, nahm er dem Sohne zuliebe diesem die Schlichtung des voraussichtlich hartnäckigen Streites mit Mainz ab. Nur das eine sollte Georg ausführen: Zu dem Semperfreien Herrn Christoph Schenk zu Limburg reisen und diesen wie auch den Grafen Mansfeld und andere Herren bitten, ihr viel geltend Wort für Wertheim um der Beschleunigung der Sache willen mit einzulegen. Er, der Vater, könne ob seines hohen Alters die Beschwer einer Reise nicht mehr ertragen. Also reiste Georg von Wertheim aus nach Limburg ab, nachdem er Eberlin gebeten, acht zu geben auf des Hauses innere Wohlfahrt.

Hierzu fand Eberlin während des Grafen Abwesenheit viel Gelegenheit. Schon längst hatte ihm die süßliche Freundlichkeit

*) I, II.

der Erzieherin nicht gefallen. Er schwieg dazu, dieweil er sich sagte, er könne sich wohl in ihr irren. Aber die jungen Gräfinnen horchte er aus und fand dabei, wie wenig sie im Evangelium bewandert waren. Da holte er denn kräftig nach, ging auch zum Fräulein von Kellingen, um sich mit ihr dahin zu bereden, daß eine Zeitlang er den Religionsunterricht übernehmen werde. Auch Regelinde, sein lieb Eheweib, sollt sich den Kindern widmen. Das war der Erzieherin augenscheinlich nicht Recht. Sie zeigte sich zerstreut und bat um eine zweite Beredung für den nächsten Tag. Als Eberlin sie verlassen hatte, sah er, daß sie alsbald nachfolgte, auf den Gängen und Treppen etwas zu suchen schien und erst nach einiger Zeit in ihr Gemach zurückkehrte. Das war dem Prediger wunderlich, also, daß er unbemerkt des Fräuleins Gebaren beobachtete. Nachdem dieses wieder in ihr Gemach zurückgekehrt, stieg Eberlin eine schmale Seitentreppe hinab, die ihn schneller in den Hof und seine Wohnung führte. Am Ende der Treppe sah er ein unverschlossen Schreiben liegen. Er las es, und was er darin fand, machte sein Blut schneller wallen. Er steckte den Brief ein und ging in seine Arbeitsstube, dort das Schreiben sorgfältiger studierend.

Auch er hatte Berge von Arbeit vor sich. Im Juli war in Wittenberg beschlossen worden, in Chursachsen eine Visitation im Geistlichen- und Kirchenwesen auszuführen. Ein Gleiches schien ihm auch für die Grafschaft not. Sorgfältig arbeitete er den Plan hierzu aus, schrieb auch an die Wittenberger und an Schwarzenberg um deren Meinung. Dieser hatte in seiner kurzen Antwort sofort mitgeteilt, sein Herr, der Markgraf Casimir, sei am 25. Juli zur Heeresfolge für Ferdinand I. nach Ungarn abgereist, daher er, Schwarzenberg, jetzt alle Regierungslasten zu tragen und jetzt nur kurze Bemerkungen schicken könne, wie er sich eine Visitation am besten vorstelle.

Graf Georg blieb lange aus. Erst im August kam er zurück, nach Eberlins Ansicht etwas zerstreut und sonderen Wesens; daher

der Prediger eine Zeit abwartete, die dessen Sammlung brachte. Als es soweit war, bat er den Grafen um geheime Audienz. Die wurde ihm sofort bewilligt, denn Graf und Prediger waren fast wie Brüder verbunden, wenngleich letztrer stets die Form der Ehrerbietung und Unterthänigkeit beibehielt. „Verzeihet, gnäd'ger Herr!" sagte dieser, „wenn ich es wage, eine Bitte vorzubringen, in deren Stoff einzugehen mir nicht zukommt." — „Nur zu, lieber Eberlin!" sagte Georg. „Ihr wißt ja, wie nahe Ihr mir steht in allen Dingen." — „Nun denn! so sei es kurz und deutsch herausgesagt: Ich bitt Euch inständigst: Wollet Euch ein zweit Gemahl nehmen, das treulich dem heiligen Evangelio in Christo ergeben ist." — Georg erstaunte und ward ein wenig ungehalten. Er liebte so vieles Drängen von verschiedenen Seiten nicht. ‚Auch Ihr verlangt's," sagte er. „Ich höre es nicht gern. Doch will ich Eure Gründe vernehmen."

Nun erzählte Eberlin alles, was er erforscht, und wie die jungen Gräfinnen im Evangelio zurückgegangen seien und katholischer Anschauungen etliche angenommen hätten. Als Georg noch immer keine Triftigkeit fand und sagte, die Schäden könnten durch Eberlins Nachhilfe ausgebessert werden, da erst — nach allen anderen Versuchen — zeigte Eberlin dem Grafen den gefundenen Brief. Der war unterzeichnet mit ‚Schwester Martha' und gerichtet an den ehrwürdigen Pater Bastian in Constanz. Darin stand unter anderem: Sie sei auf bestem Wege, die Gewissen ihrer gräflichen Pfleglinge irre zu führen und der katholischen Kirche wieder zugänglich zu machen. Hierin unterstütze sie der Umstand, daß der Graf viel Arbeit in und außerhalb Wertheim habe und sich so nicht viel kümmern könne. Der neue evangelische Geistliche Eberlin sei ihr sehr im Wege, daher besser, ihn zu beseitigen, oder wenigstens viel fern zu halten. Das erfordere Geld; darum solle Bruder Bastian —

Weiter las Georg vor der Hand nicht; er hatte genug. Unruhig ging er hin und her lange Zeit, so daß Eberlin endlich

frug: „Herr! Wenn auch alle andern Gründe, von denen ich gehört, als da sind: die Erhaltung Eures hohen Geschlechts und der Mangel mütterlicher Pflege, nicht im stande waren, Euren Widerwillen gegen eine zweite Vermählung zu besiegen — jetzt, meine ich, müßt es geschehen, denn das Heiligste und Größte steht in Gefahr: die Erhaltung des reinen und eines lebendigen Glaubens in den Herzen der jungen Gräfinnen.“ Eberlin ward sehr bewegt, legte seine Rechte vertraulich auf Georgs Schulter und fuhr fort: „Hab wohl von des Freiherrn von Schwarzenberg tiefem Schmerz gehört, als sein Sohn Christoph durch papistische Machinationen von der evangelischen Sache abfiel und gegen seinen Vater auftrat.“ Und mit erhobener Stimme fügte er hinzu: „Gott, der Allmächtige, gebe, daß mein teurer lieber Herr und Bruder in Christo nicht solche schwere Trübsal erlebe.“ Da richtete sich der Graf hoch auf, drückte dem Freunde die Hand und sagte fest und bestimmt: „Viellieber Eberlin! Ihr habet Recht. Ich darf die junge Saat des Evangeliums in den Herzen meiner Kindlein nicht untergehen lassen. Mir würde sein, als blicke Margaretha fortwährend vorwurfsvoll auf mich herab. Ich kenne ein edles Fräulein, im Äußern ähnlich meinem ersten Gemahl, gleich aber in der Gesinnung und im Glauben. Um dieses will ich mich bewerben, mich zum zweitenmal vermählen. Doch bitte ich Euch, schweigt von diesem Entschlusse gegen jedermann.“ — —

Die Erzieherin ward allsogleich in ein anständiges, doch fest verwahrtes Gemach gebracht. Sie wollt ihre Truhen mit dorthin schaffen lassen. Totenbleich ward sie, als man ihr dies verwehrte. Frau Regelinde Eberlin übernahm die Obhut über die Gräfinnen, zu deren offner Freude, denn diese hatten die holde junge Frau gar lieb gewonnen. Die Durchsuchung der Truhen brachte vieles an den Tag, was die Schuld der Erzieherin vollauf bestätigte; darunter mehrere aufmunternde Briefe Bastians.

Als Georg sie verhörte, leugnete sie anfangs unter Thränen und Beschwer über so grausame Behandlung. Beim Vorweisen aller gravierender Schriften aber schlotterten ihr die Kniee. Sie gestand alles ein. Der Pater Bastian habe sie — angeblich auf Befehl eines hohen Geistlichen — schon vor zwei Jahren beredet, die Kinder wieder in den Schoß der katholischen Kirche zu bringen. Dafür solle ihr aller Segen derselben und — was noch mehr zog: eine hohe Summe Geldes werden. Alsbald ließ Georg das Fräulein nach Norden zu über die Grenze bringen mit der Weisung, daß, wenn sie wagte, jemals wieder das wertheimische Gebiet zu betreten, sie ausgepeitscht und im Wiederholungsfalle geköpft werden solle. Diese Weisung ward zugleich allen Amtleuten bekannt gemacht und ihre Gestalt beschrieben.

Wie von einem bösen Traum erwacht, umschlang Georg seine Kinder, als seien sie in Gefahr, ihm entführt zu werden. In Frau Regelindes Händen wußte er sie gut aufgehoben. Darauf reiste er abermals nach Limburg, nachdem er zuvor seinen Vater besucht hatte.

In Wertheim nahm inzwischen alles den gewohnten Gang. Eberlin hatte viel zu thun, vor allem manchen Trostbrief zu schreiben. Aus fast allen Teilen der Grafschaft drang Ach und Weh nach Wertheim; Freunde und Verwandte der Bewohner waren um des Glaubens willen verfolgt worden. Am 10. Mai hatte man den gelehrten Priester Johann Heuglin verbrannt;*) in Halle den Prediger Georg Winkler aus Bischofswerda am 16. August langsam erstochen.*) Zu Scherding in Bayern ward dem glaubenstreuen Leonhardus Keyser ein Pfahl durch den Leib gestoßen; darauf briet man ihn langsam im Feuer zu Tode.*) Georg Schärer ward geköpft,*) und die Tochter des Wendelmut Claus zu Münchendamm, eine Nichte des Johann Claus in

*) XIII.

Freudenberg, ins Gefängnis geworfen und gefoltert.*) — Auch Luther schrieb zahlreiche Trostbriefe.

Als Georg zurückkehrte, fand er Eberlin mit dieser Arbeit emsig beschäftigt. In Wertheim selbst war nichts Schlimmes vorgefallen; es sollte im Gegenteil jetzt eine Freude erfahren. Der Graf machte bekannt, daß er sich mit der Gräfin Barbara, Tochter des Herrn Christoph, Schenken zu Limburg, verlobt habe. Da fiel manchem ein Stein vom Herzen und allerorts feierte man Freudenfeste. Nur wenige gedachten des Todes Casimirs, der am 21. September in Pest gläubig gestorben war; wenige auch des erneuerten Krieges des Papstes und Frankreichs mit Kaiser Karl und der Verwüstung Roms durch die Kaiserlichen. Die meisten beschäftigten sich mit ihrer Lage. Das Jahr schloß mit der am 4. Dezember gelungenen Schlichtung des Streites mit Mainz und alles befand sich leidlich wohl; nur Johann Claus in Freudenberg nicht. Dem ward am Ende des Jahres die Nachricht, daß die Papisten seine liebliche Nichte in Münchendamm am 20. November auf dem Scheiterhaufen verbrannt hätten, nachdem ihr der Henker Schießpulver auf die Brust geschüttet und dies angebrannt hatte.*)

---

*) XIII.

Neunzehntes Kapitel.

Am ersten Tage des Jahres 1528 hatte Eberlin in der schönen alten Stadtkirche gepredigt und so gewaltig, daß die meisten Zuhörer still und sinnend das Gotteshaus verließen. Auch Georg hatte dem Gottesdienste beigewohnt; auch er war sinnend auf dem im Schnee knirschenden Wege hinauf zur Veste gegangen. Eberlins Predigt war mitunter derb, aber von Herz zu Herzen gehend und ganz verständlich auch für den Geringsten.

Droben überflog der Graf noch einmal die Erlebnisse des alten Jahres. Das Unangenehme desselben hatte Georg überwunden, auch: daß Erlinger die Stadt Wertheim verlassen hatte und nach Bamberg zurückgezogen war.*) Aber — und hier hatte Regina doch Recht gehabt — daß derselbe Erlinger, der erst feurig für Luther und seine Lehre eingetreten war, nunmehr in Bamberg päpstliche, antireformatorische Sachen druckte,**) weil er dadurch bessere Geschäfte machte, das — sagte Eberlin — war ehrlos und erbärmlich, und Georg gab Weisung, daß dieser elende Wicht nie wieder in Wertheim geduldet werden sollte. Solcher Drucker und Händler gab's genug, die um hohen Gewinnes willen Schundschriften druckten und verbreiteten.

Der Januar verfloß wiederum unter vieler Arbeit in Gerichts-, Kirchen- und Schulsachen. Außerdem hatte Georg einen

---

*) XV.
**) VIII.

Streit zwischen Ansbach und Nürnberg zu schlichten;*) auch der Entwurf für eine Kirchenvisitation beschäftigte ihn. Namentlich diese lag lag ihm sehr am Herzen. „Ich halt dafür," sagte er zu Eberlin, „hätt ich in alle meine Städte und Dörfer gute evangelische Prediger geschickt, so wäre ich des Aufruhrs überhoben gewesen."*)

Eberlin bemerkte, daß der Graf sich über die Maßen anstrengte und riet zur Mäßigung. Doch Georg antwortete: „Laßt es gut sein, Eberlin. Ich bin dazu geboren, daß ich den Leuten solle Gutes thun."*)

Der Hochzeitstag**) nahte; Georg reiste mit seiner ältesten Tochter Maria nach Limburg. Hierzu war eine große Zahl von Verwandten und Freunden erschienen, auch Schwarzenberg mit seinem Sohne Friedrich. Beide begleiteten Georg zurück nach Wertheim. Hier war alles begierig auf Georgs zweite Gemahlin Barbara. Die äußere Ähnlichkeit mit der ersten, Margaretha, war nicht zu verkennen, nur besaß Barbara eine im guten Sinne stolze Haltung. Innigkeit und Freundlichkeit lagen beständig in Margarethas Zügen, in Barbaras Antlitz nur in besonderen Fällen. Als aber einige Herren Zeugen wurden von dem Zusammentreffen der Gräfin mit Georgs drei übrigen Kindern, da sagten sie: die jungen Gräfinnen sind in guter Hut. Barbara hatte alle, auch nochmals Maria, umarmt und geküßt und mit hellen Thränen in den Augen gesagt: „Unser Herr und Heiland hat gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen. So kommet denn, Ihr Lieben, an meine Brust! Darin sollt Ihr ewiglich die treueste Mutterliebe finden." —

Auch in Wertheim gab's besondere Feste. Mit Vorliebe verweilten des Freiherrn von Schwarzenberg Blicke auf Maria, die nach Angesicht und ganzem Wesen ihrer Mutter glich; nur

---

*) XV.

**) I, II, XV, am 25. Febr. 1828.

war sie größer. Sein Sohn Friedrich schien ebenfalls groß Wohlgefallen an der fünfzehnjährigen Maid zu finden. Er pflog gar gern mit ihr Unterhaltung, dermaßen, daß sein Vater ihn mahnen mußte, doch auch der andern Frauen zu gedenken.

Reiche Hochzeitsgaben kamen aus Stadt und Land. Selbst Hans Sachs hatte einen Glückwunsch geschickt nebst seinen Gedichten: ‚Christe, du einiger Tröster‘, ‚Meine Seele lob den Herrn‘, ‚Dialoge‘ und ‚Der Wankelmütige‘. „Hab im vorigen Jahre auch ein Reim- und Bildwerk gemacht,“ fügte er bei, „und es zugleich mit Osiander herausgegeben. Es stellt eine Prophezeiung für, daß die päpstliche Herrschaft untergehen werde. Da die Herren des Rates darob zur Rede gesetzt wurden, hatten sie mich angewiesen: Ich solle meines Handwerks und Schuhmachens warten, auch mich enthalten, einige Büchlein oder Reimen hinfüro ausgehen zu lassen.*) Jedoch ging dies Gewitterlein bald vorüber, also, daß ich wieder auf dem Pegasus reite und darob sinne, ob's nicht wohlgethan sei, dem braven Christenmenschen Nappenbach ein Liedlein zu widmen —“ u. s. w.

Von den angesehenen Bürgern der Stadt, welche gekommen waren zu beglückwünschen und der neuen Herrin zu huldigen, fehlte diesmal der Schützenhauptmann Fuchs. Georg frug nach ihm und erhielt zur Antwort: Er sei zu wiederholten Malen gereist, um mit treuem Eifer das neue Testament und von ihm verfaßte gute Schriften in und außer der Grafschaft weiter zu verbreiten. Jetzt aber sei er in Cöln. Allda lebe sein Vetter Peter Flitsted, der nebst einem andern Bürger, Adolph Clarenbach, in großer Gefahr stünde um ihres reinen Glaubens willen, davon sie nicht lassen wollten. Beide seien gefangen und schon einmal gefoltert worden.**) Fuchs wolle einen Versuch machen, sie zu befreien. Darauf sagte Georg: „Schon wieder einer der

---

*) XXI.
**) XIII.

vielen Martern! Es ist ein schändlich Ding um der Papisten Zwang und Verfolgungen. Gott gebe, daß es dem braven Fuchs gelinge." Und Barbara fügte hinzu: „O laß uns beten, mein Gemahl, daß Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, den Verblendeten die Binde von den Augen ziehe, auf daß sie sehend werden und ihre Sünden wider den Herrn Christum reuig erkennen." Da umfaßte sie Georg, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Gott sei gepriesen! Er hat mir ein liebend Weib von echtem reinen Christentum gegeben. Dafür segne dich der Herr!" Und alle, die deß Zeuge waren, priesen Gott im stillen mit und sagten leise untereinander: „So hoch stehen wir noch lange nicht, daß wir für die Feinde beten."

Als der Graf sah, wie fröhlich seine Kinder gediehen, ward er im Herzen froh, zumal er sich nun ganz auf Barbara verlassen und der Arbeit pflegen konnte. Er hatte auf seinen Reisen häufig unbebautes Land, gar oft eine Folge von Erschlaffung rüstiger Bauernthätigkeit, gesehen. Daher er denn an seine Amtleute die Verordnung ergehen ließ, sie sollten darauf sehen, daß die Bauern wieder emsig ackerten und ihr Feld bestellten.*)

Im April reiste er mit Eberlin umher, um zu erforschen, wie es mit der Pfarrer Predigt und Leben stünde. Der ganze Monat war erforderlich, um alle neunzehn Pfarreien zu prüfen. Sie kamen mit wunderlichen Erfahrungen zurück.

Der Pfarrer von Tiefenthal und Erlenbach war in großer Verlegenheit. Erlenbach war noch katholisch geblieben, dagegen Tiefenthal evangelisch geworden. Nun der gute Pfarrer um Verminderung seines Einkommens besorgt war, predigte er in Erlenbach katholisch, in Tiefenthal evangelisch. In gleicher Weise teilte er das Abendmahl aus. Er ward darob zur Rechenschaft gezogen und von ihm gefordert, er solle sich zum einen oder anderen entscheiden. Darauf sagte er, er wolle evangelisch bleiben

---

*) XV.

und Tiefenthal versorgen. Das ward geordnet und sein Einkommen vermehrt.

Ein andrer Pfarrer erwies sich als sehr geschwätzig, prangte mit seinem Wissen und vornehmer Bekanntschaft und redete lange Zeit ohne Unterlaß. Georg und Eberlin prüften ihn genau. Dabei ergab sich, daß sein Gedächtnis wohl gut, sein Wissen aber faselig war. Der ward des Amtes enthoben und erhielt, weil er alt war, ein Gnadengeld zum Leben. So geschah es, daß mancher abgedienter Geistliche nach Wertheim zog und dort vom Gnadengelde lebte.

Ein dritter, vierter und fünfter trugen die Nase gewaltig hoch. Daß sie Theologie studiert, das, meinten sie, überhöbe sie hoch über alle Laien. Sie sagten in der Predigt nicht: Wir sind — sondern: Ihr seid Sünder. Stolz und gnädig grüßten sie die Bauern und hatten keines Umganges mit ihnen. Es ward ihnen gesagt, man wolle es mit ihnen noch einmal versuchen. Wenn sie nicht von ihrem einfältigen Dünkel lassen wollten — dann fort mit ihnen.

Andere leierten ihre schlechte Predigt her, um nur recht bald zum Essen zu kommen. Wieder andere predigten viel zu lang, zumeist im Donnertone. Es that not, hier energisch einzugreifen. Die guten, wie Höhnerbuhel, Leyser u. a. blieben unbehelligt. Dagegen erließ Georg an die dünkelhaften, leicht- und unfertigen den Befehl, daß sie sich am 1. Mai in Wertheim stellen sollten, um anzuhören, wie sie sich als Prediger zu halten hätten. Eberlin übernahm es. Der war ein leutseliger und freundlicher Mann; in Dienstsachen aber konnt er gar streng werden.

Unterdessen hatte sich Ägidius wieder bemerklich gemacht und neue Schriften herausgegeben. Das erregte Eberlins Aufmerksamkeit. Der Graf erzählte ihm alles, was früher mit dem Sonderlinge vorgefallen war. Die Duldung, welche der Graf demselben hatte angedeihen lassen, billigte Eberlin, welcher jeder Anregung von außen bereitwillig entgegenkam. Als er aber bei

passender Gelegenheit von Ägidius selbst erfuhr, was dieser mit seinen Fortschrittsideen, wie er es nannte, wollte; als er das Wesen dieses Reformatorspielers erkannte, da war sein Urteil bald über ihn fertig. Er hielt nicht einmal der Mühe wert, mit ihm zu disputieren, sondern verließ ihn mit einem schwachen, aber sichtbaren Lächeln. „Der Mann ist nicht ohne Religion,“ sagte Eberlin zum Grafen, „aber leider so dünkelhaft und von sich und seiner hohen Mission so eingenommen, daß ich glaube, es rappelt ihm im Kopfe, er ist eher zu bemitleiden. Er gleicht einer jener Seifenblasen, welche, wie die Weltgeschichte es an Tausenden von jeher lehrt, prunkvoll schillernd aufsteigen, um alsbald zu zerplatzen, sei's vor Hochmut oder innerer Leere. Der ist ungefährlich.“

So ließ man ihn denn gewähren. Und das bewährte sich. Zwar gewann Ägidius einige Anhänger, meist Hohlköpfe, Feinde der Kirche oder Skandalsüchtige; aber es dauerte nicht lange, so zerplatzte die Seifenblase mitsamt dem Ägidius zu gleicher Zeit. Der aber verschwand und ward nicht mehr gesehen.

Mit Samuel war eine Veränderung vorgegangen. Der hatte das Haus, das er bewohnte, aus manchen Gründen satt und wollt ein anderes beziehen. Da ließen Ernfried und Regina es nicht anders zu, als den alten gebrechlichen Mann aufzunehmen und wie einen Vater zu pflegen. Glücklich und selig war sein Lebensende, nun er Den gefunden, den er so lange verkannt. Es verging kein Tag, an dem er nicht die Morgen- und Abendandachten in Ernfrieds Familie abgehalten. Seine Kenntnisse in der heiligen Schrift waren staunenswert; das bezeugte selbst Eberlin. Die Stadtbibliothek besuchte er in jeder Woche; er selbst kaufte sich viel Bücher und studierte mit Fleiß. Nur Eines wollt dem Eberlin nicht recht gefallen; ihm schien, als huldigten der Alte und Ernfried den Ansichten Zwinglis übers heilige Abendmahl. Er konnte darin vor der Hand nichts thun, denn die Zeit war gekommen, in welcher eine Anzahl

evangelischer Pfarrer des Landes von ihm und dem Grafen Mahnungen erhalten sollten. Den Raum hierzu hatte Georg in der Veste angewiesen, wo kein Horcher Zeuge sein konnte. Die Angelegenheit sollte um der guten Sache willen nicht an die große Glocke gehängt werden.

Eberlin war wohl vorbereitet, hatte er doch einst schon in Erfurt die Schrift verfaßt, betitelt: ‚Wie sich ein Diener Gottes in all seinem Thun halten soll'*) ꝛc. „Liebe Brüder im Herrn!" begann seine Ansprache, „Seine Gnaden und ich haben bemerkt, daß nicht alle evangelischen Pfarrer der Grafschaft ihrem Amte genügen; darum Ihr vorgeladen seid mit Freundlichkeit, zu hören, worin der eine oder andere zu seinem und der guten Sache Nutz sich ändern soll. Mannigfach ist, was tadelnswert. Da sind etliche, so da meinen, das Wissen sei Menschentand. Ich aber sage Euch: ‚Wir haben keinen Gefallen an denen, die unter dem Scheine christlicher Einfalt die Leute vom Studium abziehen und zu Blöcken und Stöcken machen wollen. Die Erfahrung lehrt, wie sehr der Mangel an Künsten unserm Lande schadet. Dann meinen andere, mit dem genug gethan zu haben, was vorgeschrieben ist. O Ihr Thoren! Ihr sollt nicht bloß vorpredigen, sondern auch *vorleben* und also immerdar wirken. Wenn man allerorten rechte Prediger hätt, so gäb's in kurzen Jahren ein wohlgezogen christlich Volk, denn alles Unheil kommt von der Unkenntnis des Evangeliums. — Es gehet gar wohl zu Ohren, wenn man von dem sanftmütigen, demütigen Christo sanftmütig und freundlich redet. Man soll in *Sanftmut* ernst sein. Dazu sind die Prediger verordnet, daß sie sollen täglich Christum ins Leiden bringen. Sie müssen jeglichem seine Sünde vorbilden, daß also ein Zuhörer gleichsam meinet, der Prediger habe ihm ins Herz gesehen. Sind die Zuhörer frech und mutig, so erzähle er von Gottes Zorn über unsre Sünde. Wenn aber die

*) III, XV, XXIX.

Gewissen wohl erschreckt sind, so predige er von Gottes Gnade. Doch lasset Euch sagen: Christus, der Herr, weiß wohl, daß das menschliche Herz nicht zwo oder drei Stunden mag auf zu Gott erhoben bleiben. Darum überschüttet Eure Zuhörer nicht mit vielem und langem Predigen, als hätte man sonst nichts zu schaffen, als Euch zuzuhören. Nicht flüchtig behandelt Eure Predigt, sondern vorher schon bedenket, ob sie den Zuhörern diene oder nicht. Dazu verbauert und versauert nicht. Leset die Schriften berühmter Redner, wie des Cicero, des Erasmus und Melanchthon, vor allem aber täglich in der Bibel, doch also nicht um der Leute willen, auf daß sie sagen: ‚Wie geht es doch in der Pfarre so fromm zu!‘ — sondern aus eignem Herzenstrieb. Aus gleichem Triebe komme Euch auch das Gebet, und vergesset nicht, daß dieses nichts Andres ist, als eine Erhebung des Gemütes zu Gott. Sobald aber das Herz abfällt, so ist das Gebet auch aus. Ohne vernünftige Ordnung schaffet Ihr gar nichts. Darum rate ich Euch die Anlage von Registern und fleißige Vergleichung der Konkordanzen. Habt auch großen Fleiß, daß Ihr die heilige Schrift mit nicht geringerem Ernst leset, als wenn ihr das Sakrament empfahet. Was Ihr in der Schrift leset, das nehmet Euch selbst an; es gehet Euch am meisten an. Man soll sich mehr befleißen, fromm zu werden aus der Schrift, denn gelehrt.“ Eberlin hielt eine kurze Zeit inne, um Atem zu schöpfen. Darauf fuhr er fort, den Geistlichen in beweglichen Worten zu schildern, wie sie sich in dem einen oder andren Falle zu halten hätten und wie in allen Fällen.

Als er geendet, ergriff der Graf das Wort und sagte: „Ihr habt gehört, wie sich ein Geistlicher halten soll in seinem Berufe. Die Erfahrungen, die ich unter Euch gemacht, bewegen mich, auch davon zu sprechen, wie Ihr Euch weltlich vor den Leuten halten sollt. Gern bändige ich meinen Unwillen und spreche ruhig. Doch wenn ich von dünkelhaften Pfarrern höre, da er-

greifet mich der Zorn, der nötig ist für Gottes Ehr. Es sind unter Euch, die dünken sich, weil auf einer Hochschule gewesen, als hoch erhaben über alles, was nicht Geistlicher ist, zumal Ihr in den Dörfern, weil Ihr dort niemand treffet, der Euch überlegen ist. Ihr Elenden! Ihr seid nichts anderes als die Pharisäer. Mit Anmaßung und Überhebung schreitet Ihr einher und tragt die Nase hoch und meint, das sei Würde des Standes, die Ihr wahren müßtet. Und wenn Ihr prediget, so ist es nicht der milde Ernst und nicht die Freundlichkeit, mit der Christus und die Apostel dem Volke lehreten. Nein! hoch fahret Ihr darein, als hättet Ihr Gelehrsamkeit und Heiligkeit allein gepachtet. Hoch fahret Ihr darein, weil Ihr in Eurem sündhaften Dünkel selber glaubt, Ihr stündet viel höher als Eure Zuhörer. Ihr klaget, die Leute kämen gar so wenig in die Kirche. Die Bauern nicht, Ihr allein seid Schuld daran. Hab hin und wieder gesehen, wo ein Pfarrer nach dem Herzen Gottes ist; da drängen sich die Leute in die Kirche jeden Sonn- und Feiertag aus eignem Herzenstriebe. Ihr aber, Ihr prediget die Leute hinaus! Das macht, weil Ihr Euch bei jedem, der denken kann, gar widerwärtig macht. Gleichstellen sollt Ihr Euch den Kirchgängern, sollt mit ihnen weinen und Euch freuen. Gleichstellen sollt Ihr Euch, und wann von armen Sündern die Rede ist, Euch miteinrechnen. Eure Dünkel und Überhebung sind es, welche die Kirchen leer machen. Euer Selbstbewußtsein und anspruchsvolles Wesen sind es, welche Widerwillen erzeugen, den jeder brave Christ vor päpstlichem Hochmut empfindet. Ihr seid nichts Besseres als der Geringsten einer. Und statt mit dem Evangelium die Herzen zu nähren, andere zu gewinnen und zu fangen, spielt Ihr die unantastbaren Theologen, stehet wie ein Landsknecht vor der Kirchenlehre Wache und gebärdet Euch wie übereifrige Büttel gegen jeden, der andrer Meinung ist als Ihr, statt mit dem Herzen eines Bruders zu handeln und ihn wieder zu gewinnen. Gehe jeder, den es

angeht, in sich! Denn wahrhaftig! ich will die so schön aufgegangene Saat des Evangeliums nicht zertreten lassen durch unartige, dünkelhafte Prediger. Abgesetzt werden sie ohne weiteres. Dies ist unser Wille.“ Still ward es wie in einer leeren Kirche, als der Graf geendet und den Pfarrern Abschied gegeben. Nur einer unter ihnen sagte zu Eberlin: „Gebet uns Euer fürtrefflich Schriftlein: Wie sich ein Diener Gottes halten soll, auf daß wir's merken.“ — —

Darauf gingen Eberlin und der Graf jeder an seine besondere Arbeit. Letzterer hatte wiederholt bemerkt, daß die wertheimer Bäcker öfters ohne Waren befunden wurden, auch die Preissteigerung beliebig handhabten. Fürsorglich bis ins kleinste erweiterte er daher die alte Bäckerordnung dahin:*) ‚Jeder Bäcker muß sorgen, daß seine Bank nicht ohne Brot gefunden werde. Geschähe es aber, daß der Bäcker den Back eines anderen verwahrloset, so soll er diesem einen andern Back in 3 Tagen backen. Wenn ein Bäcker und dessen Frau dem amtlichen Brotwäger Übles nachredet, so soll ersterer 10 Stunden eingesperrt, die Frau aber ins Halseisen gesteckt werden. Aller 8 Tage soll nach dem durchschnittlichen Marktpreis ein Mehlzettel aufgestellt werden; diesen soll der Schultheiß mit den Brotbesehern und Mehlmeistern und dem Rat machen und dem Grafen zur Begutachtung vorlegen‘.

Zu weiteren Ortsgesetzen, die er in Aussicht nahm, kam es nicht. Die hohe Politik nahm den Grafen wiederum in Anspruch. Kaiser Karl hatte sich mit dem Papste wieder verbunden und zog abermals gegen Frankreich zu Felde. Das gab dem Grafen Gelegenheit, der Kirche Wesen ruhig auszubauen. Auch hatte Georg von Brandenburg, der nun die Zügel der Regierung an Stelle des verstorbenen Bruders Casimir ergriffen, eine Einladung

*) I, II, XV.

erlassen, am 14. Juni in Schwabach zu erscheinen, um dort über eine Visitation zu beraten. Es war Zeit, dahin aufzubrechen.

Während Georg sich dort befand, ereignete sich in Wertheim ein widerlich Gezänk. Als Hauptmann Fuchs von Cöln zurückgekehrt, hielt er sich still zu Haus und kam wochenlang nicht heraus. Er hatte in Cöln eine große Summe geboten, wenn man seinen Vetter Flisted und Clarenbach losließe. Darob verhöhnten ihn die Papisten, zwangen ihn, den gräßlichen Foltern zuzusehen, sowie auch — als jene standhaft bei ihrem Glauben blieben — der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen. Dort hatte man beide zusammengebunden und den züngelnden Flammen ausgesetzt. Fuchs sah die schmerzentstellten Züge der Teueren und hörte die Worte Flisteds: ‚Herr! vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!‘ Als aber die Flammen die nackten Körper blutig rot brannten, verging ihm das Bewußtsein. Hiervon erwacht sah er nur noch die verkohlten Leichname; dann eilte er von dannen. Wie Rank, konnte auch Fuchs dies nicht vergessen. Er lag zu Hause seelenkrank und so verwirrt in seinen Gedanken, daß er nur immer die Flammen, die Schmerzenszüge und die verkohlten Körper vor sich sah. An seine frühere Verbreitung des neuen Testaments und seiner eignen guten Schriften war nicht zu denken.

In Wertheim gab's etliche, die evangelische Pfarrer gewesen und nun ihr Ruhegeld gemächlich verzehrten. Die hatten nichts zu thun und kümmerten sich nun um vieles, was ihnen nichts anging. Einer von ihnen bemängelte an Fuchs, daß er gar nicht mehr zur Kirche käme; ein anderer: auch nicht zum heiligen Abendmahl. Ein dritter breitete weiter aus: Fuchs sei unkirchlich und wohl auf ihn acht zu geben. Die Tochter eines Predigers besuchte die Pfarrersleute zu Dörlesberg und bracht die Nachricht mit, Fuchs sei ein ganz unkirchlicher Mensch, so daß es endlich hieß: wohl gar ein Heide, oder angesteckt durch Ägidius. Alsbald sprach sich's herum, und weil die Menschen von ihrem Nächsten lieber das Schlechte glauben, als das Gute, so war's

in kurzer Zeit ruchbar, wie sehr Fuchs gefehlt, also, daß sich manch ein Prediger davor entsetzte.

Von einem Freunde, einem jungen Theologen, der als Adjunkt in Dörlesberg zur Aushilfe weilte, erfuhr Fuchs zuerst von der Verleumdung. Sogleich schrieb er an den dortigen Pfarrer und forderte Aufklärung. Ein stolzer Brief ohne genügende Antwort kam zurück. Darob erzürnt, schrieb er wieder, er würde den Dörlesberger Pfarrer verklagen. Dasselbe that Fuchs mit anderen verleumderischen Pfarrern, deren Teilhaberschaft er erfahren. Als diese merkten, daß Fuchs Ernst mache, suchten sie sich herauszureden; der Dörlesberger schrieb sogar: Er würde Fuchs' Freund als unbrauchbar angeben und ihm schaden, falls Fuchs ihn verklagen wolle. Mit Verachtung über solch ehrlos Gebahren legte Fuchs den Brief in einen Schubkasten, darin er alle sonstigen Schriften aufbewahrte. Er war nicht der Mann, der sich ruhig solche Verleumdungen, noch dazu ausgegangen von Geistlichen, hätte gefallen lassen. Doch überlegte er sich die Sache ruhig. Sühne mußte geschafft werden. Bracht er aber die Sache beim Gerichte vor, so ward's öffentlich, den Katholischen ein Triumph, den Glaubenslosen eine Freude. Das war der guten Sache schädlich, und das wollte Fuchs nicht; die evangelische Sache stand ihm höher, denn seine eigene. Doch zu Eberlin wollt er gehen und diesen ersuchen, daß er den Verleumdern die Ohren wasche.

Eberlin war erstaunt und wollt's anfangs kaum glauben. Als Fuchs aber die Briefe vorlegte, drei hochachtbare Zeugen nannte und Eberlin sich der nobelen Gesinnung freute, mit welcher Fuchs den Katholiken nichts wissen lassen wollte, da sagte Eberlin ernst: „Kommt in sechs Tagen zu mir um selbe Stunde, da soll Euch Genugthuung werden.“ Zur angesetzten Zeit erschien Fuchs und fand bereits sechs Geistliche vor, davon zwei noch amtierende. Eberlin bat ihn, sich neben ihn zu stellen und begann, die vor ihm stehenden, zum Teil ergrauten Sünder zu

fragen: „Habt Ihr die Schriften des Herrn Fuchs gelesen?“ — „Ja!“ anworteten die sechs. — „Findet Ihr darin etwas Unchristliches?“ — „Nein!“ hieß es, „im Gegenteil! — sehr christlich.“ — „Wißt Ihr, wie eifrig Herr Fuchs thätig ist in der Verbreitung der evangelischen Lehre?“ — „Ja — Gewiß — sehr eifrig,“ schallte es aus mancher Munde. „Ihr habt ferner gesagt und weiter verbreitet: Herr Fuchs sei unkirchlich und käme nie zum Abendmahl. Beweiset es, wenn anders Ihr nicht als Lügner dastehen wollt.“ Da ergriff einer der Geistlichen das Wort und sagte: „Ehrwürd'ger Herr! Fragt in Wertheim, wo Ihr wollt, so wird man bestätigen, daß Herr Fuchs nicht in unsre Kirche kommt und auch beim Abendmahl nicht gesehen wird, sondern nur seine Ehefrau.“ — „Herr Fuchs ist oft auf Reisen gewesen. Könnt Ihr beweisen, daß er dabei nie in eine der vielen Kirchen gekommen, noch zum Abendmahl?“ — „Nein!“ sagten etliche befangen, „das allerdings nicht.“ — „Gut!“ fuhr Eberlin fort. „Nun zeigt Ihr Euch im vollen Lichte als Lügner und Verleumder. Euch gegenüber Herrn Fuchs, der hundertmal mehr als Ihr für Gottes Reich thut, zu verteidigen, fällt mir nicht ein. Aber Euch will ich den Standpunkt klar machen. Also weil er eine Zeitlang nicht in Eure Kirche gekommen und nicht Eure Weisheit gehört, sagt Ihr, er sei unkirchlich. Ihr wollet studierte Geistliche sein und wißt nicht einmal, daß ‚nicht in die Kirche kommen‘ und ‚unkirchlich sein‘ zwei himmelweit verschiedene Dinge sind? Ihr wißt recht gut, daß unkirchlich soviel ist als wider die Kirche. Das ganze Leben des Herrn Fuchs beweist das Gegenteil. Folglich bliebet Ihr nicht in der Wahrheit. Ihr habt Euch auch gar keine Mühe gegeben, zuvor zu erforschen, ob nicht Herr Fuchs anderswo zur Kirche und zum Abendmahl gegangen; wußtet also ganz und gar nichts. So seid Ihr Lästerer. Ihr wißt auch nicht, daß Religion weit über der Konfession steht; daß ein durchaus christlich religiöser Mensch ohne Kirchenbesuch erhaben ist über einen fleißigen

Kirchgänger, der nur ein Scheinleben führt. Das bloße Kirchengehen thut es nicht. Sowie — als ich erfahren — in nicht wenigen Kirchgängern, so steckt auch in Euch der Wahn, daß das Kirchengehen ein gutes Werk ist. Wie mancher Kirchengänger geht mit dem Gedanken nach Haus: ‚Du hast mit deinem Kirchgang ein Gott wohlgefällig Werk gethan und kannst mit dir zufrieden sein.‘ Und wenn er heimkommt, geht der alte Unfriede im Hause wieder los, das Klatschen und Verleumden. Die Predigt vom Worte Gottes ist notwendig. Sagt doch Sankt Paulus: ‚So kommt der Glaube aus der Predigt, diese aber durch das Wort Gottes.‘ Aber soll sie deshalb für einzelne hochbegabte Christen, die bessre Nahrung fordern als Eure schlaffe Predigt, die allereinzigste Nahrung sein? Könnt Ihr dem Menschen ins Herz sehen? — Richtet nicht! sagt der Herr, und: Der Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an. Das weiß jeder gut evangelische Bürger. Und Ihr, die Ihr aus besserem Stoff zu sein dünkelhaft wähnt, Ihr wißt des Herrn Willen auch und thut doch nicht darnach? Das aber macht, weil Ihr herrschsüchtig seid und nicht schlicht und demütig, wie die Apostel. — Ich kenne einen Mann in Wolferstetten, der ging nach einem Jahre nicht mehr dort, sondern nach Schweinberg in die Kirche. Das machte, weil des wolferstettschen Pfarrers Predigt laues, abgestandnes Wasser war und er in Schweinberg lautere gute Predigt fand. Darob machte der Wolferstetter dem Manne unwirsche Vorwürfe. Warum? Eitel war der Pfarrer; denn es wurmte ihn, daß einer aus seiner Pfarrei die Predigt eines andern Pfarrers für besser befand. Und von dieser Eitelkeit seid auch Ihr nicht frei. — Euer unchristlich Gebaren ist der Art, daß ich Seine Gnaden, den Herrn Grafen, bitten muß, Euch strenge Strafen zu erteilen. Für heute geht und nehmt's in Zukunft mit Euerm Gewissen genau.“ Die Geistlichen gingen gedrückt von dannen, nur zwei von ihnen mit stolz erhobnem Haupte. „Ich danke Euer Ehrwürden,“ sagte Fuchs bei der

Verabschiedung. „Doch bitte ich Euch: Sagt dem Grafen nichts. Die Lektion genügt vollkommen.“ — „Wenn ich's nicht thu, so fallen sie wieder in den alten Fehler. Ginge es nach mir, so müßten sie alle fort von Wertheim, und sagte ich es unsren braven Geistlichen in der Grafschaft, sie würden mir ausnahmslos beistimmen, denn solche Weise ist für unsre Kirche viel gefährlicher, denn der Papisten Drohungen und Lockungen.“ Eberlin ließ sich nicht bewegen, er war zu entrüstet. Die unbedingte Wahrheitsliebe, Demut und Klarheit der Apostel und das beschränkte lügnerische Gebaren jener Geistlichen — welcher Unterschied!

Am nächsten Morgen erhielt Fuchs sechs Briefe, die ihn ersuchten, Eberlin von einer Meldung an den Grafen abzuhalten. Alle baten um Verzeihung und krochen zu Kreuze. Da ging der Schützenhauptmann zum Oberprediger und bat für die Schuldigen, also, daß Eberlin endlich doch versprach, die Sache bei sich zu behalten. — —

Als Georg zurückgekehrt war, widmete er sich wieder eifrig der Besserung der Zustände im Lande. Es war ein wonniger Julitag, an welchem er und Eberlin spazieren gingen auf einsamen Wegen im lieblichen Tauberthal. Die Vögel sangen munter, die Weinblüte duftete und allerorten predigte Gottes Schöpfung: ‚Die Erde ist voll deiner Güte‘. Freundlich sagte Georg: „Gott hat alles so meisterhaft und schön gemacht, alles in seiner Schöpfung verkündet es rings umher. Die Menschen, das kleine Volk, könnten es so gut haben und thun doch alles, nur um sich ja nicht wohl zu befinden. Wenn die Gesellen blauen Montag machten, um die Schöpfung und den Schöpfer zu bewundern, so mag's noch sein. So aber liegen sie in den Trinkhäusern, spielen und trinken.“ — „Die Leute denken nicht daran,“ sagte Eberlin, „daß es heißt ‚Bete und arbeite‘. Das Trinken ist der Brunnen aller Laster und sollte gleich der Gotteslästrung hart bestraft werden.“*) — „Das soll im Nächsten geschehen. Doch

*) III, XV.

bei dem Spruche ‚Bete und arbeite‘ fällt mir ein, daß wir noch allzuviel Feiertage aus der katholischen Kirche haben. Was meint Ihr, wenn ich deren viele streiche und als Arbeitstage einsetze?" — „Viel Feiertag schadet Leib, Gut und Seele. Zu was so viele! Gotte ist ein innig Gebet im Kämmerlein lieber denn viel Feiertag. Ihr würdet groß Verdienst haben, wenn Ihr's einschränkt. Wenn die Leute arbeiten oder im Gotteshause sitzen, sind sie erträglich. Sobald sie aber viel feiern, da ist der Teufel los. Da geht es an ein Schimpfen, an ein Fluchen, daß man nicht begreift, warum der Herrgott nicht gleich dreinschlägt." — „In unsren Landen ist es hierin wohl besser worden," meinte Georg, „doch nicht aus eignem Antrieb, sondern aus Furcht vor der Strafe. Wer flucht oder unnötig schwört, wird in den Spitzturm gesteckt und zahlt einen Gulden Strafe in den Gotteskasten. Weiber müssen den Stein tragen von Thor zu Thor.*) — Ihr seid gar weit herum gekommen. Sagt, wie steht's mit jenem Laster in andren Landen? Wie in Wittenberg?" — „Das Fluchen hab ich allerorten angetroffen, zumal wo man viel Feiertage hat. Sogar in Wittenberg geschieht es. Hab wie oft beim viellieben Doktor Melanchthon zu Tisch gespeist und von den Gästen sogar hier manch einen Fluch gehört. Der sanfte Gelehrte, statt in Zorn zu geraten, hat wie oft gebeten, davon zu lassen, und als dies nichts half, verordnete er mit seinem bezaubernden Lächeln: Welcher Tischgenoß einen Fluch oder Schelten begeht, muß einen Pfennig zahlen;**) dadurch entwöhnten sich alle Tischgenossen dieses Lasters und sagten darum großen Dank."

Die kleine Geschichte vergnügte den Grafen also, daß Eberlin noch viel von Wittenberg erzählen mußte. Da floß des Predigers Mund über von Lob und Preis des Luther und Melanchthon, und bescheiden hob er hervor: „Ich kam gen Wittenberg

---

*) XV, II.
**) III.

und meinte, ich wüßte viel im Evangelio. Da ich mich aber mit den Wittenbergischen besprach, sehet! da konnt ich nichts. Auch hab ich all mein Poltern dort gelassen.*) In Wittenberg wird man fein demütig und bescheiden. Es bleibt doch wahr: die größten Gelehrten sind demütig und bescheiden; die mittleren und die unteren aber meist aufgeblasene Frösche.“ Noch lange währte das Gespräch; erst als die Sonne sank, kehrten beide zurück. Georg's letzte Gedanken waren ein Dankgebet zu Gott, daß der ihm solchen feinen Mann zur Seite gestellt. Und Eberlin dacht beim Zubettgehen: ‚Ich seufze täglich, wie ich möge im Christentum frömmiglich leben, aber es geht leider noch wenig von statten‘. —

Am nächsten Tage stellte Georg mit Eberlin zusammen die Zahl der Feiertage im Jahre auf einundzwanzig fest.**) Dazu verordnete er: Dieweil die Kaufwechsel und andere Geding noch immer beim Wein gemacht und auch mit dem Weinkauf bestätigt werden, also, daß es zur Trunkenheit führt, so wird solches streng verboten, bei Strafe ꝛc. ꝛc. Ferner mahnte er, das böse unmäßige Zutrinken zu lassen und Winkelkneipen zu meiden, sonst werde er wohl einmal mit seinem Gesind kommen, Wirt und Gäste aufheben, in Turm werfen lassen und ihrer auf vier Wochen vergessen.**) — Auch das leidenschaftliche Spielen besprach er mit Eberlin, der eine große Abneigung gegen Hazardspiele hatte. „Das junge Volk,“ sagte er zum Grafen, „mag kegeln, schießen, barlaufen oder kurzweilig Komödias fürhalten. Aber alle Karten- und Würfelspiel um Geld soll ihnen verboten, nur das Brettspiel als Kurzweil erlaubt sein. Die Alten mögen spielen zu ziemlichen Zeiten an einem Orte, da man die Spieler mag sehen, doch über ein Kreuzer in ein Schanz nicht halten.“**)

Dem Grafen war dies noch zu mild und er entgegnete: „Die Spieler, so fast immer die Karten und Würfel in der Tasche

---

*) III.
**) XV, I, II.
***) III.

haben und wo sie auch hinkommen, allsogleich anfangen, zu spielen, dieweil sie keine vernünftige Unterhaltung mehr führen können, sind geistesarme und beschränkte Menschen und sollen als solche von jedermann angesehen aber auch gemieden werden, denn aus dem Spiel folgt Zorn, Mord, Verlust der Zeit, des Guts, Verderben von Weib und Kindern.“ Darum ward seine Verordnung noch viel strenger und verbot er ‚Das Bibbappen‘ (Knobeln), Kugeln und alle Spiele, wie sie auch genannt oder erdacht werden, außer Scheibenschießen. Alle Bußen sollen hinfüro einer Gemeinde zu Nutz verbauet und nicht vertrunken werden‘.*)

Auch der blaue Montag ward als Faulenzerei verordnungsmäßig abgeschafft.*) —

Im September reisten Georg und Eberlin wiederum zur Kirchen- und diesmal auch zur Schul-Visitation. Mit hoher Freude bemerkten beide, daß die Pfarrer fortgeschritten, die mangelhaften mit Fleiß bemüht waren, ihre Fehler abzulegen. Auch das Examen im Evangelium fiel befriedigend aus. Nur für die Schulen mußte noch viel gethan werden. Eberlin erhielt den Auftrag, Vorschläge zu machen.

Graf Georg konnte zur Zeit sich nicht daran beteiligen. Ein Schreiben des kaiserlichen Rates vom 2. September an Graf Michael berief die Ritterschaft zu einem am 10. Oktober abzuhaltenden Tag. Georg mußte hierbei seinen Vater vertreten. Auch Hanns Freiherr von Schwarzenberg war dazu geladen. Der aber kam schon am 1. Oktober mit seinem Sohne Friedrich, um Georg abzuholen und um — — „Was ist das mit Maria!?“ frug Gräfin Barbara am nächsten Tage ihren Gemahl; „sie wird über und über rot, sobald ich von dem schmucken Freiherrn Friedrich spreche.“ Die Antwort ward dem Grafen erspart. Schwarzenberg trat mit Friedrich ein und warb für diesen um Marias Hand wie herkömmlich. Georgs Antlitz verklärte sich ob dieses

*) I, II, XV.

Antrages. Dem Sohne seines besten liebsten Freundes sein Kind zu geben, war ein Lichtschein in sein thatenreiches, ernstes Leben. Doch Barbara war nicht so schnell einverstanden. Friedrich stand in gereiften Mannesjahren und Maria zählte noch nicht sechzehn. Darum frug sie befangen: „Wie aber steht es mit den Herzen? Mir bangt vor jeder Zwangsheirat. Die Tochter unsrer lieben seligen Margaretha, nun auch meine Herzenstochter, möcht ich durch wahre Liebe doch recht glücklich wissen.“ Darauf trat Friedrich vor und sagte: „Meine gnädigste und vielliebe Frau Muhme wollen mir verzeihen, wenn ich versichere, daß unsere Herzen zusammengehen und ich nicht gewagt haben würde, zu werben, wenn ich nicht glaubte, annehmen zu können, daß Gräfin Maria mir nicht abhold ist.“ — „So will ich sie darum zuvor befragen,“ sagte Barbara und ging fort. Georg aber bat die Freunde, dies nicht übel zu vermerken; sein Ehgemahl sei zu ihren Stiefkindern die beste Mutter. Nach einiger Zeit kam diese mit Maria zurück. „Sie willigt ein von Herzen,“ sagte Barbara. Maria trat errötend einige Schritte vor. Friedrich ging zu ihr, küßte sie auf Stirn und Mund und führte sie den Eltern vor. „Gleich auf den Mund!“ sagte Georg lächelnd, denn also war's anfangs nicht der Brauch. „Nun in Gottes Namen!“ fuhr er ernster fort. „Sein Segen ruhe auf Euch; sein heilig Evangelium erleuchte Euch, auf daß Ihr rechte Jünger Jesu Christi bleibet.“

Barbara stand am Fenster und weinte. Georg wendete sich zu ihr und frug: „Was weinest du?“ Da blickte er in ein verklärtes Antlitz, auf dem Thränen der Freunde rannen, und Barbara sprach: „O könnte Margaretha das Glück Maria's sehen, denn diese sagte mir, sie fänd kein Wort, ihr Glück zu schildern, das sie in Friedrich gefunden.“ Drauf umschlang Georg das edle herzige Weib voll Liebe und ward gar tief bewegt in Demut, da er doch seinem Gemahl ganz insgeheim zuflüsterte: „So hohes Glück, solch lieb und herzig Weib zu haben, wie du, und solche brave Kinder — verdien ich nicht.“

Es war ein großes Freudenfest, die Verlobung; nicht nur in der Veste, auch in Wertheim und im ganzen Lande. Es kamen Deputationen zu Hauf, um Glück zu wünschen. Der Vater Schwarzenberg konnt nur mit Mühe daran teilnehmen. Er zog sich oft zurück in Georgs Gemach. Dies fiel dem Grafen auf und er ward besorgt. „Was hast du, lieber Hanns!? Bei Gott! du siehest leidend aus. Sag, was dir ist, ich will sogleich die Ärzte holen.“ „Nein laß das!“ sagte Schwarzenberg mild. „Ich preise meinen Gott, daß er mich noch in meinem fünf und sechszigsten Jahre so hohe Freude hat erleben lassen. Das holdselige Töchterlein meines liebsten Herzensfreundes verbunden zu wissen mit meinem lieben Friedrich — das ist zu viel des Glücks. O könnte es meine Kunegundis sehen — sie wäre glückselig.“ Da umschlang Georg den Freund und beide blieben eine Zeitlang vor Bewegung stumm. Dann begann der Freiherr: „Doch über alles geht mir das einzig dauernde Glück, das wir alle, fast alle gefunden haben in Christo Jesu.“ Bei den Worten ‚fast alle‘ ward Schwarzenbergs Antlitz traurig; er dacht an seinen abtrünnigen Sohn Christoph. Georg verstand diese stumme Sprache. „Es ist nicht aller Tage Abend und der Herr lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche.“ — „Nein nein!“ entgegnete der Freiherr. „Ich geb die Hoffnung auf. Nicht lange mehr werd ich auf Erden weilen. — Doch laßt uns nicht die gegenwärtige Freude schmälern. Seien wir wieder fröhlich mit den Fröhlichen.“

Das mußten sie auch werden; denn nun waren auch die Schwestern der lieblichen Braut herzugekommen: Margaretha, Anna und Felicitas. Deren Erziehung entbehrte nach dem Tode der Mutter viel der Etikette, darum sprangen sie zwanglos herbei und umlagerten die verlobte Schwester. Felicitas, obgleich sie von dem Glücke nichts verstand, küßte sie stürmisch auf den kirschroten Mund, bis endlich Barbara die Jungfrau erlöste, doch freilich, um nun selbst mit dem Küssen an die Reihe zu kommen. —

Beim frohen Festmahle mußte Eberlin ganz in Georgs und Schwarzenbergs Nähe sitzen. Sein Weiblein Regelinde erhielt ihren Ehrenplatz bei den jungen Gräfinnen. Nur eine Trübung gab's; Graf Michael, der Braut Großvater, war durch Altersschwäche verhindert, zu erscheinen, und Georgs geliebte Mutter Barbara durch Krankheit.

Inmitten des Mahles waren Schwarzenberg und Eberlin in ein litterarisch Gespräch geraten voll Geist und Leben. Graf Georg hörte mit feinem Verständnis aufmerksam zu. Er hatte keine Werke herausgegeben, saß aber stolz dabei; war doch der eine sein Freund und Vetter, der andere sein Freund und Prediger. Quintilian, Schwarzenbergs Cicero und Eberlins Tacitus wurden vielfach im Gespräch erwähnt. Und als der Freiherr bei letzterem stehen blieb und absichtlich, um zu weiterer Rede zu reizen, die Fehler der alten Deutschen hervorhob, verteidigte Eberlin die Vorfahren. „Sie hatten wenig Staatssystem," sagte Schwarzenberg. „Kann sein," entgegnete Eberlin; „doch erkennt Tacitus an: Die Fürsten fleißen sich, mehr vorzustehen mit Thaten, denn mit Geboten. — In Deutschland gelten gute Sitten mehr, denn anderswo gute Gesetze. Und mich dünkt, dies ist weiser denn umgekehrt." — „Doch waren sie schwerfällig in Handel und Wandel." — „Dafür wußten sie nichts von Wucher und Betrug." — „Die Frauen mußten die untergeordnetsten Dienste leisten." — „Doch waren sie keusch und jedermann achtete seine Eltern." Georg ward durch den munteren Wortwechsel erlustigt und hörte lächelnd zu. Doch als Eberlin auf des Freiherrn Vorhalt des vielen Trinkens zur Antwort gab: „Der Vorwurf ist gerecht, doch um so schöner des Tacitus Meinung: Sie haben viel Verstand und übereilen nichts. — Das Glück halten sie für ungewiß, aber die Tugend für gewiß. — Sie hören bald auf zu weinen und zu klagen, aber Schmerz und Traurigkeit höret langsam auf" — da ward Georg ernst. Beides paßte auf ihn und Schwarzenberg. Und weiter drang sich ihm der

Gedanke vor: Soll auch unser Glück ungewiß sein? Doch wenn er auf das Brautpaar sah und auf das glückstrahlende Antlitz der blutjungen Maid, da legte sich sein Zweifel und die Gegenwart hatte ihr volles Recht wieder.

Als die Tafel aufgehoben, beendeten die beiden ihr Gespräch, indem Eberlin sagte: „Wie frohlocket mein Herz, daß ich nach langen schweren Prüfungen und Leiden an der Seite des teuren Grafen Georg von Wertheim weilen darf, von welchem unser Luther sagt: ‚Sieh dich um nach frommen feinen Edelleuten, wie Graf Georg von Wertheim. An denselben labe und tröste dich"
— und Schwarzenberg: „Reicht mir Eure Hand, viellieber Herr! Und ich freue mich, daß ich noch den teuren Gottesmann kennen gelernt, der um des Evangeliums willen so viel hat leiden müssen, und nun ein Freund ist meines warmgeliebten Georgs. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen." — —

Am 8. Oktober ritt Georg mit Hanns und Friedrich frohen Sinnes ab nach dem Versammlungsort der Ritterschaft. Dort hatten sie an neun Tage beraten. Darauf nahm er von den Verwandten Abschied und ritt mehrfach beglückt heim, denn er hatte bei der Tagung seinen Schwager Erbach getroffen, wie auch die Grafen Hans und Wolf von Castell, Graf Philipp von Rieneck, die Schenken Georg und Gottfried von Limburg und andere mehr.

Seine Ankunft in der Veste ward von den Seinen freudig begrüßt und herrschte an dem Abend Glückseligkeit in allen. Mitten im heimischen Glücke aber ward er abgerufen, ein Eilbote überbrachte ein Schreiben von Herrn Friedrich Freiherrn von Schwarzenberg. „Gewiß ein Gruß von ihm an sein Marialein," sagte Margaretha neckend. Georg ließ den Boten und dessen schweißtriefendes Pferd gut bewirten und gut pflegen. Er blieb lange aus, also, daß Barbara besorgt ward und in sein Gemach ging. Sie fand ihn knieend und laut schluchzend; am Boden lag ein Blatt Papier. Die Gräfin beugte sich voll Teilnahme

zu Georg herab, konnt aber auf ihr Fragen keine Antwort erhalten. Sie nahm das Blatt und las — las wieder, als hätt sie sich getäuscht — ‚Der Freiherr Johann von Schwarzenberg ist nach kurzem Kranksein am 21. Oktober selig im Herrn entschlafen.‘ *) —

Da gab's ein großes Klagen in der Veste, in der Stadt und auf dem Lande, im ganzen deutschen Reich; denn der Dahingeschiedene stand in aller Evangelischen Herzen hoch, sogar bei Andersgläubigen. Eberlin konnte sich der Thränen nicht enthalten. ‚Wer weiß, ob wir uns wiedersehen,‘ hatte der Teure gesagt, wohl seinen Tod geahnt. Georg aber, als er Maria getröstet, ging er in sein Gemach zurück und überdachte all die schönen, fesselnden und erquickenden Stunden, die er mit ihm verlebt. Er war es, der den Grundstein zum evangelischen Bau in ihm gelegt und noch lange weiter gebaut hatte. Er war der nie versagende Freund in allen Dingen, der ihn durch manche Perle seiner Winke ermuntert und erfreut. Wie kurz kam ihm das Glück der Freundschaft vor; doch ewig blieb ihm das Angedenken an seinen hohen Wert. Noch einmal ließ er seinen Thränen vollen Lauf, dann hemmte er diesen im Gebete; blieb aber bis an sein Lebensende traurig.

‚Das Glück halten die Deutschen für ungewiß, die Tugend aber für gewiß. Sie hören bald auf zu weinen und zu klagen, aber Schmerz und Traurigkeit höret langsam auf.‘ —

*) VIII.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie bei jedem Jahreswechsel, so that Georg auch am ersten Tage des Jahres 1529 einen Rückblick auf das vergangene. Es war darin viel geschehen, am meisten in seinem Hause. Er gedachte seiner zweiten glücklichen Vermählung, der glücklichen Verlobung seines Kindes und pries Gott für so vieles Gute, das er empfangen. Auch in der weiteren Verwandtschaft hatte sich Besonderes ereignet. Am 12. November des Vorjahres war das Jubiläum des Domherrn Johann, Grafen zu Rieneck gefeiert worden;*) das war derselbe Johann, den er in Begleitung des jungen Philipp von Rieneck in Erbach getroffen. Lange währte das Fest und wurde glänzend gefeiert; waren doch die eingeladnen Gäste, darunter Georg, an 41 Tischen bewirtet worden. Aber der teure Freund Schwarzenberg fehlte hier an allen Ecken und Enden, also, daß Georg dem großen Feste nicht mit freudigem Geiste beiwohnen konnte.

Befriedigender gestaltete sich die Kirchenvisitation. Nachdem etliche unbrauchbare Geistliche entfernt worden waren, — von denen, welche so schnöde und unchristlich gegen Fuchs gehandelt hatten, wußte er nichts — freute er sich des Bewußtseins, daß in seinen Landen die Predigt und Verbreitung des Evangeliums in guten Händen lag. Diesem wie der Verbesserung der Sitten und der Lage seiner Unterthanen waren die folgenden Winter-

*) XIV.

monate gewidmet, doch also, daß er mehr Zeit fand, sich dem traulichen Verkehr mit seiner Familie hinzugeben.

Luthers im März erschienener Katechismus kam ihm und Eberlin hoch willkommen, vor allem für die Schulen. Auf den Spaziergängen der beiden Unzertrennlichen ward viel darüber beraten. Eberlin riet die Einrichtung einer Sonntagsschule,*) auf daß die Jungerwachsenen nicht faul werden und vergessen. Besonders war der Graf einem Vorschlag hold: daß ein Kindergottesdienst*) eingeführt werde. Und später hat auch Eberlin seinen Amtsbrüdern kundgegeben: „Es ist mein getreuer Rat, daß Ihr die jungen Kinder in der Woche einmal oder dreimal zusammenberuft und ihnen von Zucht, Ehrbarkeit und den Geboten Gottes deutlich, klar, kindlich saget, denn sie mögen sonst Eure Predigt im Tempel nicht wohl verstehen; sie sind zu blöde."*)

Auch Eberlins Rat: Schulzwang einzuführen und die Schulen auf Gemeindekosten zu erhalten,*) berücksichtigte der Graf; desgleichen billigte er den Gedanken seines Oberpredigers, Handfertigkeitsunterricht zu erteilen.

„Man befleiße sich," sagte Eberlin im Laufe des Gesprächs, „irgend eine Arbeit zu lernen zur Übung des Leibes. Arbeit ist ehrlich. Ohne sie mag man nicht lange der Sinne warten. Auch ist Handarbeit nützlich im Haus zu eignem Gebrauch, wie auch dadurch viel melancholische Phantasie vertrieben wird."*)

Reich an guten praktischen Entwürfen kehrten beide zurück in die Veste. Georg hätte sie mit Eberlin gern sogleich ausgearbeitet: doch mußte er zum Reichstag nach Speier. Ehe er abreiste, beschäftigte ihn noch die bisherige Art, wirtschaftliche Verordnungen von der Kanzel herab bekannt zu geben. Das durfte nicht mehr sein; die Kanzel sollte nur zu kirchlichen Zwecken benutzt werden. Daher Georg am 4. April an den Schultheiß Ries die Verordnung schickte, daß herrschaftliche Ordnungen,

---

*) III, XV.

Ge- und Verbote nicht mehr auf der Kanzel zu verlesen seien, sondern auf dem Kirchhofe oder im Rathaus.*)

In Speier herrschte unter den Evangelischen großer Mißmut. Die Päpstlichen waren in der Überzahl und forderten die Aufhebung der neuen Lehre. Da aber standen die Fürsten und Grafen auf und protestierten scharf gegen solche Vergewaltigung. Graf Georg war einer der ersten, welche am 19. April die formulierte Protestation offen unterzeichneten.*)

Während Georgs Abwesenheit war Samuel schwer erkrankt. Ernfried und Regina, die ihn in ihr Haus aufgenommen, pflegten ihn wie einen Vater. Dort hat er viel gelesen in geistlichen Dingen und viel Bücher benutzt aus der Bibliothek. Als Georg zurückkam und den Samuel besuchte, erschrak dieser über des Grafen Aussehen. „Es steht alles in Gottes Hand," sagte er hinterher zu Ernfried, „aber ich glaub, der gnädige Herr wird nit lang mehr leben." Sein Erschrecken war begründet. Georgs altes Leiden trat öfters wieder hervor. Er ließ sich nicht werfen und wirkte wie bisher, besuchte sogar Hochzeiten seiner Pfarrer.**) Je mehr ihn der gute Geist in den Pfarren gefiel, desto mehr erzürnten ihn gewisse Sittenlosigkeiten in bürgerlichen Kreisen. Eine Verordnung ließ er an die Kirche schlagen, darin all dergleichen Laster mit hohen Strafen belegt wurden.**) Diejenigen, die es anging, zuckten darüber höchstens die Achseln.

Ein Tag nach dem andern sah den Grafen emsig beschäftigt, wiewohl es ihm gar sauer ward. Eberlin bemerkte dies mit Besorgnis und bat ihn, sich zu schonen. Georg aber antwortete: „Lieber! ich weiß nicht, ob ich diese Stunde überleb, darum will ich nichts aufschieben, was Gottes Ehre zugehört."**) Danach drang Eberlin darauf, daß er ihm manche Arbeit abnehmen dürfe. Nur zweimal hat es Georg angenommen. Das eine

---

*) XV, II.
**) XV.

Mal beim Tode der geliebten, hochbetagten Mutter, die am 1. August im evangelischen Glauben selig von der Erde schied.*) Das zweite Mal zu Marias Vermählung mit Friedrich von Schwarzenberg. Sie fand am 8. September*) statt und konnt um des Todes der Mutter willen nicht aufgeschoben werden; alles war längst vorbereitet und Friedrich mußte bald zurück zur Heimat. Wie sehr fehlten hierbei die treuliebende Großmutter und Friedrichs Vater! Zwei Trauerfeste schienen es zu sein. Doch Georg gab sich viel Mühe, seinen Vater Michael aufrecht zu erhalten, und Barbaras gewandtes Wesen wirkte wohlthätig auf das junge Ehepaar, also, daß die Hochzeit zwar ernst, doch mit Freudigkeit im Herrn verlief.

Als das Fest und der schwere Abschied vom Kinde vorüber, versank Georg wieder in Traurigkeit. Sein redlich Gemahl that alles, um ihn zu erheitern. Sie hatte ja selbst zu tragen, doch flüsterte sie ihm zu: „Vielleicht, viellieber Georg, vielleicht doch.“ Und dieses Vielleicht ward zur Gewißheit, denn die Kanonensalven und das Glockenläuten verkündeten im Oktober, daß Gräfin Barbara dem Gemahl ein Söhnlein geschenkt habe,*) einen Stammhalter. Da ward es licht in Georgs Gemüt und warm im Herzen des 77jährigen greisen Vaters. Der nahm das Kindlein auf die Arme und ließ darauf die seligsten Freudenthränen fallen. Und als er den lieblichen Sprößling wieder der Kindsfrau übergab, umarmte er den Sohn und sagte ihm leise ins Ohr: „Nun wollen wir Gott preisen und ihn bitten, daß er das Kindlein seines Geistes voll mache und im lauteren Glauben des Evangelii erhalte.“ Als Georg erstaunt frug, ob sein lieber Herr und Vater auch zu den Protestanten gehöre und Michael zur Antwort gab: „Konnte ich denn anders? Ich bin mit Leib und Seel der neuen Lehr' ergeben“ — da gab es eine Freude,

---

* I, II, XV.

wohl höher noch, als die über die Geburt des Söhnleins. Die Leute in der Veste aber, in der Stadt, im ganzen Lande, feierten Jubelfeste und konnten der Freuden nicht satt bekommen über die Geburt des Grafen Michael III., denn also ward er, dem Großvater zu Ehren, getauft. Eberlin war tief bewegt über dieses Gnadengeschenk Gottes und vergaß auf Augenblicke ganz der Sorge um des Grafen wankende Gesundheit. Auch dieser dachte nicht hieran, sondern lebte bereits der Zukunft des Sohnes, indem er auf einem Spaziergange zu Eberlin sagte: „Nun soll es mein und Barbaras Sorge sein, ein rechtes Gotteskind aus ihm zu machen. Und daß er dazu festen Grund lege, soll er die Hochschule zu Wittenberg besuchen, soll Luther hören und Melanchthon." — „Da ist er in guten Händen, gnäd'ger Herr! — Sonst hätt ich manches an unsern Hochschulen auszusetzen, vor allem den toten Gedächtniskram. Doch der weise und edle Melanchthon ist gleich mir ein großer Feind davon. Es gefällt mir nicht, die Jugend durch so vielen wüsten Schlamm zu führen. Eine Kurzweil muß das Lernen sein. Kann auch nimmermehr der Schulrichtung huldigen, deren höchstes Ziel gar einseitig das Lateinsprechen ist. Ich fordere ebenso: Einleitung in die Rechtswissenschaft, darum ein jeglicher sein Billiges und sein Unbilliges wisse."*) — „Was aber meint Ihr von den alten Klassikern?" — „Ich schätze sie," sagte Eberlin, „zumal wegen historischer Belehrung. Den Cicero und Xenophon laß ich mir gelten, den Tacitus, Vergil uud Quintilian und andere. Nur muß ich der Humanisten Meinung scharf tadeln, als sei die klassische Weisheit Endzweck unseres Lebens. Wenn alle Menschen nur solche einseitige Humanisten wären, so gäb es keine Christen mehr, so daß ich meine: Erst Gottes Wort und Christentum! Die Klassiker aber können nur angenehme, bildende Hilfsmittel sein, nie

*) III, XXIX.

Zweck selbst. Wer diesen allein huldigt, den erkennt man alsbald an seinem verschrobenen Kopf und lächerlichen Dünkel."

Noch manche andere Freude sollt Georg erfahren. Zwar war bei der ersten Versammlung zu Schmalkalden, an der er teilnahm, vorläufig wenig ausgerichtet worden. Auch fanden durch die Päpstlichen von neuem wieder Greuel, Foltern, Martern und Verbrennen statt, wie die an dem braven Wilhelm von Zwollen; doch sah der Graf trotz dieser Missethaten die Schar der Protestanten wachsen, auch in seiner Nähe. —

Weiter kam ein Bote aus dem Würzburgischen, der bracht ein Schreiben von Bastian, der den Grafen beweglich bat, ihm und seiner Ehefrau, der einstigen Erzieherin, Fräulein von Kellingen, zu erlauben, zu ihm zu kommen. Sie würden ihres Lebens nimmer froh, wenn sie nicht Verzeihung aus seinem Munde hörten. Das Fräulein fühle tiefe Reue und habe ihn dem evangelischen Glauben geneigt gemacht; noch mehr jedoch des Grafen christliche Liebe, mit der er ihm wie oft verziehen. Das habe mächtig auf ihn eingewirkt. Wer so handele, müsse guten Glauben haben; darum denn auch die von Kellingen ihn schon gar trefflich vorbereitet gefunden, also, daß er danach ein evangelischer Pfarrer geworden.

Hiernach befahl Georg seinem Amtmann von Üttingen, er solle beide geleiten bis nach Wertheim. Das Wiedersehen, das hier erfolgte, begann mit bittrer Reue. Georgs gütige Worte richteten die beiden wieder auf. Seine gänzliche Verzeihung ward ihnen zu teil, also, daß sie wohl getröstet, ihrer Thränen aber nicht Herr wurden. Nachdem die Reuigen geschieden, hatte Georg eine stille selige Stunde für sich.

Der Winter kam heran und hielt die Menschen enger und geselliger zusammen. Eine neue gute Eheordnung*) war's, die den Grafen mit Eberlin oft zusammen führte. Und als man das Jahr 1530 schrieb, war sie gereift und ward bekannt gemacht.

*) I, II, XV.

Doch immer schlimmer wurde es mit Georgs Krankheit. Er mußte sich legen, sonst ward das Atmen schwer und der Schmerz in seiner Brust zu groß. So kam der März. Gern hätte Georg den zum 8. April für Augsburg ausgeschriebnen Reichstag besucht; es war nicht dran zu denken. Georgs Geist ruhte bis zur letzten Stunde nicht; das, sagte er, sei seine Pflicht, die Gott ihm auferlegt. Die Zeit, die er auf dem Krankenlager hatte, verwendete er dazu, das Werk des Evangeliums immer mehr zu befestigen. Er wollte, daß jeder Erwachsene darin gefördert und angehalten werde, zu einer Beichte und Christenlehre zu erscheinen.*) Vergeblich suchte Eberlin ihm diese Zwangsmaßregel auszureden. „In der Beichte," sagte er zum Grafen, „soll der Sünder von keinem Menschen getrieben kommen, sondern von eigner Not." Doch bestand der Graf fest auf Ausführung des Befehls.

Der März verstrich und jeder gab die Hoffnung auf. Der Schützenhauptmann hatte seine Sorge darüber dem Hans Sachs mitgeteilt. Der kam alsbald herzu und bat um Einlaß in Georgs Krankenzimmer, was ihm auch gewährt ward. Kaum eine halbe Stunde konnt er drin verweilen. Als Sachs wieder herauskam, weinte er wie ein Kind und ging still und traurig hinab zur Stadt. Hier blieb er bei Klaus Nappenbach zur Nacht.

Auch Samuel lag hilflos auf dem Krankenlager. Er konnte nicht mehr sprechen und hatte Mühe, Regina begreiflich zu machen, daß er den Grafen gern noch einmal sehen möchte. Ernfried erriet es und als er ihn frug, ob er es so meine, zwinkerte Samuel mit den Augen. Anfänglich ward's dem Samuel abgeschlagen, da der Graf selbst der größten Ruhe bedurfte. Doch dieser hatte den Wunsch gehört und befahl, den Alten einzulassen. Zwei starke Männer mußten Samuel in einem großen Stuhle tragen; den setzten sie auf Georgs Befehl hart an sein Lager. Der Graf reichte dem Todkranken die Hand. Samuel

*) I, II, XV.

drückte sie mit seinen letzten Kräften an die Wange und sah ihn unverwandt lächelnd an wie ein zufriedenes Kind. Das war sein letzter Dank. — Nur wenige Minuten mochte dies gedauert haben, dann schloß der Greis, noch lächelnd, die Augen, um sie nie wieder aufzuthun.

Gräfin Barbara erschrak; sie fürchtete eine gefährliche Erregung ihres Gemahls. Doch dieser schaute verklärt auf Samuels entseelten Körper und sagte zu Barbara: „Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. — Samuel ist schwer geprüft worden in seinem Leben; aber er hat viel gerungen um die Wahrheit; an ihm bewahrheitet sich das Wort der heiligen Schrift: Gott ist nahe allen, die ihn anrufen, die ihn mit Ernst anrufen. — Glaubt mir, vielliebe Barbara: Wenn mir's im Innern einmal bange ward und ich gedachte Samuels, da ward ich neu befestigt und zufrieden." —

Weinend umstanden Ernfried und Regina die Bahre Samuels. All die Bilder aus vergangner Zeit stiegen wieder auf, seine Teilnahme für Verfolgte und Gedrückte, sein kluger Rat und seine, wenn auch versteckte Herzensgüte. Das Ehepaar suchte in seiner Truhe nach einem Rocke für die sterbliche Hülle. Dort fanden sie einen Kasten, darauf ein versiegelt Schreiben. ‚Testament — hat Eile' stand daneben. Während Regina den Abgeschiedenen schmückte, trug Ernfried das versiegelte Testament in die Kammer des Gerichts. Das mußte es dem Grafen unterbreiten. Georg erbrach das Schreiben im Beisein seiner Gerichte und sagte tief gerührt, nachdem er es gelesen: „Der Verblichene ist reich gewesen und hat sein Geld an etliche vermacht. Eine hohe Summe erhalten Rank und Regina, eine kleine ist bestimmt für sein Grab. Alles übrige, erstaunlich viel, will er verwendet wissen für unglücklich vertriebene evangelische Christen, doch also, daß diese nit dem hartköpfigen Gezänk beistimmen, das die Obersten der Lutherischen außer dem sanften Melanchthon gegen Zwingli

schnöde führen, denn Zwingli ist auch ein Christ. ‚Was sind die Menschen doch für kleinliche Geschöpfe‘, setzt Samuel hinzu. ‚Statt sich des höchsten Gebotes der Liebe zu befleißen, streiten sie sich unter gegenseitiger Verwünschung bis aufs Blut um Nebendinge und Dogmen, die da sind erst von den Menschen gemacht viele Jahrhunderte nach unsers Heilands Tod. Jesus Christus hat alles, was not thut, klar und deutlich ins Herz hinein gelehrt, daß es ein Kind versteht und kein Zweifel ist. Sünde ist's und Thorheit, anzunehmen, unser Gott und Heiland hätt mancherlei in seiner Lehr gelassen dunkel und zweifelhaft. Wenn so manches andere gar so unbedingt notwendig wär zum Heil der Seele, würd's der Herr genau ebenso deutlich gelehrt haben wie die Liebe, den Glauben, die Hoffnung. Hätt noch viel zu sagen von den Thorheiten der Christen. Kann aber nit mehr schreiben. Gott sei mir Sünder gnädig um meines Heilands und Erlösers Jesu Christi willen‘. — — Bei Gott! Der Samuel hat's genau genommen um den Glauben und war ein denkender Mensch, dessen Weise wohl zu beachten ist. — Sein Testament soll streng so ausgeführt werden, wie der selig Dahingeschiedene gewollt.“ —

Das ward alsbald gerichtlich festgesetzt und ausgeführt. Samuels Christenleben war ein Leben der Liebe, darum fanden seine Worte manchen Widerhall in Georg, zumal das Gezänk mit Andersgläubigen, worüber er selbst Erfahrungen gemacht. Es ward Georg schwer, zu schreiben. Doch weil ihn des Apostel Johannes Wort beständig beschäftigte: ‚Kindlein! liebet euch untereinander!‘ wie auch Pauli Mahnung: ‚Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle‘, — so überkam ihn, je näher er sich dem Tode fühlte, immer mehr der Gedanke, wie doch die Liebe das Hauptgebot sei; wie völlig liebeleer der Päpstlichen greuliches Foltern, Schinden und Verbrennen; wie kleinlich sonst auch der Menschen Streiten und widerlich Gezänk

um Buchstaben. Das Schreiben ward ihm blutsauer. Aber die Liebe gab ihm Kraft, die Feder noch einmal zu ergreifen und seine Unterthanen zu mahnen:*) „Wir mögen nicht leiden, daß die Bürger von Wertheim zwieträchtig sind von wegen der ungleichen Lehre, den Glauben betreffend; mit unfreundlichen Scheltworten, unter Augen oder hinterwärts, Uneinigkeit erzeigen. Denn wiewohl uns allweg sehr übel gefallen, daß die Worte und Gnad unsers Herrn Jesu Christi, der allein unsre Seligkeit ist, zum Teil gar veracht worden, so haben wir doch immerdar vorgenommen, niemand von seinem Glauben abzudringen. Aber das wollen wir von einem jeden, wesserlei Glaubens er auch ist, daß er gehorsam ist gegen ordentliche Obrigkeit und unter seinen Beiwohnern mit höchstem Fleiß bürgerliche Zucht fördern und erhalten helf." — Das war der letzte Wille des Grafen Georg von Wertheim.

Am andern Tage, am 17. April,**) knieten Barbara und die Kinder weinend am Krankenlager des Geliebten und empfingen mit ihm aus Eberlins Hand das heilige Abendmahl, das Brot, den Wein. Drauf legte Georg die Hände segnend auf alle, legte sich nieder, faltete die Hände und bewegte die Lippen wie zu einem Gebete kurze Zeit. Dann mocht noch vielerlei ihn beschäftigen. Die Seinen hörten ihn mehrere Sätze leise aussprechen, wie: ‚Mein armer Götz von Berlichingen' — — ‚Lieber Wenkheim' — — — ‚Rüdt ist brav' — — — Darauf schien ihm das Bewußtsein zu schwinden. Noch ein tiefer Atemzug und seine Seele schied friedlich und selig zu dem, für den er gestritten mit aller Kraft.

Eberlin vermochte keinen Trost zu spenden. Er kniete mit den Hinterlassenen am Totenbette seines Herrn und Freundes

*) I, II, XV.

**) II, XV Todestag.

und weinte bitterlich. Und als es im Lande bekannt ward, thaten Tausende desgleichen.

Zum Begräbnis wollt Eberlin die Abschiedsrede halten. Die sollte herrlich werden durch des lieben Herrn große Tugenden. Doch als er sich an seinen Tisch setzte, die Rede niederzuschreiben, befand sich's, daß er immer wieder weinen mußte,*) also, daß er nicht wagte, die Rede zu vollenden; schien ihm doch, als vermöchte er allein nicht, sein Lob nach Gebühr zu verkünden. Da rief er die 19 Pfarrer der Grafschaft zusammen und stellte ihnen vor, wie daß er seiner Thränen nicht Herr werden könnte, um würdig zu predigen, und bat, daß sie ihm helfen sollten, daß jeder eine Tugend des seligen Herrn preisen solle.

Mittlerweile waren viele Verwandte und Freunde des Dahingeschiedenen erschienen in tiefer Trauer. Der wenigen Fehler, welche der Verstorbene hatte, gedachte niemand. Die ganze Wucht aber seiner Vorzüge lag auf den Trauernden, hohen und niedern, also, daß diese tief gebeugt waren. Die Beisetzung fand in der schönen Stadtkirche zu Wertheim statt, früh 7 Uhr. Sie begann mit einer kurzen Ansprache Eberlins.**) Mit bebenden Lippen sprach er vom Nutzen wahrer Erkenntnis der Auferstehung Christi, der Schwierigkeit, sie zu fassen (auch für fromme Menschen), und daß den Gläubigen alles zum Guten diene. Im Glauben an die Auferstehung liege auch für uns ein großer Trost bei der Trauer um den Verlust des lieben Herrn und Vaters Grafen Georg, laut der Versicherung Pauli: ‚Wir wollen Euch aber, liebe Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß Ihr nicht traurig seid, wie die andern, die keine Hoffnung haben. — Von des Grafen Frömmigkeit und Gutthaten wäre viel zu sagen; alle Deutsche, ja auch Auswärtige hätten genug zu reden von diesem christlichen Helden. Er selbst

*) III, XV, XXIX.

**) Bis gegen den Schluß: III.

aber fühle mehr Lust zu weinen, als zu reden. Darum wolle er von den andern Predigern jeden etwas über ihn sagen lassen.

Darauf sprach jeder der evangelischen Geistlichen vom Lettner herab von den zahlreichen Tugenden des selig Dahingeschiedenen. Deren waren nicht wenige, denn jeder der 19 Pfarrer wußte etwas Großes und Gutes zu verkünden. Zwischenein sang die tief ergriffene Gemeinde Psalmen und Lieder, so daß die Feierlichkeit eine gar erhebende wurde.

Eberlin hatte sich unterdes gesammelt, also, daß er noch eine Schlußrede halten konnt, darinnen auch vorkam: „— Er hat viel Angst, viel Traurigkeit, viel Sorg in seinem Herzen geduldet und sich doch hierin also gelind, sanft und geduldig allzeit gezeigt, daß man gefunden hat, Gottes Geist war bei ihm. Wenig hat er darnach gefragt, ob sein Handeln fürs Evangelium den Machthabern und großen Herren wohlgefiel. Üble Nachred hat er sich nie geweigert zu erdulden. Hat im Gegenteil manch einem Feinde gern verziehen. Auf seinem Grabstein wird's geschrieben stehen: ‚Er war des wiedergewonnenen Evangeliums erster Verteidiger,‘ obgleich ihm nicht geringe Gefahren entgegen standen. O Wertheim, liebes Wertheim! vergiß nie was du an ihm verloren, was du von ihm gewonnen. Darum halte fest, was du hast, daß niemand deine Krone raube. — — Lasset mich schweigen! es übermannet mich abermal die Wehmut, daß solch ein lieber Herr und Gottesstreiter mußt gar so bald von uns gehen. Uns aber, die wir gewiß sind, daß er droben mit Freuden zur ewigen Seligkeit aufgenommen werde, lasset bedenken, daß auch wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.“ —

Nachschrift.

Nach dem Tode Georgs II. übernahm dessen greiser Vater Michael I. wieder die Regierung, starb aber bereits am 24. März 1531 und ward beigesetzt in Sandbach. Georgs Sohn Michael III. ‚war allen Zeitgenossen ein Wunder durch seine feine Bildung. Mit vollem Verständnis vermochte der Fünfzehnjährige den Vorlesungen Luthers, Melanchthons und andrer Gelehrten zu folgen; in elegantem Latein berichtete er seinem Oheim aus Leipzig über seine dortige Studienzeit, die er im Hause des berühmten Humanisten Camerarius verlebte. Wie dieser erzählt, kam Melanchthon mehrfach blos deshalb nach Leipzig, um mit Michael, den er wegen seiner Bescheidenheit und schönen Begabung wahrhaft väterlich liebte, gemeinsame Stunden zu verleben‘.

Michael war es, welcher Götz von Berlichingens Befreiung mit erlebt hat, wie auch das selige Dahinscheiden Dr. M. Luthers in Gegenwart vornehmer und gelehrter Zeugen. — Mit Graf Michaels III. Tode im Jahre 1556, starb das Geschlecht der Grafen von Wertheim aus. Während seiner Regierung ist die ganze große Grafschaft evangelisch geworden, jedes Kloster erloschen.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.



Wagner, Johannes Andr. von

Der Graf von Wertheim Ein Lebens- und Geschichtsbild aus der Reformationszeit. Von Johannes Renatus

Erlangen 1892